# Littauische Geschichten

von

Ernst Wichert.



Neue Folge.



Leipzig,
Verlag von Carl Reißner.
1890.

Meinem lieben Freunde

# Paul Heyse

zugeeignet.

Nach Deiner eigenen Schätzung, wie sie sich nach dem Erscheinen des Einzelnen brieflich kundgegeben, glaube ich Dir von allen meinen novellistischen Erzeugnissen nichts Erfreulicheres zueignen zu können, theuerster Freund, als eine Sammlung meiner littauischen Geschichten. Ob freilich das Lesepublikum Deinen Geschmack theilte, muß dahingestellt bleiben. Wenigstens ist der erste, schon 1882 erschienene Sammelband, der neben „der Schaktarp“ und „Eve“ auch die Erzählung „Ansas und Grita“ enthielt, die Du der Aufnahme in den Deutschen Novellenschatz würdig befunden hattest, in erster Auflage erst beinahe vergriffen. Aber ich will mich darüber nicht beklagen. War es doch ein Wagniß, die Littauer in die novellistische Literatur einzuführen, ein im Aussterben begriffenes Völkchen an der äußersten

Nordostgrenze des Reichs, von dem man weiter hinaus so wenig weiß und so wenig Aussicht hat durch eigene Anschauung mehr zu erfahren. Daß es sich dort um ein sehr eigenartiges Lokal und einen eigenartigen Menschenschlag handelt, die auch eine eigenartige dichterische Gestaltung ermöglichen, bringt sich unter solchen Umständen nur langsam zu allgemeinerer Kenntniß. Wie dem auch sei: ich schicke jenem ersten Sammelbande diesen zweiten nach, in der Hoffnung, daß er nicht nur sich selbst Beachtung schaffe, sondern auch die Theilnahme für den älteren neu beleben helfe. Du findest außer den zwei jüngsten Geschichten auch die früheste darin: „Für todt erklärt." Sie ist bereits in den ersten sechziger Jahren erlebt und erdacht, als ich in dem littauischen Marktflecken Prökuls Kreisrichter war,

und nicht viel später auch aufgeschrieben und veröffentlicht. Will man eine Aehnlichkeit mit Tennysons schönem Gedicht „Enoch Arden“ herausfinden, so bin ich durch dasselbe jedenfalls nicht angeregt worden. Ich habe es viel später erst kennen gelernt, nachdem eine deutsche Uebersetzung, wohl nicht vor 1866, erschienen war. Uebrigens beschränkt sich diese Aehnlichkeit darauf, daß dort und hier ein nach langer Irrfahrt Heimkehrender sein Weib an einen andern Mann verheirathet findet. Sonst ist, den besonderen Bedürfnissen des lyrischen Gedichts und der Novelle gemäß, sowie aus der dichterischen Erfindung heraus, bei nicht oberflächlicher Prüfung die Verschiedenheit in die Augen fallend. Diese ältere Geschichte und die zweite „Mutter und Tochter“ sind bereits in Einzelausgaben verbreitet. Sie gehören

aber zu den „littauischen Geschichten“ und zeigen sich daher hier mit „Endrik Kraupatis“ vereint, übrigens in der gleichen Ausstattung der ersten Sammlung, neben welche sie gestellt zu werden wünschen.

Lasse sie Dir freundschaftlich empfohlen sein!

Berlin, im October 1889.

Ernst Wichert.

I.

# Endrik Kraupatis.

Die große Mühle in Kraupatischken war vor zwei Jahren abgebrannt.

Man nannte sie die „große Mühle", weil das Flüßchen, das unfern diesem Dorf in den Pregel mündete, weiter aufwärts noch zwei oder drei Mühlen trieb, die über eine geringere Wasserkraft verfügten. Aber die Mühle hatte auch wirklich zu der Zeit, in der sie angelegt wurde, und in diesem Theile von Preußisch-Littauen für ein bedeutendes Werk gelten können. Später, bei verbesserter Technik, war sie von mancher Konkurrentin überholt. Aber sie hieß noch immer im Volksmunde „die große Kraupatischker Mühle", und so hieß sie auch, nachdem sie abgebrannt war und bis auf ein unversehrt gebliebenes Seitenhäuschen als Ruine dalag.

Es war übrigens seit dreißig oder vierzig Jahren, also ungefähr so weit zurück, als die jetzigen älteren Männer Kinder gewesen waren, üblich geworden, sie

auch die „alte“ Kraupatischker Mühle zu nennen. Nicht weil ihr eine neue zur Seite stand, sondern weil sie wirklich nachgerade alt, recht alt war. Davon konnten sich alle Mahlgäste überzeugen, die unter ihr mächtiges Dach traten — die ganze Mühle schien, aus einiger Entfernung gesehen, nur Dach zu sein — und das Gebälke bewunderten. Es stammte noch aus der Zeit, als an den Quellflüssen des Pregels meilenweite Wälder mit ihren Beständen von uralten Eichen das Land bedeckten — dort, wo sich unter der Herrschaft des deutschen Ordens und unter den Herzögen und viel später noch bis in die Regierungszeit des Großen Kurfürsten hinein „die Wildniß“ als Schutz gegen feindliche Einfälle ausdehnte. Wer damals eine Anweisung auf Bauholz erhielt, hatte die Auswahl unter einer Riesengarde und konnte seinen Bedarf nach völligem Maß decken. Man baute ja auch noch „für die Ewigkeit“. Die Balken, die da von Mauer zu Mauer querüber lagen, mochten gut die vierfache Stärke heutiger Träger haben und waren so dicht gereiht, daß sie kaum eines Bretterbelages bedurften. Ueber ihnen aber strebte ein Wald von Stützen, Riegeln und Sparren auf; man hätte da einmal gehörig „durchforsten“ können, ohne die Sicherheit des mit schweren Pfannen, Mönchen und Nonnen, gedeckten Daches zu gefährden.

Und wie schwarzbraun das Holz geworden war! Nicht die kleinste morsche Stelle ließ sich entdecken. Es war nicht nur bildlich gesprochen „fest wie Eisen“. Mit der Axt einen Splitter abzubringen, kostete keine

kleine Mühe. Und von demselben Material waren die Räder und die Wehre, der Fachbaum und die Schützen darüber. „Ja, damals verstanden die Leute noch haltbar zu bauen! So ein Holzchen — hä, hä, hä! Es ist eine Freude anzusehen.“

Das alte Ding stand so fest, daß kein Sturm es umwerfen und kein Hochwasser es unterspülen konnte. Vielleicht wär's wirklich für die Ewigkeit gebaut gewesen, wenn das Feuer es nicht zerstört hätte. Merkwürdig! Durch ein paar Jahrhunderte war es auch von diesem Elemente verschont geblieben. Aber vor zwei Jahren — das war freilich auch nicht mit rechten Dingen zugegangen: das Feuer mußte angelegt sein. So zufällig fing solches Holz nicht Feuer, es war sicher mit Petroleum begossen worden. Das hatte eine Flamme abgegeben, als ob das ganze Dorf brannte — meilenweit war sie zu sehen gewesen und Nacht und Tag und die zweite Nacht hatte sie reichlich zu zehren gefunden. Als die schweren Dachziegel schon prasselnd und polternd in den Innenraum gefallen waren und da wie ein schwarzer Berg aufgehäuft lagen, stand noch das verkohlte Gebälk, und als man's mit langen Hakenstangen umriß, zeigte sich's, daß das Feuer nicht hatte durchfressen können. Ja, so ein Holzchen!

Leider war nicht nur die alte Mühle zerstört worden, sondern bei dem schrecklichen Brande auch ein Menschenleben verloren gegangen. Die volle Gewißheit davon hatte man erst beim Aufräumen erlangt, als man die verkohlten Gebeine eines Menschen fand.

Es ließ sich denn auch feststellen, daß ein Bettler, der sich den Tag über im Dorf herumgetrieben, spät abends nach der Mühle gegangen und dann verschwunden war. Er mochte von hinten über den Schweinestall eingestiegen sein und sich auf dem Heuboden sein Nachtlager bereitet gehabt haben. Man meinte anfangs, er sei der Brandstifter gewesen, vielleicht aus Rache, weil er von der Mutter des Müllers abgewiesen worden. Aber es mußte doch unglaublich scheinen, daß er dann so lange wartete, bis ihm die Flamme den Ausweg sperrte. Mit Vermuthungen durfte man sich nicht lange plagen. Schnell genug wurde gewiß, was kein Mensch für möglich gehalten hätte: der Müller selbst hatte die Mühle angesteckt.

Der Müller war Heinrich Kraupat, oder, wie die Littauer ihn nannten, Endrik Kraupatis. Solange man zurückdenken konnte, hatte der Besitzer der großen Kraupatischker Mühle stets Kraupat geheißen. Auch aus den Grundakten ergab sich kein anderer Name. Es war sehr möglich, daß keineswegs in älterer Zeit immer der Sohn dem Vater folgte; der Ehemann einer Tochter oder selbst der Käufer konnte den Namen Kraupat angenommen haben; denn der Müller in Kraupatischken konnte füglich gar nicht anders heißen. Unzweifelhaft war aber bereits der Großvater des Heinrich Kraupat Besitzer der Mühle gewesen. Er hatte, wie erzählt wurde, zu der Zeit, als die Franzosen hier durch nach Rußland gingen, sein Geld so gut versteckt gehabt, daß sie es nicht hatten auffinden können.

Sein Sohn galt sein Leben lang als ein wohlhabender Mann, und auch von dessen Sohn Heinrich wußte man's nicht anders, als daß er so manchen Gutsbesitzer und Pferdezüchter in der Gegend „bequem in die Tasche stecken" könnte. Aber er war bei Gericht trotz allen Leugnens überführt worden. Zehn Jahre Zuchthaus hatte er vom Schwurgericht in Tilsit bekommen, weil beim Brande ein Mensch das Leben verloren hatte. Es wurde ihm dabei schon zu gut gerechnet, daß ihm dessen Anwesenheit in der Mühle unbekannt gewesen sein konnte.

Endrik Kraupat hatte einen Zeugen seiner That gehabt. Es war sonst nicht viel gegen ihn ermittelt: daß er einmal beim Glase Bier im Aerger sich ausgelassen, das alte Ding stehe schon zu lange und tauge in jetziger Zeit nicht viel; die Mühle abzubrechen und nach den jetzigen Prinzipien wieder aufzubauen, koste zu viel Geld. Der Himmel könnte aber wohl einmal ein Einsehen haben und einen Blitz herunterschicken. Brenne das alte Gestell nieder, so hätte ja doch niemand einen Schaden davon, die Versicherungsgesellschaft müsse blechen. Das hatten viele gehört und nicht sonderlich schwer genommen. Erst nachträglich war ihnen eingefallen, daß die Worte Bedeutung gehabt haben könnten. Ein andermal hatte er gemeint, er sei eigentlich kein rechter Müller, da er das Handwerk nicht aus dem Grunde gelernt habe, und würde, wenn er günstig gegen bar verkaufen könnte, lieber etwas anderes unternehmen, einen Pferdehandel vielleicht oder

dergleichen. Auch das hatte niemand verwundert, da man ja wußte, daß die Mühle seinem älteren Bruder bestimmt gewesen war, der dann leider verunglückte, und daß Endrik damals als Sergeant bei den Dragonern diente und Gendarm zu werden beabsichtigte. Nun war auch das vorgeholt. An sich konnte auch nichts Verfängliches darin gefunden werden, daß er am Abend vor dem Brande seine Leute mit dem Fuhrwerk nach der Stadt geschickt hatte, eine Maschine abzuholen, die viel Wasserkraft sparen sollte. Jetzt hieß es, er hätte die Pferde nicht verbrennen lassen wollen. Es wurde ausgerechnet, daß die Mühle sehr hoch versichert gewesen sei. Aber das alles, zusammen mit dem Umstande, daß die Mühle unzweifelhaft angesteckt worden war, wie sich das Feuer entwickelt hatte, würde ihm nicht den Hals gebrochen haben. Der Zeuge gab den Ausschlag. Beschwor doch der alte Davids Ensikat, der in seinen jungen Jahren noch bei dem Großvater des jetzigen Müllers in der Lehre gewesen war, seinem Vater lange Jahre gedient hatte und jetzt in der Mühle das Gnadenbrot aß, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie Endrik in der bestimmten Nacht das Feuer anlegte. Gegen ein solches Zeugniß hatte alles Ableugnen nichts geholfen.

Fast ein Jahr lang, die Untersuchungshaft ungerechnet, hatte er in der Anstalt zugebracht. Da war es endlich den unablässigen Bemühungen seiner alten Mutter, der Erdme Kraupatene gelungen, beim Oberlandesgericht in Königsberg das Wiederaufnahmever-

fahren durchzusetzen. In der Sache mußte deshalb vor dem Schwurgericht nochmals verhandelt werden, und diesmal erfolgte seine Freisprechung. Das war erst gestern Abend zu später Stunde geschehen. Der Advokat hatte telegraphirt. Das ganze Dorf war nun in großer Aufregung. Man hatte sich ausgerechnet, wann Endrik Kraupat, dem sogleich ein Fuhrwerk entgegengeschickt war, zu Hause anlangen könne. Ein festlicher Empfang wurde vorbereitet.

Soviel davon sich wenigstens in der Geschwindigkeit vorbereiten ließ! Am Eingang des Dorfes, nicht weit von der Mühle übrigens, war eine Art von Ehrenpforte errichtet: zwei Stangen mit Fähnchen und eine Laubguirlande dazwischen. Solche Laubgewinde hingen auch in kleinen Bogen an dem Mauerrest der Mühle und kränzten die Thür des vom Brande verschont gebliebenen Wohnhäuschens. Die drei Steinstufen zu derselben und der Weg dahin zeigten sich mit weißem Sand und gehackten Tannen bestreut. Um die Stämme der beiden Linden am Eingang durch den Gartenzaun war ein langes Stück Zeug gezogen und mit einer littauischen Inschrift versehen, die ungefähr so viel sagte als: Gott schützt die Unschuld. Die alte Kraupatene hatte sie vom Schullehrer mit Theer aufschreiben lassen. Aber auch über den Thüren der meisten Bauerhäuser steckte mindestens ein Birkenstrauch. Jeder, der von dem Müller in den letzten Jahren schlecht gesprochen hatte, wollte das möglichst rasch in Vergessenheit bringen. Ließ sich danach die freundliche Gesinnung

ermessen, so war er bei dem Krüger seit gestern ganz besonders gut angeschrieben: der Mann hatte in der Nacht sein Fuhrwerk nach dem Walde geschickt und sechs Tannenbäumchen von doppelt Manneshöhe holen lassen, die nun rings um den mit Bänken und Tischen bestellten Podest vor der Thür eingegraben und festgebunden waren und dem Hause ein freundliches Aussehen gaben. Auch hingen die beiden Fahnen — eine schwarz-weiße und eine schwarz-weiß-rote — die sonst nur zu Königs Geburtstag oder anderen Festtagen in Gebrauch genommen wurden, aus der Dachluke am Giebel herab. Es war in Kraupatischken auch noch nicht vorgekommen, daß einer zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt und dann wieder freigesprochen wurde.

Auf dem Podest saßen dicht zusammengedrängt alle die Dorfinsassen, die früher eine Ehre darin gesucht hatten, zur Freundschaft des Müllers gezählt zu werden, Deutsche und Littauer. Das Dorf war wohl nie ganz littauisch gewesen, jetzt aber, wie die ganze Gegend hier, fast völlig verdeutscht, so daß in der nächstgelegenen Kirche nur an jedem vierten Sonntage ein littauischer Gottesdienst abgehalten zu werden pflegte. Nur noch die älteren Leute sprachen untereinander littauisch und behielten die alte, so gut kleidende littauische Tracht bei. In der jüngeren Generation erinnerten meist nur die Namen an die Abstammung; es galt ihr für vornehm, in Sprache und Gewohnheiten von den Deutschen nicht unterschieden werden zu können.

Der Krüger mußte die Gläser häufig füllen; man

hatte sich's nun einmal vorgenommen zu warten, bis der Müller eintreffen werde. Das große Wort führte ein kleiner, buckliger Kerl, der den schäbigen Filzhut von der kahlen Stirn zurückgeschoben hatte und bei Kraftstellen seiner Rede mit der langfingerigen Hand daraufpaukte, um den Eindruck zu verstärken. Seine kleinen Augen blinzelten fortwährend unruhig im Kreise herum, sich zu vergewissern, daß die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer nicht aussetzte, und der breite Mund kaute recht wohlgefällig die Worte, die mit geringen Abänderungen mehrmals wiederholt zu werden pflegten. Es war der Jons Szamaitat, ehemals Lehrer im Heydekrugischen, dann abgesetzt und seitdem Schreiber für jeden, der seine Feder gegen kleinen Entgelt brauchte, zudringlich, boshaft, gern gemieden und doch in der Not stets wieder aufgesucht, den Behörden verhaßt. Die Dorfhonoratioren setzten sich sonst im Kruge nicht gern mit ihm an denselben Tisch, wenn sie auch mitunter gnädigst seine Zeche bezahlten. Heut war das etwas anderes. Szamaitat hatte ja die Sache des Müllers in seiner Mutter Auftrag mit allem Eifer betrieben und ein glänzendes Resultat erzielt. Er war natürlich zur Schwurgerichtssitzung nach Tilsit gefahren, um den Rechtsanwalt, der die Vertheidigung übernommen hatte, in jedem Augenblick berathen zu können, hatte sich aber sofort nach Verkündigung des freisprechenden Urteils in größter Eile auf den Heimweg gemacht, um für den feierlichen Empfang des unschul-

dig Bestraften sorgen zu können. Er selbst hatte heut seinen großen Tag.

„Ja, seht ihr, Herrschaften," sagte er, indem er sein Glas über die Schulter weg dem Krüger zur Neufüllung zureichte, „es kommt alles darauf an, daß man eine Sache richtig anfaßt — richtig in die Hand nimmt — sagen wir: richtig anfaßt. Das ist das eine. Und das andere ist die Energie, die Nachdrücklichkeit, die Force. Nicht loslassen, Herrschaften, nicht loslassen — darauf kommt alles an. Wenn ein Mensch schuldig ist, dann mit allen Hunden hinter ihm her, bis ihm der Athem ausgeht und alle Hakenschläge nichts mehr helfen. Das ist klar — was? Wenn aber ein Mensch unschuldig ist, dann alle Leitern ansetzen, ihn herunterzuholen, mögen sie auch zehnmal abgeworfen werden. Das ist ebenso klar — hm?" Er schlug eine tiefe Beule in seinen Filz. „Der Endrik Kraupatis war unschuldig — ich hab' keinen Augenblick daran gezweifelt. Keinen Augenblick, obgleich's einen, der nichts von solchen Sachen versteht, wohl stutzig machen konnte, daß der alte Ensikat so schlankweg auf seine Aussage den Eid leistete. Es lag gegen ihn nichts vor, als daß er, wie jedes Kind weiß, auf dem linken Auge ganz blind ist und auf dem rechten halb. Das ist damals auch gegen sein Zeugniß vorgebracht, hat aber nichts verschlagen. Denn die Richter machten einen Versuch im Schwurgerichtssaal und stellten ihm auf gewisse Entfernung allerhand Leute, abwechselnd mit Kraupat vor, aber der alte Kerl hatte immer die rich-

tige Witterung und versah sich nicht ein einziges Mal. Da haben sie ihm denn natürlich geglaubt, daß er auch in jener Nacht den Richtigen gesehen hat, und damit war's entschieden. Wie aber seine alte Mutter zu mir mit Thränen in den Augen sagte: ‚Jons, der Endrik ist unschuldig wie ein neugeborenes Kind — so wahr Gott lebt, er ist unschuldig, mein Sohn!‘ — da gab ich ihr die Hand darauf, daß er unschuldig ist, und daß es ans Licht kommen soll. Fragt sie selbst, Herrschaften, ob ich ihr nicht darauf die Hand gegeben habe.“

Er hatte das heut gewiß schon zehnmal erzählt. Aber man hörte ihm auch geduldig zum elftenmal zu. Irgend ein Wörtchen war immer noch neu oder konnte doch neu sein. Und so fuhr er denn, nachdem er sich durch einen langen Zug gestärkt hatte, fort: „Das war so weit ganz gut, Herrschaften. Wie aber die Sache anfassen? Denn ihr müßt wissen, es giebt wohl eine Möglichkeit, einen, der schon rechtskräftig verurtheilt ist, wieder loszubekommen, aber seine Schwierigkeit hat's doch. Sehr seine Schwierigkeit, sag' ich euch.“

„Jawohl, jawohl — sehr seine Schwierigkeit,“ wurde von allen Seiten gerufen, „wir kennen ja die Geschichte,“ aber der Bucklige sah darin nur eine Ermunterung, die Unterhaltung fortzusetzen, gab seinem Filzhut einen Stoß von unten her, daß er auf dem linken Ohr zu sitzen kam, langte in eine große Holzdose, die einer von den Gästen dem anderen über den Tisch schob, balancirte die Prise auf dem Daumen und wiederholte nochmals:

„Sehr seine Schwierigkeit,“ Herrschaften. Denn es mußte da etwas Nagelneues vorgebracht werden, das der Richter damals nicht gewußt hat, und es muß auch von Wichtigkeit sein, so daß man meinen könnte, der Richter damals hätt' einen anderen Spruch gethan, wenn er's gewußt hätt'. Und da ist's nicht genug, daß man's vorbringt, das Gericht muß auch daran glauben und die Sache wieder einleiten. Hat's dazu keine Lust, so wird's wegen der Gründe zur Ablehnung nicht verlegen sein. Sie machen euch da so ‚in Erwägung, daß — und obgleich — und dennoch‘, daß ihr gar nicht wißt, was ihr zu lesen bekommt. In diesem vorliegenden Fall war's nun klar, daß die Unschuld nicht zu Tage kommen könnt', solange das Zeugniß des alten David Ensikat galt. Da war also die Schraube anzusetzen. Die Mutter des Müllers, die ganz unsinnig in ihrem Kummer über den Sohn war, hat ihn unter vier Augen tüchtig in's Gebet genommen, und da hat er sich so ein Wörtchen entwischen lassen, mit dem nicht zu spaßen ist. Die Kraupatene hat wohl gewußt, daß ihr Sohn als junger Mensch mit einem Mädchen was vorgehabt hat, das dann ins Wasser gesprungen und unter den Mühlrädern aufgefischt ist, aber kein Mensch hat eine Ahnung davon gehabt, daß das Mädchen des Ensikats Tochter auf unrechte Art gewesen ist, der Endrik Kraupat auch nicht. Das hat der Alte nun ausgeschwatzt, als hätt' Gott den Endrik dafür bestraft, daß er das Mädchen verführt und hinterher sitzen gelassen. Und da hatten wir ihn.“

Er faßte seinen Filz und setzte ihn zweimal wuchtig auf das kahle Haupt nieder. Die Bauern lachten. Der Krüger aber, der eben die Gläser abräumte, meinte: „Es half aber nichts, daß Ihr ihn hattet. Ich besinne mich noch wie heut, was da für ein Lamento war, als der Brief kam: in Erwägung, daß und so weiter — es wird nichts verzapft."

Der Schreiber sah ihn eine Weile über die Schulter mit blinzelnden Augen an, als wollte er eine höhnische Antwort folgen lassen. Er besann sich aber noch zur rechten Zeit, daß der Krüger sich wohl so etwas erlauben dürfte, schob deshalb den Zeigefinger unter der Nase hin und her und sagte: „Na ja — es half nichts, für sich allein half's nichts. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb, Herrschaften, das weiß jedes Kind. Mit Energie zwingt man's. Das Gericht wollt' nicht gleich daran glauben. Wenn die Thatsache auch richtig wär' und allenfalls anzunehmen, daß Ensikat gegen den Endrik Kraupat damals einen Groll gefaßt, so seien doch viele Jahre darüber vergangen, ohne daß er ihm eine Feindlichkeit bewiesen, und könnte auch nicht daraus gefolgert werden, daß der alte Mann einen falschen Eid geleistet haben sollte. Das Gericht wollt' eben nicht heran und die Beschwerde blieb auch ohne Erfolg, so gut sie abgefaßt war. Die Kraupatene war nun aber erst recht überzeugt, daß ihrem Sohne schwerstes Unrecht geschehen. ‚Jons,' hat sie zu mir gesagt, ‚ich hab' keine Nacht Ruhe, der Endrik ist unschuldig, hilf ihm aus dem Zuchthaus heraus.' —

‚Das thät' ich gern, Frau,' hab' ich geantwortet, ‚aber wie soll man weiter an die Sache heran? Ja, wenn sich ein Alibi beweisen ließe.' — ‚Was ist das, ein Alibi?' hat sie gefragt. Da hab' ich ihr's auseinandergesetzt, wie ich es euch vorhin auseinandergesetzt habe, und da hat sie nun erst recht keine Nacht Ruhe gehabt, bis sie's herausgebracht hatte."

„Das mit der Ilsze Balnus — ja, ja! An so etwas hat kein Mensch gedacht gehabt. Der Endrik Kraupat, der Müller! Er hat mit seiner Frau immer gut gelebt — von Zank und Streit hat man nichts gehört —" so fiel man von allen Seiten ein. Offenbar war da der interessanteste Punkt berührt.

Der Schreiber pfiff durch die Zähne. „Sie hat's beschworen und gestern ihre ganze Aussage auf den geleisteten Eid wiederholt, obgleich ihr der Präsident nicht schlecht zugesetzt hat. Was wollt ihr? Die Ilsze ist eine hübsche Person — hat schon manchem den Kopf verdreht. Ob einer verheiratet ist oder nicht, das thut ihr wenig, wenn er sich nur fangen läßt. Sie hat so eine Art — na, Herrschaften, gestern im Zeugenraum, die Richter vor sich, die Geschworenen und den Staatsanwalt zur Seite, das Publikum hinter sich — und dabei denn doch sozusagen die eigene Schande bekennen müssen, das ist keine angenehme Position. Aber die nichtsnutzige Margelle hat sich in ihrem besten Sonntagsputz ein Ansehen zu geben gewußt — von den Richtern hat da während der ganzen Zeit keiner in seinen Akten geschrieben und die Ge-

schworenen hatten alle Schläfrigkeit vergessen. Man konnt's ihr schon glauben, daß der Müller nicht eisenfest geblieben ist, nachdem sie ihn mit freundlichen Augen angesehen hat. Daß sie nicht viel taugt und eigentlich von Kindheit an nicht auf rechten Wegen gewesen ist, hat sie selbst zugegeben, aber bestraft ist sie bisher nicht; das hat der Herr Staatsanwalt selbst bestätigen müssen, der sonst nicht schonend mit ihr verfuhr. Diese Ilsze Balnus hat nun auf ihren Eid versichert, daß der Müller gerade diese Nacht im alten Hirtenhause gewesen und erst fortgegangen ist, als schon der Feuerschein durch die Ritzen der Lade drang und sie beide aufschreckte. Das hat ganz heimlich geschehen können, denn sie wohnte da draußen ganz allein, nachdem das Dorf die Weide getheilt hatte und jeder Wirth sein Vieh auftrieb, wie es ihm gefiel. Es hat ihn keiner kommen und gehen sehen. Und so erklärt sich's nun auch, daß man ihn nicht gleich zu Anfang beim Brande bemerkt hat, was ihm übel genug ausgelegt ist, da er sich in seinen Angaben, wo er gesteckt, widersprochen und doch schließlich nichts recht Glaubhaftes vorgebracht hat. Man kann sich ja denken, warum. Er hat mit seiner Frau stets im besten Einvernehmen gelebt und das Verhältniß nicht auseinanderbringen wollen. Deshalb hat er auch hinterher vor dem Richter nichts ausgesagt und wohl gehofft, daß er auch ohnedies freikommen möchte, oder selbst das Schlimmste lieber auf sich nehmen, als den Ehebruch gestehen wollen. Und selbst im Zuchthause hat er sich

lange auf die Zunge gebissen, bis ihm denn doch das Leben dort unerträglich geworden. Seine Mutter war dorthin gereist, als unsere Beschwerde abgewiesen war, und hat ihn auch ein paarmal sprechen dürfen. In Gegenwart des Gefängnißinspektors freilich. Aber sie hat ihm doch sagen können, daß die Ilsze Balnus bei ihr gewesen sei und gesagt hätte, sie könnt' es nicht länger auf ihrem Gewissen behalten, daß er unschuldig so schwere Strafe leiden müßt'. Und so und so. Da hat er's nach vielem Sträuben zugeben müssen. Der Mutter aber ist der Sohn lieber als die Schwiegertochter. Und so hat sie's durch mich anzeigen lassen. Da haben sie den Endrik denn wohl freisprechen müssen."

„Und hat ein Jahr unschuldig gesessen — ein Jahr Zuchthaus — es ist gottsjämmerlich! Was einem passiren kann durch schlechte Menschen — man ist seines Lebens nicht sicher! — Wahrhaftig —!" ließen sich wieder viele Stimmen zugleich vernehmen.

Szamaitat zog den alten Filzhut über die Augen. „Ja, man muß sich schämen," zischelte er, „was die Justiz so fertig bringt. Es ist himmelschreiend, daß in einem civilistischen Staate einer unschuldig verurteilt werden kann und brummen muß. Es sind Fälle, Herrschaften, da liegt der Casus noch verrückter. Denn wie einer unschuldig zu zehn Jahren Zuchthaus verurtheilt werden kann, so kann er auch unschuldig zum Tode verurtheilt werden, wegen Mordes zum Beispiel. Und die Sache kann so klipp und klar liegen, daß der

König sagt: kopfab! Und hinterher kommt die Wahrheit an den Tag. Den Kopf setzt keiner mehr an — ha, ha, ha! Ein Jahr im Zuchthause sitzen ist auch keine Kleinigkeit, aber es geht doch meist nicht ans Leben. Zuchthaus — puh! Ich hab mal da einen besucht, für den etwas geschrieben werden sollte. Die langen Gänge durchs ganze Haus und rechts und links die eisenbeschlagenen Thüren zu den engen Zellen und die vergitterten kleinen Fenster, und kein Wort wird gesprochen, und das schlechte Essen einen Tag wie den anderen — puh! Wer das unschuldig hat aushalten müssen... Wie entschädigt der Staat so einen? Nehmt zum Beispiel den Müller. Was bekommt der für sein Jahr Zuchthaus? He? Seine Mühle hat er nicht wieder aufbauen können, da die Versicherungsgelder nicht gezahlt sind. Nun vergeht wieder ein Jahr, bis sie fertig dasteht. Und inzwischen gar kein Verdienst. Die Mahlgäste haben sich anderswohin gewöhnt. Dafür zahlt der Staat keinen Pfennig. Das ist ein Unglück, heißt es — wie wenn einem ein Dachziegel auf den Kopf fällt oder ein Unwetter die Felder verhagelt. Eine schöne Gerechtigkeit! Es ist himmelschreiend."

Der Gendarm kam durchs Dorf geritten und stieg am Kruge ab. Es geschah wohl nicht ganz zufällig, daß er auf seiner Runde hier vorüberkam. Er hatte schon vom Landrat erfahren, was geschehen, und hielt es für geboten, beim Eintreffen des Müllers zur Stelle zu sein, um Unordnungen zu verhüten. Er fand die Gesellschaft denn auch schon recht angeheitert und zu

einem stürmischen Empfange bereit. Das eben angeregte Thema wurde weiter besprochen, der bucklige Schreiber dämpfte jetzt aber sehr die Stimme, wenn der Gendarm seinen gelben Schnurrbart drehte und ihn dabei scharf ansah. Der Mann der Ordnung bewahrte große Ruhe und ließ nur von Zeit zu Zeit würdevoll ein Wort fallen, um „das staatliche Interesse zu wahren". „Irren ist menschlich," bemerkte er, „aber mehr als seine Pflicht kann keiner thun. Wenn ich meine Pflicht thue, so kümmere ich mich den Teufel darum, ob einem Unrecht geschieht. Es muß alles im Leben seine Raison haben. Daß einer einmal unschuldig verurtheilt wird, kann vorkommen, wenn der Schein gegen ihn ist; aber selten genug wird's passiren — und es kann auch ebenso gut vorkommen, daß einer einmal unschuldig freigesprochen wird, womit ich übrigens nichts angedeutet haben will. Ist einer verurtheilt, so ist er schuldig, und ist einer freigesprochen, so ist er nicht schuldig — der liebe Gott weiß es besser, dabei müssen wir uns beruhigen."

Das wollte doch nur wenigen einleuchten. Sie meinten: er spricht wie ein Beamter und man muß ihn reden lassen. So viel wollte auch das Achselzucken des Schreibers bedeuten. Nun erhob sich in einiger Entfernung auf der Landstraße ein Geschrei von vielen Stimmen, das die Aufmerksamkeit der Kruggäste erregte. Sie tranken schleunigst ihr Bier aus und standen auf. Dort am Eingang des Dorfes hatten sich Weiber und Kinder postirt, die den Müller

begrüßen wollten. Sie empfingen ihn mit lautem Hurra. Das leichte Wägelchen, auf dem er saß, näherte sich rasch dem Kruge. Der Kutscher hieb auf die beiden Pferde wie toll ein. Und nun gab Szamaitat das Zeichen, indem er auf die Bank stieg und seinen Filz schwenkte. „Unser Müller soll leben — vivat hoch!" Die ganze Gesellschaft stimmte ein und eilte auf die Landstraße dem Fuhrwerk nach, das nach der Mühle einbog. Nur der Gendarm blieb auf dem Podest stehen und beobachtete von dort das Treiben.

Endrik Kraupat war ein Mann über die Mitte der vierziger. Man hatte ihn noch vor wenigen Jahren allgemein für einen hübschen Mann gehalten. Jetzt erkannten ihn seine ältesten Freunde kaum wieder. Der schöne, braune Vollbart war abrasirt und das krause Haar ganz kurz geschoren. Er trug eine Mütze mit breitem Schirm, der die Augen verschattete, und hatte sie offenbar tiefer als durchaus nötig auf die Stirn hinabgezogen. Als er an dem mit Menschen besetzten Podest vorübergesaust war, hatte er einen raschen Blick darüber hingeworfen, um die Gesellschaft zu mustern. Den Gruß schien er erst zu erwidern, als er den Gendarm bemerkte, der im Hintergrunde stehen geblieben war. Als dann das Fuhrwerk vor der Mühle hielt, nahm er wieder erst von seinem Sitze aus schnelle Ueberschau, indem er nach dem Fenster und nach der Thür, darauf auch zurück auf die Landstraße blickte, auf der nun die Freunde anstürmten. Er sah verdrießlich aus und schien in Gedanken die Entfernungen

abzumessen, ob es ihm gelingen könnte, durch einen eiligen Sprung ins Haus den Gratulanten auszuweichen. Aber er merkte schon, daß sie entschlossen waren, sich ihr Vergnügen nicht nehmen zu lassen, und fügte sich. Während er nun langsam vom Wagen stieg und sein geringes Gepäck herabnahm, öffnete sich die Hausthür. Es erschien in derselben eine alte Frau in littauischer Tracht, den Kopf in ein schwarzes Tuch gehüllt, das über der Stirn, gestützt durch ein weiße Haube, eine Art Dach bildete; hinter ihr ein junges Mädchen, fast noch im Kindesalter, städtisch gekleidet. Kraupat hörte das Aufklappen des Drückers und schaute um. Er sah die beiden, schien aber noch jemand zu suchen. Erst als er sich überzeugt hatte, daß ihnen niemand folgte, nickte er grüßend und ging ihnen langsam entgegen. „Guten Tag, Mutter," sagte er, kaum anders als wenn er von einer kurzen Ausfahrt in die Nachbarschaft zurückgekehrt wäre, „guten Tag, Mare." Er reichte beiden die Hand, um sie gleich wieder fortzuziehen. Er wollte den Dorfleuten, die schon in Schaaren herandrängten, kein Schauspiel geben.

Seine Mutter verstand ihn, beherrschte sich und antwortete mit einem ebenso förmlichen: „Guten Tag, mein Sohn". Das Mädchen wollte sich aber so nicht abfinden lassen, schlüpfte unter dem Arm der Alten vor, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. „Kommst du endlich, Vater!" rief sie und fing an zu weinen. „Haben wir dich wieder? O Gott — o Gott —!"

„Was ist da zu plärren," sagte er mürrisch, bückte sich aber doch und erwiderte ihren Kuß. „Wo ist die Mutter?" fragte er leise.

„Drinnen."

„Weshalb kommt sie nicht heraus?"

„Sie will nicht."

„Ist sie krank?"

„Sie ist immer krank seit dem Mühlenbrande."

Er zuckte mit den Augenwimpern und mit dem Munde. „Na ja — ich weiß ja." Er blickte wieder nach dem Fenster auf, aber es ließ sich niemand hinter den Scheiben bemerken.

„Mit deiner Frau wirst du einen schweren Stand haben," flüsterte ihm die Alte zu, „das ist nicht anders."

„Das ist nicht anders," bestätigte er finster, schob Mare zurück und wandte sich den guten Freunden zu, die schon in Reih' und Glied hinter ihm standen, die Mützen schwenkten und ihm ein Willkommen zuriefen.

Kraupat richtete sich in den Schultern stramm auf, wie ein Soldat, legte die Finger an den Mützenschirm und sagte mit festem Ton: „Guten Tag, allesamt. Ist heut Sonntag in Kraupatischken? Oder giebt's ein Fest? Ihr scheint schon tüchtig dem Glase zugesprochen zu haben."

„Das haben wir," antwortete der Ortsschulze, „und dir zu Ehren, Endrik, weil du doch —" Er hustete den Schluß hinweg.

„Ach so —" sagte Kraupat, als ob er jetzt erst

merkte, um was es sich handelte. „Na — macht kein Aufhebens davon. Ich bin wieder da, und so ist's gut."

„So ist's gut," rief der bucklige Schreiber, seinen Filz auf den Kopf stülpend und die Hand des Müllers ergreifend. „So ist's gut, und so hat's von Rechts wegen sein müssen, und ein Hund, wer daran zweifelt, daß der Endrik Kraupat unschuldig ins Zuchthaus gekommen ist. Darauf haben wir eins getrunken und darauf wollen wir noch eins trinken, und das soll uns die Polizei nicht verbieten. Der Müller soll leben, vivat hoch!"

Nun mußte er jedem die Hand schütteln und sich von den meisten auch umarmen und küssen lassen, so wenig ihm das augenscheinlich behagte. Sie versicherten ihn einmal über das andere, daß er für sie wieder gerade so ein Ehrenmann sei, wie er vor dem Brande gewesen, und daß sie niemals an seine Schuld recht hätten glauben wollen. „Das mag so sein oder nicht sein," äußerte Kraupat sich darauf, „ich will's keinem groß übelnehmen, wenn er damals mit den Wölfen geheult hat. Aber jetzt ist die Geschichte wie von der Tafel weggewischt, und ich wollt' keinem rathen, von morgen ab an sie zu erinnern — weder im guten noch im bösen. Es soll sein, als hätt' sie sich nie ereignet." Dabei hob er drohend die Hand und ließ die Augen im Kreise herumrollen. Den buckligen Schreiber aber bedachte er noch ganz besonders durch einen scharfen Blick, der wie ein richtiger Schreckschuß wirkte, da das Männchen den Kopf noch tiefer

zwischen die Schultern zog, als er ihm schon von Natur gewachsen war, und unwillkürlich nach der Hutkrempe griff, als müßte gegrüßt werden.

Während dieser Bewillkommnung hatte sich in einem stallartigen Anbau des Mühlenhäuschens leise eine aus Brettern zusammengeschlagene Thür geöffnet. Aus derselben war ein alter Mann getreten. Er trug einen kurzen littauischen Schafspelz ohne Bezug, vielfach geflickt und recht schmutzig. Die blauen Leinwandhosen in den wollenen Socken, an den Füßen Holzkorken. Ein dünner Kranz von langem weißem Haar hing ihm um den unbedeckten Kopf, den er vorbeugte, um besser hören zu können, was da zehn Schritte weiter vorging. Mit der einen Hand hielt er die Thür fest, die andere hatte er wie einen Schirm über die Augen gelegt, die gespannt auf die Gruppe vor dem Hause starrten. Der fast zahnlose Mund war geöffnet; das ganze runzelige Gesicht zeigte ein blödes Lächeln, und ein paarmal wiegte sich der Kopf hin und her, als sei noch an der Wirklichkeit des Geschehenen und Gehörten zu zweifeln. Der Schreiber bemerkte ihn und machte ihm eine Faust. „Was will der räudige Hund, der Ensikat?" Der Müller blickte rasch um. Man erwartete, daß er gegen den Alten losfahren würde, der ihn durch sein falsches Zeugniß ins Unglück gebracht. Einen Augenblick schien's auch so, denn die Stirn zog sich kraus und die fahlen Wangen rötheten sich wie abgezirkelt. Dann aber warf

er das Kinn auf, wendete sich wieder zurück und murmelte: „Ein andermal.“

Die guten Nachbarn und Freunde bestürmten ihn, er möchte mit ihnen ins Wirthshaus kommen. Wer heut nüchtern zu Bett gehe, sei ein schlechter Kerl. Kraupat sah gar nicht so aus, als ob es ihm lustig zu Muth wäre. „Ich muß nun erst hinein,“ sagte er halb abweisend. „Geht voran und wartet meinetwegen auf mich — ich will sehen, daß ich bald loskomme.“

Damit waren sie einverstanden. Johlend und jauchzend entfernten sie sich, nachdem sie ihm nochmals die Hand gedrückt oder ihn wenigstens auf die Schulter geschlagen hatten. Endrik ging ins Haus; seine Mutter und Mare folgten. Als die Thür sich geschlossen hatte, blieb er in dem engen Flur, von dem man geradeaus in den Küchenraum unter dem Schornstein sah, stehen. Er schien mühsam zu atmen, reckte den Hals und griff mit der Hand nach der Kehle. „Laufe zur Mutter, Mare,“ sagte er, „und melde ihr, daß ich da bin.“

„Sie weiß es,“ antwortete das Mädchen.

„Gleichwohl —“

Mare trat rechts in die Stube ein.

Endrik faßte seiner Mutter Hand und zog sie nach der Küche hin. Dort war zu dieser Zeit niemand. Auf der anderen Seite gelangte man in den sehr kleinen hinteren Flur und von ihm aus in die Kammer, welche die alte Frau bewohnte, seit die große Mühle abgebrannt war. Man konnte, unter dem

Schornstein am Herd stehend, jeden sofort bemerken, der da vorn oder hinten ins Haus trat. Hier umfaßte Endrik Kraupat seine Mutter mit beiden Armen, zog sie heftig an sich und drückte einen langen Kuß auf ihre Stirn. „Mutter —“ flüsterte er und konnte nicht weiter.

„Mein Sohn, mein lieber Sohn! Du bist frei —“

„Frei —! Aber was hast du für mich gethan, Mutter!“

„Was hab' ich für dich gethan? Meine übrigen Kinder sind gestorben — nur du bist mir geblieben, Endrik. Sollt' ich ins Grab gehen mit diesem Kummer, meinen einzigen Sohn im Zuchthause zu wissen? Ich hab' dich damals aufs Gewissen gefragt, Endrik, ob du an dem Brande unschuldig bist, und du hast geantwortet: ‚Ja, Mutter!‘ Daran halt' ich in Ewigkeit fest.“

Sie nahm seine Hand, die schlaff herunterhing; sie war eiskalt und feucht. Die Finger schienen nichts halten zu können; sie griffen zu und löften sich gleich wieder. „Mutter,“ murmelte er, „es ist doch schrecklich —“

„Du bist unschuldig an dem Brande,“ sagte sie, „das andere geht dich nicht an. Wie hättest du auch die alte Mühle anstecken sollen, in der dein Vater und Großvater gelebt hat — in der du geboren bist, Endrik? Das glaub' ich keinem, außer dir selbst. Die Herren Richter wissen es nicht so, sonst hätten sie

dich schon damals freigesprochen. Nimm dir's nicht zu Herzen, Endrik. An der schlechten Person ist nichts gelegen — die holt der Teufel so und so —"

„Du aber, Mutter —"

„Was weiter? Ich bin eine alte Frau, die nur den einen Sohn hat. Wenn ich selbst für dich unschuldig im Zuchthause hätt' sitzen können, ich wär schon längst darin. Aber sie nehmen da nicht den einen für den anderen. Es mußt' auf andere Art geholfen werden, daß Recht Recht bleibe. So wird's der liebe Gott auch ansehen. Ich bitte ihn jeden Sonntag in der Kirche darum und stecke jedesmal ein großes Geldstück in die Büchse, daß die Aeltesten sich schon gewundert haben, wo das herkommt."

„Wird die Ilsze schweigen?"

„Das thut sie für sich selbst."

„Und sonst — weiß keiner davon? Keiner —?"

„Keiner, Endrik. Auch deine Frau nicht. Sie darf es nicht wissen, sonst kommt's bald aus. Sie ist wie im Kopf verstört seit dem Brande — du hast sie ja noch so gesehen, bevor sie dich abführten. Gegen mich war sie anfangs gut, so wenig wir uns auch früher verstanden haben — du hättest die Deutsche nicht heiraten sollen, Endrik, die Salzburgerin — aber seit ich mich bemühe, dich aus dem Zuchthause herauszubringen, spricht sie kein Wort mehr mit mir und dreht sich ab, wenn sie mir einmal hier in der Küche begegnet. Ich hab' nicht aus ihr klug werden können. Denn man hat doch gemeint, daß sie dir gut

gewesen sei und es als ein rechtes Glück angesehen hat, deine Frau zu werden; aber nicht den kleinen Finger hat sie für dich rühren wollen, wie ich sie auch gemahnt habe. Das versteh' ein anderer."

Kraupat schwieg und sah finster vor sich hin. Erst nach einer Weile fragte er: „Glaubt sie daran?"

„Woran?"

„An das mit der Ilsze."

„Sie muß wohl. Aber sie hat nichts gesagt. Es ist auch nöthig, daß sie daran glaubt. Das mußt du nun schon bei ihr auf dich nehmen, Endrik. Bitte sie um Verzeihung. Wenn sie dir jemals von Herzen gut gewesen ist — und du bist ja doch der Vater ihrer Kinder."

„Jawohl — jawohl —" sagte er und strich sich mit der Hand über die Augen. Und dann abbrechend, erkundigte er sich nach seinem Sohn, der in der Stadt in Pension war und das Gymnasium besuchte.

Nachdem er kurze Auskunft erhalten hatte, reichte er der alten Frau seufzend die Hand und begab sich wieder in den vorderen Flur.

Eine Minute lang stand er an der Zimmerthür. Endlich öffnete er.

Frau Bertha Kraupat saß auf einem alten Lehnstuhl, der ein wenig vom Fenster abgerückt war, so daß man sie von außen nicht bemerken konnte. Sie hatte auf einem Holzschemel neben sich eine Arbeit und ein Gesangbuch liegen, beschäftigte sich aber mit beiden nicht, sondern hatte den Kopf mit den dünnen, blonden-

Haaren hinten angelehnt und starrte zur Decke hinauf, während die Arme auf den Seitenlehnen auflagen und die langen, dünnen Finger unruhig an dem geschweiften Holz herumtasteten. Sie sah erschreckend bleich aus, kein Tropfen Blut schien in ihren Adern zu fließen. Die Stirnhaut über den Augenknochen war wie nach den tief liegenden Schläfen gespannt, der Mund fest verbissen. Mare stand hinter ihr und hielt ein Kissen in der Hand, das sie ihr unter den Kopf schieben wollte, der jedoch nicht nachgab. Sie fuhr erschreckt zusammen, als die Thür knarrte, änderte aber ihre Haltung nicht. Nur atmete sie hastiger und das Gesicht drückte das Angstgefühl aus, das ihre Brust beklemmen mochte.

Kraupat trat ein paar Schritte näher. Auch er war bleich wie die Wand. „Bertha," sagte er unsicher, „wie geht es dir?"

„Gut — ganz gut," antwortete sie, ohne umzusehen, hastig und scharf.

„Da bin ich nun wieder zu Hause," fuhr er fort.

„Von wo kommst du?" fragte sie wie geistesabwesend.

„Von wo —? Du weißt es ja doch."

„Ja, ja — aber laß es das Kind nicht hören."

„Was ist denn dabei? Ich bin ja doch freigesprochen."

Die Frau fing plötzlich heftig zu schluchzen an. „O mein Gott, mein Gott," jammerte sie.

Er ging zu ihr und legte etwas zaghaft die Hand

auf ihre Schulter. „Wär's dir denn lieber, Bertha, ich hätt' meine Zeit absitzen müssen? Das eine Jahr freilich — das ist ein Unglück, wogegen man nichts kann. Wenn man hinterher freigesprochen ist, meine ich —"

Sie schluchzte weiter.

„Freut es dich denn nicht, mich wiederzusehen, Bertha? Laß das dumme Weinen und gieb mir einen Kuß zum Willkommen. Es ist wieder alles — wie vorher."

„Nie — nie!" rief sie leidenschaftlich, indem sie ihren Arm fortzog. „Wir sind so glücklich gewesen, Heinrich —"

„Und können wieder glücklich sein. Warum nicht? Ich bin freigesprochen — das Versicherungsgeld muß gezahlt werden, wir können die Mühle neu aufbauen oder —"

Sie schüttelte sich wie im Fieberfrost. „Nimm das Geld nicht," sagte sie, wie von Angst getrieben.

„Das wäre närrisch," meinte er. „Wie kannst du so etwas rathen?"

Die Frau wendete sich ihm mit einer hastigen Bewegung zu, umfaßte seinen Hals und sah ihn mit den erhitzten Augen ängstlich bittend an. „Nimm das Geld nicht, Heinrich," wiederholte sie. „Es ist ganz dein Verderben. Ich will dir Alles verzeihen, Heinrich — aber — aber —"

„Hm — was das anbetrifft, das Verzeihen —" Er stockte und sah sich nach dem Kinde um. „Laß

uns eine Weile allein, Mare — ich hab' mit der Mutter zu sprechen. Nachher ruf' ich dich wieder."

Bertha hielt sie am Rock fest. „Nein, bleibe —"

Das Mädchen war unschlüssig, was es thun sollte.

„Geh," rief der Müller in streng befehlendem Ton. „Ich will's so. Bin ich nicht mehr Herr im Hause?" Die Zornader schwoll ihm. Aber er faßte sich rasch wieder, streichelte Mare das Haar und die Wange und sagte freundlich: „Geh — es ist nichts für dich."

Nun gehorchte Mare. Die kranke Frau gab allen weiteren Widerstand auf.

„Bertha," begann er, als er sich mit ihr allein sah, „was du da von Verzeihen sprichst — das hat etwas für sich. Weshalb ich freigesprochen bin, das geht keinem Anderen etwas an, dich aber — na ja, ich kann mir wohl denken, daß es dir recht fatal zu hören gewesen ist, daß dein Mann — in der ganzen Zeit, solange wir verheiratet gewesen sind, hast du dich nicht zu beklagen gehabt — ja, das ist nun einmal geschehen, und ich gestehe mein Unrecht ein —"

„Heinrich," schrie sie auf, „du gestehst —"

„Was kann ich anders thun? Ich sage, es ist einmal geschehen. Und daß es unrecht war, gestehe ich ein. Man ist manchmal wie vom Teufel besessen, und wenn so eine Person es drauf anlegt —"

„Es ist nicht wahr, Heinrich."

„Sie hat's beschworen, Kind, da muß es wohl wahr sein."

„Sie hat's beschworen —"

„Und am Ende bin ich doch schwer genug bestraft mit dem Jahr Zuchthaus, Bertha. Wenn du wüßtest, was das zu bedeuten hat — ein fürchterlich langes Jahr —"

„Wofür bestraft — wofür?"

„Nimm an, für das Unrecht, das ich dir angethan habe, weil ich so leichtsinnig meine Pflicht vergaß —"

Sie schüttelte heftig den Kopf und biß die Lippe.

„Ist dir's noch nicht genug, Bertha? Sei gut! Vergiß das! Ich bitte dich — verzeih mir! Es soll nicht wieder vorkommen, daß ich mich so verirre. In meiner Art liegt's gar nicht. Und das eine Mal — geschehen ist's nun doch. Sollten wir deshalb zeitlebens in Unfrieden leben? Wenn ich mich auch vergessen habe — gut bin ich dir doch immer geblieben. Es ist mir wahrhaftig schwer zu Herzen gegangen, daß ich nicht loskommen konnte, ohne dich so zu kränken. Aber wenn nun doch nur die Frage war, ob ich als Brandstifter vor aller Welt dastehen und meine Familie um mein Hab und Gut bringen und zehn Jahre sitzen sollte, oder mein Unrecht gegen dich —"

„Du bist ein Elender," fiel sie ein, „o — viel, viel mehr, als du's selbst zu fühlen scheinst. Geh! Wir können nicht wieder zu einander."

Das Blut schoß ihm ins Gesicht. „Wir können nicht? Was? Wir können nicht? Wenn du das sagst, Bertha, dann weiß ich, daß ich dir niemals . . . Wir können nicht wieder zusammen?"

„Es mag vor der Welt bleiben, wie es ist," antwortete sie hart. „Ich habe so Viel schweigend getragen und will auch noch mehr schweigend tragen. Es wird ja doch bald mit mir zu Ende sein. Wir sind Mann und Frau, und die Leute mögen glauben, ich hätt's verzeihen können. Daß ich deshalb auf Scheidung antrage, fürchte nicht; davor bist du sicher. Aber es können zwei lange Zeit vor den Leuten als Eheleute gehen und sind doch im Herzen geschieden. So ist's mit uns. Ich kann dir nicht sagen, weshalb — wenn ich nur daran denke, faßt mich ein Grauen, daß ich fürchte, wahnsinnig zu werden. Und so ist's am besten, du glaubst — es sei der Ilsze wegen — und sagst es den Leuten, und sie glauben es auch. Das ist ja auch so glaublich. Welche anständige Frau leidet das? Und man kennt mich doch als eine anständige Frau — als die deutsche Frau. Und nun sage, wie du's willst gehalten wissen? Dies Haus ist klein. Ich habe für mich nur dieses eine Zimmer und die Kammer zum Schlafen für mich und Mare. Die andere Gelegenheit braucht deine Mutter. Ich weiß nicht, ob sie dich aufnehmen will und ob es dir bei ihr paßt. Aus deinem Hause vertreiben will ich dich nicht. Aber wenn du hier einziehst, muß ich gehen. Und wenn du dich so entscheidest, geh' ich noch heut."

Kraupat hatte ihr, vornüber gebeugt, mit wechselnder Verwunderung zugehört. Die Augen starrten zu ihr hinüber. Er schien gar nicht zu fassen, was sie eigentlich meinte. Warum hätte sie ihm nicht

glauben sollen? Und wenn sie ihm nicht glaubte, was war dann für ein Grund? — Er fühlte ein blitzartiges Zucken durch sein Gehirn. Sollte er in sie dringen, sich deutlicher zu erklären? Es war, als ob ihm Einer unsichtbar den Mund zuhielte, daß er's nicht herausbrächte. Er übersah rasch seine Lage: ein freundlicher Ausgleich war nicht zu erwarten, wenigstens nicht in nächster Zeit. Es konnte ihm nicht helfen, noch weiter den Reumüthigen zu spielen. Nur wie er sich als Mann behauptete, kam noch in Frage.

„So — so — so —“ knurrte er, „so also steht die Sache. Du läufst wohl alle Sonntage in die Kirche, aber von christlicher Verzeihung willst du Nichts wissen. Gut, gut. Es mag so sein. Wenn du in dein eigen Fleisch schneiden willst — nur zu. Das Weitere wird sich finden — so oder so. Aber höre! Solche Gesichter will ich mir nicht schneiden lassen, und kannst du mir kein gutes Wort geben, so leid' ich ein böses auch nicht. Ich bin hier in der Mühle der Herr und verlange, daß ich von allen Hausgenossen dafür angesehen werde. Auch von meiner Frau! Danach richte dich.“

Er wartete noch ein paar Secunden, ob sie darauf Etwas zu entgegnen hätte. Aber sie schwieg und drehte nicht einmal den Kopf nach ihm um, sondern nahm das Gesangbuch vom Tisch, schlug das Blatt auf, vor das ein Zeichen gelegt war, und las still das Lied. Auf seinem Gesicht zuckten die Muskeln; er biß die Zähne fest auf einander, um äußerlich ruhig zu bleiben; seine Hand schien einen Gegenstand zu suchen, den er

fassen und zerdrücken könnte. „Hast du mir Nichts mehr zu sagen, Bertha?“ fragte er endlich.

„Nimm das Geld nicht!“ antwortete sie, ohne vom Buch aufzusehen.

„Daß ich ein Narr wäre!“ rief er, riß die Thür auf und warf sie ärgerlich hinter sich zu. „Sie will es so,“ sprach er halblaut vor sich hin, während er die Steinstufen vor dem Hause hinabstieg. „Gut — sie hat's zu verantworten, was daraus folgt.“ Es verstand sich nun von selbst, daß er nach dem Wirthshause ging.

Dort traf er alle die guten Freunde. Sie empfingen ihn mit einem Jubelgebrülle. Es waren Viele darunter, mit denen der Müller sonst nicht getrunken hatte. Es war seine Gewohnheit gewesen, stets in das kleine Stübchen des Krügers hinter dem Laden zu treten, in das nur die vornehmsten Gäste eingelassen wurden. Jetzt war es ihm gleichgültig, wer neben ihm oder gegenüber saß. „Bier her!“ rief er, indem er auf den Tisch schlug. „Ein Fäßchen aufgelegt! Und wer ein Glas steifen Grogs vorzieht, der sag's. Es geht Alles auf des Müllers Kosten.“

Nun war er erst recht ihr Mann. Aus dem einen Fäßchen wurden drei; jeder trank mit auf des Müllers Wohl, der in den Krug kam. Kraupat mußte mit Allen anstoßen. Der bucklige Schreiber hielt Reden, die anfangs mit Beifall aufgenommen — dann überbrüllt wurden. Als er auf den Tisch stieg und dabei einige Gläser umwarf und zertrat, wurde er herunter=

geworfen, so daß er sich ein Loch in den Kopf schlug. Kraupat war so lange Zeit nüchtern gewesen, daß er schon nach dem dritten oder vierten Glase mit schwerer Zunge sprach und schwankte. Als der Schneider und Wirth Letzkies, der ihm immer zuwider war, im Rausch auf den unglücklichen Gedanken kam, die schöne Ilsze Balnus hoch leben zu lassen, nahm er das übel und schlug ihm das Glas aus der Hand. Daraus entstand eine Rauferei, die nur mühsam durch den Krüger geschlichtet werden konnte. Gegen elf Uhr Nachts wurde der Lärm so groß, daß der Gendarm durchs Fenster Ruhe gebot. Kraupat fand es verdrießlich, daß der noch herumspionirte. Da ihm nun auch der Schulze ins Ohr sagte, es sei Zeit, machte er sich heimlich fort in der Hoffnung, sein Haus allenfalls noch allein zu finden.

Draußen in der kühlen Luft aber ging ihm schon nach wenigen schwankenden Schritten ganz die Besinnung aus. Er stolperte über Steine, stieß gegen Bäume und schimpfte in den derbsten Ausdrücken auf das nichtsnutzige, betrunkene Volk, das ihn nicht ruhig seines Weges gehen lassen wollte. Endlich gelangte er doch an das Mühlenhäuschen, kroch die Steinstufen hinauf und wollte die Thür öffnen. Sie war verschlossen, und es mochte ihm nun dunkel durch den Sinn gehen, daß ihm der Eintritt verboten sein sollte. Darüber entrüstete er sich in lauten Drohreden und fing an, mit Fäusten gegen die Thür zu schlagen. Dabei verlor er das Gleichgewicht, taumelte zur Seite

und stürzte die drei Stufen hinab. Unten blieb er bewußtlos liegen.

Als er am anderen Morgen ziemlich spät erwachte, sah er sich auf einem Strohlager in einem niedrigen und engen Gemach, dessen hintere schmale Wand mit Kleidern behängt war. Auf einem buntbemalten Holzkasten dicht am Ausgange auf der anderen Seite saß der alte Ensikat, die Füße auf einem Schemel, und rauchte aus einer kurzen Pfeife, die ihm im Mundwinkel hing. Er schien hier auf des Herrn Erwachen zu warten. Kraupat richtete sich auf, blickte noch im halben Dusel um, erkannte den Alten und schrie ihn an: „Verfluchter Hund, was willst du von mir? Ich lass' mich nicht einsperren."

„Du bist nicht eingesperrt, Herr," antwortete Ensikat in littauischer Sprache. „In der Nacht hab' ich dich gehört an die Thür klopfen. Weil dir doch nicht geöffnet wurde, stand ich auf und ging hinaus. Da fand ich dich ganz betrunken an der Treppe liegen, erbarmte mich deiner und schleppte dich in meine Kammer hinein. Auf meinem Bett hast du ausgeschlafen, während ich an der Erde lag. Ein verfluchter Hund, denk' ich, war's nicht, der das für dich gethan hat."

„Und ein verfluchter Hund bist du doch," rief Kraupat, die Faust gegen ihn ballend. „Du hast mich ins Unglück gebracht."

„Das ist mir leid genug gewesen," antwortete Ensikat, „war aber doch nicht zu ändern. Ich habe mich als Zeuge nicht gestellt, sondern du weißt wohl,

daß sie mich vorgefordert haben, und da hab' ich denn auf meinen Eid die Wahrheit sagen müssen."

„Die Wahrheit — die Wahrheit! Infam gelogen hast du, Schurke. Vorgestern ist's herausgekommen."

„Nein, Müller, gelogen hab' ich nicht, damals nicht und auch nicht vorgestern."

„Was? Du willst auch jetzt noch behaupten, daß ich die Mühle ange—" Er verschluckte sich und hustete eine Weile.

Der Alte blieb ganz ruhig. „Ich will behaupten was ich immer behauptet habe. Denn das ist wahr."

„Du hast mich mit deinen blinden Augen gesehen?"

„Meine Augen sind nicht so blind."

„In der dunklen Nacht?"

„Es war nicht so dunkel und ich hatte vorher die Luke geöffnet, weil ich aufgestanden war, nach den Schützen zu sehen. Es war großes Wasser, und sie konnten von dem Gesellen nicht aufgezogen sein, als er fortfuhr."

„So magst du einen Menschen gesehen haben, aber nicht mich. Es muß sich ja Jemand eingeschlichen haben, der das Feuer angelegt hat."

„Dich hab' ich gesehen, Müller, dich! Ich kenne dich an deinem Gang und an deiner Kleidung —"

„Pah!"

„Ich hab' aber auch dein Gesicht gesehen. Du kamst mir ganz nahe vorbei — mit der Hand zu fassen. Ich war hinter die Getreidesäcke getreten, als ich Jemand kommen hörte, und du gingst mir gerade

so vorüber, daß dein Gesicht sich gegen die offene Luke abzeichnete. Es ist gar kein Irrthum möglich."

„Das Alles hast du so zusammengelogen, damit es glaubhaft erscheint."

„Ich hab's beschworen."

„So hast du falsch geschworen."

„Müller! Das sage nicht noch einmal. Gott wird dich strafen."

„Ich sage, du hast falsch geschworen. Denn ich habe in jener Nacht gar nicht in der Mühle sein können. Das hat vorgestern auch das Gericht anerkannt."

Der alte Mann seufzte. „Ich habe gehört, was die Ilsze Balnus ausgesagt und beeidet hat. Sie hat mir's auch auf Befehl des Herrn Präsidenten ins Gesicht wiederholt und das hat sie dreist genug gethan —"

„Du aber bist unsicher geworden."

„Das weiß ich nicht. Ich habe kein Wort zurückgenommen. Ich habe nur gesagt, es kann ja sein, daß du mit der Person Etwas zu thun gehabt hast und daß sie in gutem Glauben meint, es sei in jener Nacht gewesen — ich sah ja doch, wie's geplant war, dich zu retten. Hätt' ich ihr's auf den Kopf gesagt, daß sie lügt, so wär's gegen mich losgegangen: ‚Seht den rachsüchtigen Menschen, er will des Müllers Verderben!' Aber Gott weiß, daß ich dein Verderben nicht gewollt habe. Meine Schuld ist's nicht, daß du dich selbst tiefer und tiefer hineinbringst."

Kraupat sprang vom Lager auf und gab dem Alten einen Stoß, daß er vom Kasten herabflog.

„Willst du die Ilsze Balnus in deinen Gedanken meineidig machen, du Schuft?"

Ensikat erhob sich stöhnend und hinkte nach der Thür zu. „In meinen Gedanken ist sie's," sagte er, „denn ich weiß, was ich weiß, und du wirst es aus mir nicht herausschlagen. Die Ilsze ist von deiner Mutter bestochen, vor Gericht die Unwahrheit zu sagen und dich herauszulügen —"

Der Müller drang wieder auf ihn ein. „Schweige, Hund, oder ich schlage dir den Schädel ein —"

Der Alte hielt nicht einmal zur Abwehr seinen Arm vor. „Schlage zu, Müller, dann bin ich in Ewigkeit still. Aber Gott sieht und weiß Alles, und den wirst du nicht hintergehen. Mir kannst du schon nichts Schwereres anthun, als du mir angethan hast, da du mich als einen Lügner und Meineidigen vor Gericht hast überführen wollen. Das hat aber nur geschehen können durch einen Meineid. Das Gericht hat dem falschen Zeugen geglaubt, und du bist freigesprochen. Darüber freue dich, wenn du kannst. Von mir aber fordere nicht, daß ich dir ins Gesicht lüge. Schlage mich todt — du hast doch die Mühle angesteckt."

Kraupat ließ die erhobene Hand sinken; er mochte fürchten, daß es dem Alten wirklich ans Leben gehen könnte. Er lachte auf. „Schrei's doch im Dorf herum; man weiß dann erst recht, was man von dir zu denken hat. Ich will mich an so Einem nicht versündigen." Leiser fuhr er fort: „Wenn du aber nicht ganz dumm und vernagelt bist, so nimm

deinen Vortheil wahr und stelle dich mit mir auf guten Fuß. Sage den Leuten, daß du dich geirrt haben kannst."

„Nein, Müller, ich will mit reinem Gewissen sterben."

„Was ist's denn weiter? Du kannst dich doch geirrt haben."

„Das kann ich nicht."

„Und du wirst auch ferner bei deiner Beschuldigung bleiben?"

„Wenn man mich fragt, werde ich nach wie vor die Wahrheit sagen."

„So ersticke daran, du Hund!" schrie der Müller, riß die Thür auf und stürmte fort.

Er war nicht wenig erbost gegen den „halsstarrigen alten Kerl", kam jedoch bald zu der Einsicht, daß es am Ende das Beste sei, ihn laufen zu lassen. Der Müller fand nach dem gestrigen Jubelempfange, daß seine Sache gut stehe. Mehr als Einer hatte ihm versichert, daß er Ensikat für einen nur halb zurechnungsfähigen Menschen halte. Solchen Leuten träume manchmal Etwas, das sie dann meinten erlebt zu haben. Es war nicht anzunehmen, daß man jetzt noch auf ihn hören werde, wenn er denselben Unsinn beharrlich wiederholte. Verdrießlich blieb es allerdings, so Einen immer hinter sich zu haben, der sich nicht den Mund stopfen ließ und jedem in die Ohren schrie: ‚Der Müller hat doch angesteckt.' Er war freigesprochen — jawohl! Der Staatsanwalt und das Gericht konnten ihm Nichts

mehr anhaben. Aber er hatte das ganz sichere Gefühl, daß das noch sehr wenig sei. Wenn er völlig wiederhergestellt sein sollte, so mußte auch jeder überzeugt sein, er sei unschuldig verurtheilt worden; es durfte Niemand den leisesten Zweifel wagen oder auch nur durch ein Gesicht andeuten. Und wer konnte wissen, wie bald er den Einen und Anderen der lieben Nachbarn verletzen müßte. Gestern schon hatte sich Mancher unverschämt zugedrängt, den er früher kaum über die Achsel angesehen. Ensikat konnte ihm noch recht unbequem werden. Er überlegte, ob er sich's nicht ein Stück Geld kosten lassen solle, ihn mundtodt zu machen. Aber der eigensinnige Racker wird zu Viel fordern — oder gar nicht zu bezahlen sein — oder jedes Angebot ausschlagen. Er ist allein auf der Welt, braucht Nichts für sich, ist zufrieden, wenn er seine Pfeife schlechten Tabak hat. Was soll er mit dem Gelde? Ja, wenn seine Tochter noch lebte — das vergißt er mir nicht und ist doch so lange her. — Er beschloß abzuwarten, bis der Alte einmal öffentlich sagen werde, was er ihm unter vier Augen gesagt. Dann könnte er ihn wegen Injurien verklagen. — Das war doch Nichts. Dann kommt die Sache krumm herum nochmals vors Gericht. Und zu nehmen ist dem Lump Nichts — die Strafe sitzt er ab — was macht so Einer sich aus ein paar Tagen Haft? Und hinterher —

Es ging ihm im Kopf herum. Immer aber kam er wieder darauf zurück: am besten ganz still sein.

Da begegnete ihm im Laufe des Vormittags der Gendarm Krause und rief ihn an:

„Herr Kraupat — auf ein Wörtchen.“

Was er ihm zu sagen hatte, gab seinen Gedanken plötzlich eine ganz andere Richtung.

„Sie sind freigesprochen, Herr Kraupat,“ sagte Krause zu ihm, „und also sind Sie an dem Brande nicht schuld. Es steht fest, daß Sie in der fraglichen Nacht gar nicht in der Mühle, sondern bei der Ilsze Balnus gewesen sind. Das hat die Person beschworen. Ein Irrthum in der Zeit ist gar nicht denkbar, denn sie spricht von der Nacht, in der die alte Kraupatischker Mühle abgebrannt ist. Nun hat aber vorher Ensikat beschworen, daß er Sie in dieser selbigen Nacht in dieser Mühle gesehen hat. Und auch bei ihm kann von einem Irrthum gar nicht die Rede sein. Hat die Ilsze Balnus die Wahrheit gesagt, so hat er gelogen; hat sie einen richtigen Eid geleistet, so hat er falsch geschworen, um Sie ins Unglück zu bringen. Und hat sein Meineid zuwege gebracht, daß nicht nur das Gericht einen Unschuldigen bestraft, sondern daß er auch ein Jahr unschuldig gesessen hat, so kann ihm das natürlich nicht so hingehen. Ich bin denn auch schon mit Recherchen beauftragt und frage deshalb zuerst bei Ihnen an, wie Sie sich dazu stellen und ob Sie vielleicht noch einiges Material herbeizuschaffen vermögen. Wir werden dann mit aller Strenge vorgehen. Das sind wir Ihnen schuldig.“

Der Müller war über diese Fürsorge des Staates

keineswegs erfreut. „Herr Wachtmeister,“ antwortete er respectvoll, „mir wär's schon am liebsten, wenn die ganze Sache jetzt ruhen möchte. Ensikat hat meinem Großvater und Vater gedient und ist jetzt ein alter Mann, in dessen Kopf es nicht mehr ganz richtig ist. Seine Tochter spukt da herum, die sich ersäuft hat, weil ich sie nicht heirathen wollte — oder nicht konnte, denn ich war damals ein sehr junger Mensch, mein Vater lebte auch noch, und der hätt's nicht zugelassen. Daß es seine Tochter war, hab' ich nicht gewußt, aber es mag sich wohl von damals her ein Groll in sein Herz gefressen haben, so daß er mir alles Böse zutraute. Und so bin ich ihm auch in jener Nacht vor die Augen gekommen. Er mag sich ja wirklich einbilden, mich gesehen zu haben.“

Der Gendarm wiegte bedenklich den Kopf. „Man hat doch bisher nicht gehört,“ entgegnete er, „daß Ensikat verstört gewesen ist und nicht zu unterscheiden gewußt hat, was ihm träumte und was er wirklich erlebte. Ihre Nachsicht scheint mir nicht am Platze. Die Sache kann unmöglich so hängen bleiben, und Sie thun sich selbst den größten Schaden, wenn Sie nicht auf eine Untersuchung gegen den rachsüchtigen Menschen dringen. Ereilt ihn die gerechte Strafe, so wird das Unrecht gesühnt erscheinen, das Ihnen selbst geschehen ist. Geschieht ihm Nichts, so könnte leicht Mancher meinen, das müsse wohl einen Grund haben.“

Dabei sah er dem Müller so scharf in die Augen, daß der Mühe hatte, nicht mit den Wimpern zu zucken.

Er verstand den Beamten. „Sie haben ja ganz Recht, Herr Wachtmeister,“ sagte er geschmeidig. „Mir selbst könnte nur lieb sein, wenn ein warnendes Exempel statuirt würde. Ich weiß nur nicht — es steht da Eid gegen Eid, die Geschworenen werden nicht anbeißen wollen.“

„Das kommt darauf an,“ meinte der Gendarm, „die Geschworenen sind allemal unberechenbar. Uebrigens kann ich nicht zweifeln, daß man in diesem Proceß Sie selbst zum Eide zulassen wird.“

„Mich —?“

„Jawohl, weil Sie ja freigesprochen sind.“

Dem Müller trat der Schweiß auf die Stirn. „Jawohl. Ich meine nur, da ich doch gewissermaßen interessirt bin —“

„Man kann Ihnen ja doch glauben, daß Sie die Wahrheit sagen. Und es muß Ihnen gerade daran liegen, sie mit einem feierlichen Schwur zu bekräftigen.“

„Jedenfalls,“ stimmte Kraupat zu, „daran liegt mir Viel. Ich will es mir überlegen, Herr Wachtmeister, auch mit meiner Mutter sprechen. Ergiebt sich gegen Ensikat noch Etwas, so zeige ich's Ihnen morgen an. Verlassen Sie sich darauf. Wie steht's? Haben Sie schon gefrühstückt? Wir trinken ein Glas zusammen — was?“

Krause dankte; er müsse sogleich in seinen Bezirk reiten. Wenige Minuten später sah Kraupat ihn auch zu Pferde.

Er ging nicht zu seiner Mutter, sondern zu dem

buckligen Schreiber, der ihm auch sonst Rath geben sollte, wie er nun am besten zu den Versicherungsgeldern käme. Szamaitat war ihm höchst widerwärtig, mußte aber in guter Laune erhalten werden. Ob er ihm nützen könnte, war zweifelhaft; daß er ihm schaden könnte, gewiß. Es waren in nächster Zeit allerhand Eingaben zu machen, zu denen Kenntniß der Formen gehörte. Dazu sollte der Schreiber seine Feder herleihen. Dafür ließ er sich dann so anständig belohnen, daß zugleich stillschweigend die Dienste vergolten werden konnten, die er schon geleistet. Vielleicht wußte er auch guten Rath, wie der Gendarm beschwichtigt werden könnte. Daß ein neuer Proceß vermieden werden müßte, das wurde ihm immer klarer bewußt.

Szamaitat fühlte sich durch den Besuch des Müllers sehr geehrt. Eine solche Aufrichtung war ihm aber auch nöthig, denn er war gestern, oder vielmehr erst heut früh, von Arbeitern, die ihn im Graben liegend gefunden, aufgehoben und nach Hause getragen worden, wo seine Frau ihm keinen zärtlichen Empfang bereitet hatte. Die Nase war dick angelaufen, und aus den kleinen Augen konnte er kaum sehen. Kraupat erzählte ihm, was der Gendarm gesprochen, und wollte dann seine eigene Meinung dagegensetzen. Der Diensteifer des Schreibers war aber so groß, daß jener eher das Gegentheil seiner Absicht erreichte. „So ist's richtig," rief er, „ich sage, so ist's richtig. Man darf ihm das nicht hingehen lassen. Keine Schonung, keine Schwäche! Scharf vor, ganz scharf —"

„Aber es ist doch zu bedenken —“ fiel der Müller ein.

„Nichts ist zu bedenken, Endrik, Nichts ist zu bedenken. Ist schon Alles bedacht — hier.“ Er setzte den Finger gegen die Stirn. Dann schlug er ihm vertraulich auf die Schulter. „Verlaß dich auf mich, Endrik, die Sache wird in die besten Wege geleitet.“ Er legte den Arm um seinen Hals und zog seinen Kopf dicht heran. „Ich will dir meine Meinung sagen, Endrik. Es braucht vorläufig noch kein Anderer davon zu wissen. Ich habe meine Meinung, Endrik, und ein Anderer kann seine Meinung haben, aber wer die richtige Meinung hat, das wird sich finden. Angesteckt ist die Mühle. An die Stellen, wo die Flammen aufgeschlagen sind, kommt von selbst kein Feuer hin. Ich sage, angesteckt ist sie. Aber wer hat die Mühle angesteckt? Du nicht, Endrik, das ist jetzt erwiesen. Darum muß es ein Anderer gewesen sein.“

„Der Bettler wahrscheinlich —“

„Von dem Bettler rede mir gar nicht. Das ist ein calculatorischer Unsinn. Denn um sich zu verbrennen, wird er doch das Feuer nicht angelegt haben. Verbrannt ist er aber. Wie soll das durch einen Casus geschehen sein? Wenn er sich eine Pfeife angesteckt und das brennende Hölzchen ins Stroh geworfen hat, muß das doch eher in Flammen gestanden haben, als die Pfeife ausgeraucht war. Oder wenn die Pfeife noch brannte, als er sich schlafen legte, und die glühende Asche herausfiel und zündete — na-

dazu gehörte schon ein gesunder Schlaf, sich völlig gar braten zu lassen, ohne aufzuwachen. Und es steht nicht einmal fest, daß der Mensch überhaupt eine Pfeife und Tabak und Reibhölzer bei sich gehabt hat.“

„Es kann doch sein —“

„Es kann nicht sein, Endrik — ich sage, es kann nicht sein. Dagegen — weißt du, wer die Mühle angesteckt hat?“

Der Müller sah ihn mit gespannter Erwartung an. Seine Lippen waren blau.

„Für mich ist das so gewiß,“ fuhr der Schreiber fort, die Augenbrauen hoch aufreckend, „als daß zweimal zwei vier ist. Der Ensikat hat die Mühle angesteckt.“

Kraupat rückte den Schemel, auf dem er saß, einen Schritt vom Tisch ab. „Ensikat —?“ rief er, „du bist nicht klug —“

„Hm — ich bin klüger, als Manchem lieb ist. Der alte Ensikat hat angesteckt. Motiv: Rache. Daß er so lange damit gewartet hat, irrt mich gar nicht. Es giebt solche boshafte Creaturen, die ihre Galle einschlucken, bis nach ihrer Schätzung das Maß voll ist. Das kann viele Jahre dauern — wenn sie's nur noch erleben! Nun mag er wohl gemeint haben, es könnt' einmal plötzlich mit ihm zu Ende kommen, und noch rechtzeitig ans Werk gegangen sein. Das Weitere stimmt. Er sagt selbst, daß er mitten in der Nacht oben gewesen ist. Was hat er da oben zu suchen gehabt? Die Räder standen. Das Wasser war nicht so hoch, daß es Schaden thun konnte. Er hat ange-

steckt. Und um nun den Verdacht von sich abzulenken — er war ja der Einzige von deinen Leuten, der in jener Nacht zu Hause war —, hat er dich fälschlich beschuldigt und natürlich auch seine Aussage mit dem Eide bekräftigt. Ist das klar?“

Kraupat war aufgesprungen und lief in der Stube umher, von Zeit zu Zeit seinen Kopf mit den Händen fassend. Er stieß grunzende Laute aus, prustete dazwischen wie Einer, der Wasser geschluckt hat, tupfte dem Schreiber auf die Schulter und lief weiter. Er war feuerroth im Gesicht.

Szamaitat nickte befriedigt: „Na ja — das ist klar, das harmonirt.“

„Nein,“ schrie der Müller gewaltsam heraus, „das glaub' ich nicht, das wäre —“

„Eine rechte Teufelei wär's, Freundchen, eine rechte Teufelei. Aber die ist ihm zuzutrauen. Wenn er nicht eine ganz boshafte, versteckte, hinterlistige Canaille wäre, meinst du, daß er so lange seine Tochter verleugnet haben würde? Damals schon wär' er dir auf den Pelz gefahren, als sie ins Wasser gegangen war. Ich sage dir, es harmonirt.“

„Aber das sind doch nur Vermuthungen —“

„Vermuthungen? Das sind Indicien. Laß mich nur machen, Endrik. Ich will dir ein Schreiben aufsetzen, das dem Gendarm Krause gefallen soll. Was weiter geschieht, geht dich nichts an. Will der Staatsanwalt darauf nicht vorgehen, so will er nicht. Du hast aber deine Pflicht gethan. Kein Mensch kann dir

Etwas nachsagen. Komme heut Abend wieder zur Unterschrift. Ich will noch einen Strich schlafen, um ganz frisch zu sein. Wegen der Versicherungsgelder wollen wir nachher berathen. Du sollst sehen, ich verschaffe sie dir. Was fehlt dir denn? Du schnappst ja nach Luft, als ob du den Strick um den Hals hast. Ja, ja! Gestern ging's ein Bißchen scharf her. Ein paar Stunden Schlaf werden dir auch nichts schaden. Meine Alte — ha, ha, ha! Freue dich, daß du eine sanfte Frau hast. Nu — mein Buckel kann 'was aushalten."

Der Müller betrachtete es als ganz vergeblich, ihn jetzt auf andere Gedanken zu bringen. Er nahm sich vor, Abends, wenn Szamaitat ausgenüchtert sei, nochmals verständig mit ihm zu reden und den Brief jedenfalls nicht zu unterschreiben. Deshalb erhob er jetzt keine Einwendungen weiter, ging zu seiner Mutter, die von der Sache gar nicht mehr sprach und nur fragte, wann er mit dem Wiederaufbau der Mühle anzufangen gedenke, sah auch nach seiner Frau, in der Hoffnung, sie heut freundlicher gestimmt zu finden, und unterhielt sich eine Weile mit Mare auf der Bank vor der Hausthür. Frau Bertha besorgte das Mittagessen, rief Mare und sagte ihr, der Vater könne mitessen, wenn er wolle. Das bestellte sie ihm. Er setzte sich denn auch an den Tisch, es war aber eine traurige Mahlzeit. Im Zuchthause hatte ihm das Essen besser geschmeckt. Die Frau sprach außer dem Tischgebet kein Wort. Er stand bald wieder auf und ging nach dem Kruge, seine Schuld zu berichtigen. Dort fand er in

dem Krüger einen guten Gesellschafter. Er nahm ihn wenigstens jetzt dafür.

Bald trieb ihn doch wieder die Unruhe fort. Er meinte seine Felder besichtigen zu müssen, die theilweise von der Mühle weit entfernt lagen, und beschloß gleich mit dem entferntesten anzufangen. So verließ er hinter dem Dorfe die Landstraße und folgte einem tiefen Graben, der wieder das Wasser von vielen Seitengräben aufnahm. Sie zogen sich bis zu einem langen, etwas höher gelegenen Plan hinauf und setzten sich dort meist in flachen Furchen fort, die mehr den Zweck haben mochten, abzugrenzen als zu entwässern. Der Plan stellte die früher gemeinschaftliche Weide dar, wenig fruchtbares Land, sandig und steinig, mit Haidekraut und niedrigem Birkengesträuch bewachsen. Dort stand auch das alte Hirtenhäuschen, ein langes, niedriges Gebäude unter einem Strohdach, welches über dem früheren Stall nur noch das kahle Sparrenwerk zeigte, aber auch nach dem vorderen Giebel zu über und über mit Moos bewachsen war, aus welchem Büschel von Gras, blaue Glockenblumen und rother Mohn aufschossen. Kraupat sah es von weitem, und erinnerte sich, daß die Ilsze Balnus dort wohne. Er ging eine Weile an der Grenze hin, drehte um und kehrte ihm den Rücken zu. Dann meinte er aber nachsehen zu müssen, ob sein Wäldchen während seiner Abwesenheit bestohlen sei. Dorthin begab er sich also auf dem letzten Grenzrain.

Wenn auch noch so langsam durch das Wäldchen schreitend und rechts und links nach den Stubben aus=

spähend, mußte er sich wohl allmählich dem Hirtenhause nähern, das sich ihm zeitweise hinter dem jungen Birkenaufschlag versteckte. Plötzlich hatte er es auf zweihundert Schritte vor sich. An der hinteren Seite war vielfach die Lehmfüllung aus der Fachwerkswand gefallen und nicht einmal jedes so entstandene Loch mit Moos verstopft. Zwei Stangen stützten den Giebel über der niedrigen, zweitheiligen Thür. Ein alter Strauchzaun hegte ein Gärtchen ein, das einige Gemüsebeete enthielt. In der Ecke wuchs der Sonnenglanz hoch auf. Ein kleines Kartoffelfeld lag schon außerhalb.

Der Müller konnte von seinem Standpunkt aus den Platz vor der Hausthür am Strauchzaun hin gut überschauen. Die obere Hälfte war offen und gegen die Wand gelehnt; auf die untere, geschlossene stützte sich die Bewohnerin des Häuschens, aus dem tiefen Dunkel des inneren Raumes den runden Kopf mit dem im Kranz aufgesteckten blonden Zopf und den kräftig gebauten Oberkörper weit vorbiegend. Sie hatte ein Ende Garn in den Händen, an das unten ein Lappen gebunden war, und machte daraus fünf jungen Kätzchen ein lustiges Spielzeug, indem sie den Anhang auswarf und ruckweise wieder an sich zog. Die zierlichen kleinen Thiere mit den Blitzaugen und Stumpfnäschen schossen hinterher, purzelten über einander, probten die Krallen oder lauerten vorsichtig in einiger Entfernung, bis sich das Ungethüm wieder in Bewegung setzen würde. Das mußte sehr drollig anzusehen sein, denn Ilsze konnte nicht aufhören, das

Neckspiel zu wiederholen, und unterbrach öfters ihren leise summenden Gesang durch ein lautes Lachen. Es wirkte ansteckend. Auch Kraupat, dem gar nicht lustig zu Muth war, mußte einfallen. Sie sah auf und erkannte ihn, ließ sich aber gar nicht in ihrem spaßigen Geschäft stören.

Nun schritt er auf das Haus zu bis an die Ecke des Strauchzauns, über den der goldgelbe Sonnenglanz nickte. Dort blieb er stehen, rückte ein wenig die Mütze und sagte: „Guten Tag, Ilsze — ich sah dich von weitem und wollte doch fragen, wie es dir geht.“

Sie blickte auf, indem sie den Kopf hob, und zeigte ihm eine Doppelreihe blendend weißer Zähne. „Das ist auch in der Ordnung,“ antwortete sie lachend, „daß man seinen Schatz begrüßen kommt — ha, ha, ha! Du weißt ja doch.“

Kraupat hörte das mit sehr gemischten Gefühlen. Er meinte aber auf den Scherz eingehen zu müssen, und sagte nickend: „Na ja — ich weiß.“

Sie fuhr fort, den Kätzchen den Köder auszuwerfen und die frühere Melodie zu singen, für die sie aber die Worte wohl im Augenblick neu erfand:

„Mein Schatz wohnt in einem großen Schloß,
Es hat viel hundert blitzende Fensterlein,
Ueber einander vier Reihn.
Thüren und Fenster sind gut verwahrt.
Keiner kommt hinaus und hinein.
Ach, was hilft dir dein schönes Schloß!
Ach, was hilft dir die Fensterschaar —!
Kannst nicht hinaus, liebes Schätzelein,

Wenn ich nicht spreche das Zauberwort,
Wenn ich nicht spreche das Lösungswort,
Alle Riegel fliegen ihm auf sogleich:
Mein holder Schatz muß bei mir sein.“

Er verstand sie. Es wurde ihm heiß. Sie sah hübsch aus, die schlechte Person, in ihrem weißen Hemde mit den weiten Ärmeln, blau gestickt auf den Achseln und auf den Querdern um die Hände. Die kurze dunkelblaue Wiste war über der vollen Brust nur durch wenige Haken geschlossen. Das ganze Gesicht lachte vergnügt über ihre Schalkheit. Er wollte sich nicht darauf einlassen. „Hast du nichts Besseres zu thun, als mit den Katzen zu spielen?“ fragte er wie geärgert.

„Was soll ich sonst thun?“ entgegnete sie. „Kann ich den Kartoffeln und Rüben wachsen helfen? Ich mag nicht arbeiten. Es ist langweilig und bringt doch nicht genug zum Leben ein. Den ganzen Tag spinnen oder weben — das ist Nichts für mich. Warum soll ich mir den Rücken krumm werden lassen? In Dienst gehen will ich auch nicht — erst recht nicht. In der Freiheit ist's besser. Mit den kleinen Katzen kann ich stundenlang spielen, und sie verlieren die Geduld auch nicht. Man kann sie immerfort zum Narren halten. Sieh nur!“

„Wo kommen sie her?“

„Es ist da vom Hirten her eine Katzenmutter im Hause geblieben. Du weißt ja, die Katzen hängen sich nicht an die Menschen. Man sagt, sie sind undankbar. Aber das ist dummes Zeug. Wofür sollen sie

dankbar sein? Die Menschen halten sie doch nur, damit sie ihnen die Mäuse verjagen. Und wenn so eine arme Katzenmutter mehr Junge zur Welt bringt, als der Hausherr braucht, so ersäuft er sie unbarmherzig."

„Du hast den ganzen Wurf leben lassen?"

„Ja, das sechste ist von selbst gestorben. Ich kann keinem Thier ans Leben. Nicht eine Fliege mag ich todtschlagen. Und die kleinen Kätzchen sind so niedlich. Sie schaffen mir die beste Kurzweil. Das ist genug Dank dafür, daß ich sie nicht in den Sack gesteckt und ins Wasser geworfen habe."

„Aber wovon lebst du denn?" fragte er.

Sie richtete sich auf, strich mit den Fingerspitzen, die sie auf der Zunge ein wenig feuchtete, die losen Haare des Scheitels zurecht und lachte ihn an. „Von Essen und Trinken. Ich leide keine Noth. Deine Mutter giebt mir Brot und Speck, und aus dem Brunnen dort schöpf' ich meinen Wein. Deine Mutter hat mir auch Branntwein gegeben, aber ich mag ihn nicht. Ich bin lustig genug auch ohne ihn. Aber wenn ich Besuch habe —" Sie senkte die Augen. „Du sollst auch ein Gläschen bekommen, Müller, wenn du eintreten willst."

Er schüttelte den Kopf. „Wer besucht dich hier draußen?"

Sie kicherte neckisch. „Ja, das darf ich nicht verrathen. Hab ich's Einem verrathen, daß du mich besucht hast, Müller? Bis es durchaus zu deinem Glück geschehen sollte nach deiner Mutter Willen."

Er biß die Lippe. „Wenn sie Alle sind wie ich,

dann wirst du von deinen Gästen wenig Unterhaltung haben."

„Aber sie sind nicht Alle so. Die Anderen wollen, daß kein Mensch davon wissen soll, daß sie ins alte Hirtenhaus zum Besuch gehen. Es gefällt ihnen da. Glaube aber nicht, daß man nur so anzuklopfen braucht!"

„Hat dir meine Mutter auch Geld gegeben, Ilsze?"

„Nein, Geld nicht. Aber schöne Kleider, die sie selbst getragen hat, als sie noch ein junges Mädchen war. Sie ist aus einer anderen Gegend, wie sie mir gesagt hat; da trugen die Mädchen und Frauen sich in ihrer Jugend noch so hübsch. Nachher, als sie deinen Vater geheirathet hatte, hat sie sich mehr städtisch kleiden müssen, um hier nicht aufzufallen, und weil es sich auch so für die Müllerin schicken sollte. Nun hat sie mir alle die schönen Sachen geschenkt: feine Hemden mit künstlicher Stickerei — dies, was du da siehst, ist noch das gröbste — und bunte Röcke, zehn Ellen weit, mit grün-roth-weißen Bändern, wie man sie nirgends zu kaufen bekommt, und Wisten von Seidenzeug und Jacken von Tuch und Zwickelstrümpfe mit den zierlichsten Mustern. Als sie mich zu sich rief, hat sie den Kasten aufgeschlossen und Stück für Stück vorgeholt. Das sollt' Alles für mich sein, wenn ich dein Schatz wär'! Da hab' ich's zugesagt, Müller."

Er griff in die Tasche, zog eine Handvoll Silbergeld heraus und trat nahe an die Thür, es ihr zu reichen. Sie wich aber zurück und sagte: „Behalt nur

dein Geld, Müller. Dafür ist's nicht gethan. Aber die Kleider haben mir in die Augen gestochen. Du sollst einmal sehen, wenn ich mich ausgeputzt habe! Morgen ist Sonntag — komm um diese Zeit wieder, dann sollst du deine Freude daran haben."

„Nimm," sagte er unfreundlich, und hielt ihr das Geld hin. „Ich will meine Schuld berichtigen."

Ilsze schob lachend seine Hand zurück. „Du möchtest dich loskaufen, aber das geht nicht an. Ich hab's vor allen Leuten gesagt, daß du mein Schatz bist, und du hast nicht widersprochen — daran halt' ich dich fest, wenn mir's darum zu thun ist. Sogar der liebe Gott hat's gehört; das läßt sich nicht zurücknehmen. Du gefällst mir auch ganz gut, Müller. Mußt nur nicht so finster ausschauen, als wär' dir die ganze Welt verdrießlich. Du hast's ja doch so gewollt. Komm morgen, dann wollen wir tanzen."

Sie sprang bis an die Thür vor, faßte ihn rasch um den Hals, gab ihm einen schallenden Kuß und lief fort ins Haus hinein. Er hörte noch eine Weile ihr helles Lachen.

Kraupat begab sich auf den Heimweg. Das Geld hielt er in der geschlossenen Hand. „Nein, das geschieht nicht," dachte er; „es ist Nichts gewesen zwischen uns und soll Nichts sein." Die Stelle auf der Backe, die ihr Mund berührt hatte, glühte wie höllisches Feuer. Er wischte sie zehnmal ab, aber die Hitze schlug immer wieder aus. Ein so hübscher rother Mund hatte ihn noch nicht geküßt. Und die munteren Augen! Daraus

sprühte nur so die Lust. Bei der vergißt man Alles! Aber es geschieht doch nicht — es geschieht nicht.

Er trat bei dem Schreiber ein. Die Eingabe war fertig. Szamaitat las sie vor, aber der Müller hörte nur flüchtig zu. Seine Gedanken waren bei Ilsze. Er sah sie immer vor sich, wie sie auf der Thür lehnte und die Kätzchen hinter dem Garn her springen ließ. „Ist's gut?" fragte der Schreiber. „Es ist gut," antwortete er. Er nahm die Feder, die jener ihm hinhielt, und setzte seinen Namen unter die Schrift. Das Geld, das er noch in der Hand trug, hatte er auf den Tisch gelegt. Szamaitat strich es ein. „Danke, Endrik. Wir wollen's Eins in's Andere rechnen."

Kraupat quartirte sich für die Nacht beim Krüger ein. Es sei ihm in dem kleinen Häuschen zu eng, sagte er; seine Frau habe in der Nacht Hustenanfälle, dabei könne er nicht schlafen. „Wir können ja trotzdem ganz freundlich mit einander stehen. Wenn ich die Mühle wieder aufbaue, sorg' ich für eine bequeme Wohnung. Ich will morgen nach der Stadt zum Baumeister, der soll mir einmal den Plan zu Papier bringen."

Am anderen Tage Vormittags fuhr seine Mutter nach der Kirche. Es wäre auf dem Wagen auch Platz für ihre Schwiegertochter und Enkelin gewesen. Aber Frau Bertha ging lieber zu Fuß. Sie setzte sich mit Mare auch auf eine andere Stelle.

Der Müller fühlte durchaus kein Bedürfniß nach

Gottes Wort. Eine Stärkung hätte er wohl nöthig gehabt, aber sie konnte nicht von dort kommen. Er war zerstreut und wollte seine Gedanken nicht auf den Punkt sammeln, bei dem der Pfarrer einsetzen konnte. Gleichwohl überlegte er, daß man den Kirchenbesuch an diesem ersten Sonntage von ihm erwarten werde. Er zwang sich und ging. Es war nicht angenehm, die vielen Augen auf sich gerichtet zu sehen. Natürlich erregte er die allgemeinste Aufmerksamkeit, da seine Freisprechung bekannt geworden war, ebenso aber auch sein Handel mit Ilsze. Er sang eifrig mit. Während der Predigt hatte er nur immer Furcht, daß der Geistliche auf ihn anspielen werde, aber der Text gab dazu wohl keine rechte Veranlassung. Während des Gebets kniete er, wie viele Littauer in seiner Nähe. Er athmete auf, als erst wieder die Orgel spielte und das Haus sich leerte. Auf dem Vorplatz wurde er von Vielen angesprochen und beglückwünscht. Das war ihm lieb, weil es sich nun von selbst erklärte, daß er nicht neben seiner Frau und Tochter ging.

Gegen Abend sattelte er sich das Pferd, um nach der Stadt zu reiten. Die Landstraße durchschnitt den Weideplan. Die Trift mündete in dieselbe ein, das Hirtenhaus lag freilich in einiger Entfernung, doch sichtbar am Walde. Kraupat hatte sich vorgenommen, vorbeizureiten, und setzte auch wirklich seinen Gaul in raschere Gangart. Aber ob der sich nun an die Weide erinnern oder was ihm sonst in den Sinn kommen mochte, er bog nach der Trift ein und wollte sich auch

durch kein Ziehen am Zügel und Einsetzen der Hacken auf die Landstraße zurückbringen lassen. Während Kraupat noch mit dem störrischen Thier beschäftigt war, bemerkte er, daß eine Gestalt an der Ecke des Hirtenhauses vortrat und mit der Hand winkte. Kein Zweifel, Ilsze kam ihm schon entgegen. Sie hier abzuwarten, konnte nicht seine Absicht sein. Die Landstraße wurde freilich am Sonntage wenig befahren und begangen, es war aber doch sehr möglich, daß der Zufall gerade zur unrechten Zeit Jemand vorüberführte. Wenn man im Dorf erzählte, er habe sich hier mit Ilsze ein Stelldichein gegeben? Das mußte um jeden Preis vermieden werden. Er ließ also seinem Pferde den Zügel frei.

Ilsze näherte sich singend und im Tanzschritt. Er winkte ihr zu, dort zu bleiben, und lenkte hinter ein dichtes Birkengebüsch ab, das ihn gegen die Landstraße decken konnte. Ilsze tanzte jetzt im Kreise umher, indem sie sich in den Hüften wiegte und die Arme nicht ohne Anmuth über dem Kopfe bewegte. Die fünf Kätzchen waren ihr nachgelaufen und schienen anzunehmen, daß der Tanz nur ihnen gelte. Auch die Katzenmutter hatte sich vorgewagt, hielt sich aber in der Ecke des Hauses und miaute erbärmlich. Als Kraupat herankam, sah er, daß Ilsze wirklich ihr Versprechen gehalten und sich mit den geschenkten Sachen ausgeputzt hatte. Ihr Feind hätte ihr's lassen müssen, daß sie sehr gut darin aussah. Sie knixte und warf ihm Kußhände zu. „Was sagst du?“ rief sie. „Hat

deine Mutter sich meiner zu schämen? Sie ist gewiß einmal ein hübsches Mädchen gewesen, aber besser kann der Anzug sie auch nicht gekleidet haben. Was sagst du?" Sie nahm ihm den Zügel aus der Hand, warf ihn über den Kopf des Pferdes und zog dasselbe nach sich, während sie immer mit hellem Gesang voraustanzte.

„Du bist eine Hexe," sagte er. „Bei Mondschein könnte man sich vor dir grauen."

„Aber noch ist die Sonne nicht unter," antwortete sie, und fügte ihrem Liede sogleich den Vers ein:

„Lange dauert's, lange,
Bis untergeht die Sonne,
Bis mein Schatz kommt.
Viel zu früh, viel zu früh
Wird sie wieder aufgehn,
Wenn er scheidet."

„Laß den Zaum los!" befahl er.

„Weshalb?"

„Weil ich nun von deinen Thorheiten genug habe."

„Sage mir erst, wie ich dir gefalle."

„Zum Teufel, gar zu gut."

„Schickst du mich zum Teufel, so mußt du mitkommen."

„Ich will nicht."

„Es hilft dir nichts, Endrik."

„Ich will nicht," wiederholte er heftig, sprang ab und suchte den Zügel zu haschen.

Aber Ilsze war geschwinder. Sie warf den Riemen über den Pferdehals, griff in die Kammhaare

und schwang sich behend auf der anderen Seite auf. Sie ritt wie ein Junge, und es genirte sie gar nicht, daß die Röcke hoch über die Waden aufgezogen wurden. Mit juchzenden Lauten feuerte sie den Gaul an, bis er im schnellsten Lauf mit ihr über die Haide jagte, in großen Sprüngen über die Steine und Haidekrautkampen hinweg. Sie ritt dreimal um das Haus und sprang dann am Giebel vor der Thür ab. Nun mußte er wohl folgen.

„Du reitest wild,“ bemerkte er.

„Wild oder gar nicht,“ antwortete sie; „im Schritt mag ich nicht einmal gern gehen.“

„Wo hast du's gelernt?“

„Ah —! Bei meinem Vater und Bruder an der Grenze. Ich bin oft mit den Schmugglern geritten. Mein Vater ist von den Russen erschossen, meinem Bruder haben sie eine Kugel ins Bein gegeben, daß er lahmt.“

„Ist er noch Wirth?“

„Nein — er hat seinen Hof vertrunken.“

Sie schnallte den Kehlriemen auf und zog dem Gaul das Zaumzeug über die Ohren. „Es ist Sonntag. Laß ihn ein Weilchen grasen.“

„Ich muß nach der Stadt.“

„Ach —! Es hat Zeit.“

„Hexe!“

„Wollen wir tanzen? Im Scheunenraum ist die Tenne noch ziemlich glatt.“

Sie faßte seine Hand und zog ihn lachend ins Haus. Die Thür wurde von innen zugeklinkt.

Der Gaul graste vergnüglich bis in die Nacht hinein. Erst als der Morgen heraufdämmerte, ritt Endrik Kraupat auf der Landstraße weiter. Er hatte den Rockkragen aufgeschlagen und den Schirm der Mütze herabgezogen. Mit krummem Rücken saß er im Sattel, beide Hände auf den Knopf gestützt. Das Pferd mochte gehen, wie es wollte.

— — — — — — — — — — — — — —

Er blieb ein paar Tage in der Stadt. Bei der Agentur sagte man ihm, es müsse erst an die Generalagentur berichtet werden. Er wollte die Antwort abwarten: dann dauerte es ihm doch zu lange. Er kehrte nach Kraupatischken zurück, ließ sich von Szamaitat noch ein Schreiben an die Direction der Gesellschaft aufsetzen, in dem er sie für jede Verzögerung des Baues verantwortlich machte, ritt wieder fort, um es selbst dem Agenten abzugeben, konnte am Hirtenhause nicht vorüber und kämpfte diesmal sehr schnell alle Gewissensbedenken nieder. Seine Frau hatte ihn wieder, noch dazu in Gegenwart seiner Mutter, verächtlich behandelt. „Sie soll wenigstens Grund zu ihrer Feindschaft haben, wenn sie's durchaus so will," redete er sich zu.

Als er drei Tage später wieder ins Dorf zurückkam, sah er vor der Mühle ein Fuhrwerk stehen. Ein Knecht saß auf dem vorderen Sitze und hielt die Leine in der Hand. An der Ecke des Hauses hatten sich viele Leute aufgestellt, die neugierig nach dem kleinen Anbau ausschauten, dessen Thür offen stand. Kraupat

glaubte innen den grünen Rock des Gendarmen zu bemerken, auch dessen Säbel klappern zu hören. Nun erkannte er auch seine Stimme: „Spute dich. Es hilft nichts, du mußt mit.“ Gleich darauf wurde der alte Ensikat sichtbar. Krause hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt und schob ihn vor sich her die Thür hinaus dem Fuhrwerk zu. „Ich kann allein gehen, Herr Gendarm,“ sagte der Alte, „und ich fürchte mich vor dem Gericht nicht. Was will man von mir?“

„Ich habe dir den Haftbefehl vorgelesen,“ entgegnete der Gendarm.

„Aber es ist Alles gelogen. Ich soll das Feuer angelegt haben — ich soll einen falschen Eid geleistet haben —?“

„Es wird sich finden. Mache keinen Lärm!“

Das Fenster wurde aufgerissen. Frau Bertha Kraupat lehnte sich hinaus und streckte mit einer hastigen Bewegung die Hand vor, als ob sie den Gendarm zurückhalten wollte; die Augen waren weit geöffnet und stier, der Mund verzogen, wie wenn eine furchtbare Angst sie peinigte. „Was thun Sie, Herr Krause?“ rief sie hinab. „Er ist unschuldig.“

Ensikat blickte zu ihr auf. „Unschuldig?“

„Unschuldig, so wahr Gott lebt!“

Der Gendarm blieb bei seinem „Es wird sich ja finden“. Um aber der Müllerin eine Höflichkeit zu erweisen, setzte er hinzu: „Ich habe meine Order und führe sie pünktlich aus; das Weitere geht mich nichts an.“

„Aber es ist nichtswürdig,“ schrie sie mit aller

Kraft ihrer Lunge, „einen unschuldigen Menschen ins Gefängniß zu schleppen! Ist denn keine Gerechtigkeit mehr auf Erden? Ist denn die Justiz stockblind? Laßt es nicht zu, ihr Leute — er ist unschuldig!“

Der Gendarm drohte zum Fenster hinauf. „Macht das Volk nicht aufrührerisch, Frau, sonst könnt's Euch selbst schlecht bekommen. Was lärmt Ihr soviel um den? Ob er schuldig oder unschuldig ist, weiß noch kein Mensch; das Gericht wird sprechen. Ihr solltet aber nicht vergessen, daß Euer eigener Mann unschuldig eine schwere Strafe verbüßt hat. Es geschieht denen, die ihn dazu gebracht haben, ganz recht, wenn sie ins Gebet genommen werden.“

Er sagte das offenbar zugleich zur Beruhigung der umstehenden Leute. Die Frau aber schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lamentirte: „Gott, mein Gott, verlaß den armen Menschen nicht! Was legst du mir auf! Mein Mund ist geschlossen. Hilf, Gott!“

„Sie ist verrückt geworden,“ murmelte man unter den Zuschauern. „Daß der Mann ihr untreu geworden ist, hat sie um den Verstand gebracht. Ganz gesund war sie schon immer nicht.“

Indessen stieg Ensikat mit Hülfe des Beamten auf den Wagen. Von dort fiel sein Blick auf den Müller, der an den nächsten Baum gelehnt stand, als ob er sich stützen müsse. „Das hast du mir eingebrockt,“ krächzte er mit heiserer Stimme, „du — du! Aber ich sage, du lügst — du hast meineidige Zeugen gehabt — du —“

Jetzt erkannte auch die Müllerin ihren Mann. „Heinrich,“ rief sie ihm in furchtbarer Seelenangst zu, „laß es nicht geschehen — nur das nicht! Bezeug es ihm, daß er unschuldig ist! Wenn du Gott fürchtest, bezeuge es ihm! Herr Krause, hören Sie meinen Mann!“

Der Gendarm war zu Ensikat eingestiegen und drückte den Alten auf den Strohsitz nieder, da er die Hand aufhob und fortwährend schrie: „Ich schwöre es, daß ich die reine Wahrheit gesagt habe — ich schwöre es —“

„Fahr zu, Jurgis!“

Das Fuhrwerk setzte sich in Bewegung. Man hörte bald nur noch die Peitsche knallen.

Kraupat stand noch immer am Baum. Er war kreidebleich. Ihm schlotterten die Kniee. Man meinte, es geschehe aus Aerger über seine Frau, und redete ihm zu, hineinzugehen, um sie zu beruhigen, damit sie nicht noch größeren Skandal mache. „Ja, die Weiber! Bei dem Punkt verstehen sie keinen Spaß.“

Er suchte sich zu fassen, dankte grinsend und schritt auf das Häuschen zu. „So geht's nicht weiter,“ murmelte er in sich hinein. Auf der Platte über den Stufen stand seine Mutter, die hinausgetreten war, um die Abführung Ensikats mit anzusehen. „Da haben sie nun den richtigen Brandstifter,“ sagte sie. „Es kommt alles einmal zu Tage.“

Er faßte ihren Arm und zog sie hinein. „Komm mit, Mutter,“ rief er ihr zu, „du sollst dabei sein, wenn ich ein ernstes Wort mit ihr rede.“

„Mit deiner Frau?“

„Ja.“

„Laß mich. Sie leidet mich nicht bei sich, die Hochmüthige.“

„Sie soll dich wohl leiden, wenn ich dich einführe.“

Er stieß die Stubenthür auf und platzte hinein. Mare war nicht zu Hause. Das gab ihm noch mehr Muth. „Bist du denn ganz unsinnig geworden, Weib,“ schrie er, „daß du so verrückte Geschichten machst? Was soll man davon denken? Ich habe dich hier wohnen lassen. Wenn du's aber so treibst, daß ich mich deiner schämen muß —“

Bertha sah ihn mit einem Blick von oben an, der ihn verstummen machte. „Du dich meiner schämen —?“

„Ich sage — wenn du's so treibst —“ stotterte er, „zwingst du mich, dir die Fenster zu vernageln oder die Thür zu zeigen — zwingst du mich.“

Er ging indessen nach dem Fenster und schloß dasselbe. Die Müllerin schien gar nicht weiter auf ihn zu achten, sondern wendete sich der alten Frau zu und fragte scharf: „Was willst du? Hab' ich dir nicht verboten, mein Zimmer zu betreten?“

„Du hast hier Nichts zu verbieten,“ schrie Kraupat sie an. „Meine Mutter kann eintreten, wo sie will, und wenn ich sie mitbringe, soll Niemand sie hinausweisen — auch meine Frau nicht.“

„So werde ich gehen," antwortete sie und machte ein paar Schritte nach der Thür.

Er vertrat ihr den Weg. „Du bleibst. Ich habe mit dir zu reden — und meine Mutter soll Zeugin sein."

Frau Bertha hob drohend den Finger: „Daß dich's nur nicht gereut!"

„Was soll mich gereuen? Es geht so nicht weiter. Wir müssen ein Ende machen."

„Was heißt das?"

„Das heißt, wir müssen uns scheiden lassen."

„Klage doch gegen mich."

„Ich? Weshalb soll ich klagen? Ich habe keinen richtigen Grund."

„Was willst du also?"

„Du aber —"

„Das geht dich nichts an."

„Das geht mich viel an. Ich kann so nicht mit dir leben. Du mußt klagen."

„Ich muß?"

„Du hast guten Grund."

„Aber ich hab' dir's schon einmal gesagt: ich will mir die Schande vor Gericht nicht machen. Wir sind geschieden."

„Und ich soll mit der Ilsze gehen? Das macht dir noch mehr Schande, wenn du nicht klagst."

„Mir —?"

„Leg's nicht so auf die Waage. Ich bin nun einmal in ihrer Macht."

„Weshalb bist du's? Soll ich das wirklich in deiner Mutter Gegenwart sagen? Weil's nicht wahr ist, was sie vor Gericht ausgesagt hat."

„Bertha —!"

„Weil sie einen falschen Eid geleistet hat."

Die alte Kraupatene warf ihr einen giftigen Blick zu. „Das ist unverschämt."

„Schweige du," rief die Müllerin, „auf deine Anstiftung ist's geschehen."

Die Alte wurde ganz blau im Gesicht. „So — so —" zischelte sie, „weißt du das, mein Schäfchen, weißt du das?"

Kraupat sah nicht von der Erde auf, knurrte aber ärgerlich: „Du wagst, meine Mutter zu beschuldigen?"

„Du willst ja, daß sie Zeugin zwischen uns sein soll," antwortete die Müllerin verbissen. „Mag sie's denn wissen, weshalb ich sie verachte."

„Höre, mein Täubchen," höhnte die Kraupatene, dicht an sie herantretend, „wenn du Recht hättest, wie stünd's dann? Endrik ist unschuldig ins Zuchthaus gebracht. Seine eigene Frau hat nicht den kleinen Finger gerührt, ich aber, seine Mutter, hab' ihn befreit! Wenn du Recht hättest, mein Täubchen —"

Die Müllerin atmete aus schwerer Brust, keuchend und gegen einen Hustenanfall kämpfend. „So wisse denn," sagte sie, „was ich so lange verschwiegen habe, was ich gemeint hatte, in mein Grab mitnehmen zu können: er hat doch die Mühle angesteckt."

„Wer?"

„Dieser hier.“

„Du lügst.“

„Mag er selbst mir's ins Gesicht sagen, daß ich lüge, wenn er kann.“ Sie wendete sich gegen ihn. „Es ist nicht wahr, daß du in jener Nacht außer dem Hause gewesen bist. Du meintest, ich schliefe, aber ich schlief nicht. Ich habe dich aufstehen und die kleine Laterne anstecken gesehen. Und dann hast du aus einem Versteck hinter dem Ofen Lappen und Werg genommen, aus der Kanne Petroleum daraufgegossen, vom Kaminsims die Zündhölzchen in die Tasche gesteckt, die Schuhe ausgezogen und die Laterne wieder ausgelöscht. Darauf hab' ich dich hinausgehen gehört. Ich wunderte mich, aber ich dachte, es sei etwas an den Werken zu thun. Nach einer Viertelstunde bist du wiedergekommen und hast dich zu Bett gelegt. Aber es litt dich nicht lange. Du bist wieder aufgestanden, hast dich fertig angezogen und bist fortgegangen. Nun schlief ich ein. Ich kann nicht lange geschlafen haben — der Feuerlärm weckte mich. Nun sage — daß ich lüge — nun klage mich der Herzlosigkeit an, daß ich dich nicht aus dem Zuchthaus befreit habe, wie deine Mutter — nun verlange, daß ich mich dieses Ehebruchs wegen scheiden lasse — nun wirf mir vor, daß ich in Aengsten aufschreie, wenn ein Unschuldiger ins Gefängniß geschleppt und vielleicht verurtheilt wird. Heinrich, Heinrich! Deine Sünde nährt sich von ihrem eigenen Fleisch und wächst höher und höher jeden Tag. Sie wächst dir riesenhoch über den Kopf.“

In diesem Augenblick stieß Erdme Kraupat einen gellenden Schrei aus. Sie hatte nur auf ihren Sohn gesehen und erwartete, daß er seiner Frau ins Gesicht sagen werde, sie habe geträumt. Aber ihre Worte bewältigten ihn so vollkommen, daß er keinen Laut vorbrachte, sondern nur mit entsetzten Augen zu ihr hinstarrte, kreidebleich wurde und am ganzen Leibe zu zittern anfing. Es schien, als ob er die Hand aufheben wollte, aber den Arm wieder sinken lassen müßte. Er schob schwerfällig den Fuß vor, um sich besser zu stützen, sein Oberkörper kam ins Schwanken — und jetzt knickten seine Kniee ein, er fiel hinten über und lag ohnmächtig auf der Diele, die Arme, mit denen er im Fall ausgreifen wollte, weit fortgestreckt.

Die alte Frau brach neben ihm zusammen. Sie hob seinen Kopf auf ihren Arm und schrie ihm ins Ohr: „Es ist nicht wahr — es kann nicht wahr sein — um Gottes Barmherzigkeit willen, es kann nicht wahr sein.“ Diese Reden setzte sie fort, als er wieder zu sich kam. „Sage ihr, daß es nicht wahr ist — daß sie geträumt hat. Wenn du schuldig bist, Endrik, bin ich verdammt. Sage ihr —“

Er deckte die Hand über die Augen und schwieg.

„Es ist wahr,“ schrie sie auf, „Gottes Barmherzigkeit, es ist wahr!“ Jammernd und die Hände ringend, verließ sie das Zimmer.

Es herrschte nun in demselben einige Minuten lang tiefes Schweigen. Dann sagte Frau Bertha: „Du weißt jetzt Alles, Heinrich. Wie kann ich noch

zu dir? Aber um deiner Kinder willen, geh in dich! Sorge dafür, daß der alte Ensikat, der deinem Vater und Großvater treu gedient hat, sogleich loskommt — nimm das Sündengeld von der Versicherungsgesellschaft nicht an, hilf dir durch Arbeit und Sparsamkeit wieder auf — das Geld hat dich zu der schlechten That verlockt; weil du beim Verkauf der alten Mühle zum Abbruch so Viel nicht herausbekommen konntest, hast du sie angesteckt — jetzt gehört dir noch der Platz und das Land; damit kannst du dir aufhelfen — ich bitte dich, nimm das Sündengeld nicht, es bringt dich vollends in's Verderben —"

„Zu spät — zu spät," ächzte er, „ich bin so weit und muß weiter — von der Ilsze, die für mich einen Meineid geleistet, komm' ich nicht mehr los."

Mit schweren Schritten schleppte er sich zur Thür hinaus. Er verließ das Haus mit dem furchtbar drückenden Gefühl, jetzt für immer ausgeschlossen zu sein. Auch seine Mutter hatte er verloren und mehr noch: er hatte ihr Gewissen unheilbar belastet, den Rest ihrer Lebensfreude getödtet.

Von diesem Tage ab war Kraupat selten noch ganz nüchtern. Er behielt das Zimmer im Kruge bei, war aber selten dort anzutreffen. Meist trieb er sich auf der Landstraße zwischen Kraupatischken und der Stadt reitend oder fahrend umher. Die Nächte brachte er im Hirtenhause zu. Er hatte versucht, sich von Ilsze loszureißen; es war ihm nicht gelungen. „Was denkst du?" hatte sie ihm gesagt. „Ich habe beschworen,

daß du mein Schatz bist, und das muß Wahrheit sein. Damals war mein Eid falsch, und Gott wird mich schwer bestrafen, weil ich ihn zum Zeugen angerufen habe — dem entgeh' ich nicht. Aber dafür will ich hier auf Erden meinen Entgelt haben. Viel werde ich für dich leiden müssen, Endrik, aber dafür sollst du mir jetzt Gutes thun. Glaube auch nicht, daß ich für einen Anderen so willig falsch geschworen hätte. Ich hatte lange ein Auge auf dich. So gut zu Pferde saß Keiner als du, und so stramm hielt sich Keiner beim Gehen, auch der Gendarm nicht, und so stolz blickte Keiner um sich. „Der wär' ein Mann für dich," dacht' ich oft, „für den könntest du wohl eine Sünde auf dich nehmen." Und das hab' ich dann auch leichten Herzens gethan. Aber Sünde bleibt doch Sünde, und wer sie begangen hat, geht nicht frei aus. Mag sein! Nur ihre Frucht will ich mir nicht vom Munde wegnehmen lassen. Und sie soll süß sein — Bitterkeit kommt genug hintennach."

„Sünde bleibt Sünde," hatte er nachgesprochen, „aber wer nicht dumm ist, bringt die Frucht ein. Um Nichts und wieder Nichts verdammt sein — das ist Albernheit."

Er dachte dabei an die Versicherungsgelder und betrieb nun um so eifriger deren Einziehung. Er nahm den buckligen Schreiber auf seinem Wagen mit nach der Stadt, da wegen einer Hypothek Schwierigkeiten gemacht wurden. Endlich einigte man sich dahin, daß der Betrag derselben vorläufig zurückzubehalten und zu

hinterlegen wäre. Die freie Restsumme wurde an Kraupat ausgezahlt. An diesem Tage trank er mit seinem treuen Helfer Champagner. „Das ist nur der Anfang, Brüderchen," renommirte Szamaitat. „So Viel kommt dir von Rechts wegen für die Mühle zu. Aber dein Arbeitsverlust — die Verschlechterung der Geschäftsstelle durch Abgang vieler Kunden — und was du im Zuchthause ausgehalten hast! Das muß alles ersetzt werden, vom Staat ersetzt werden. Ich will der Regierung da schon ein Licht aufstecken! Wir gehen durch alle Instanzen. Wir wenden uns, wenn das nichts hilft, an das Abgeordnetenhaus und an das Herrenhaus. Was? Soll ein Staatsbürger der Gesetze wegen unschuldig leiden? Wir machen die Geheimen Räthe, die oben am Staatssäckel sitzen, mürbe, bis sie tief hineingreifen. Laß mich nur schreiben!"

Der Müller goß sein Glas herunter und antwortete Nichts. Aber er legte ihm einen Hundertmarkschein hin und nickte ihm zu.

„Schön Dank, Brüderchen," sagte Szamaitat. „Wir rechnen zuletzt ordentlich ab."

Kraupat überließ an der Stelle, wo die Trift auf die Landstraße mündete, dem Schreiber das Fuhrwerk und ging nach dem Hirtenhause. Sein Schritt war schwankend, aber er hielt sich auf den Beinen. Trotz der Dunkelheit fand er ohne Mühe den Weg. Aus dem kleinen Fenster auf der abgewandten Giebelseite leuchtete ihm, als er um die Ecke gebogen war, ein matter Lichtschein entgegen. Er trat heran, lehnte

die Stirn an die Scheibe und sah hinein. Auf einem niedrigen Schemel saß Ilsze vor dem Kasten, der sonst als Bank diente. In einem Flaschenhalse steckte ein Stümpfchen Licht. Sie hatte alte, schmutzige Karten in der Hand und legte damit eine Figur. Die Thür war unverschlossen. Er trat polternd ein und schreckte sie auf. „Was thust du da?“ fragte er.

„Ich lege mir nur die Karten,“ antwortete sie.

„Verstehst du das?“

„Jawohl.“

„Liegen die Karten gut?“

„Sehr gut. Wir sind schon dicht bei einander.“

„Es ist dummes Zeug.“

„Wer weiß?“ Sie hob eine Karte ab und legte sie in eine Lücke der Figur. „Das ist das Geld. Es kommt ganz in deine Nähe.“

Er grinste. „Das Geld —! Aha! Das kann stimmen. Das Geld hab’ ich gerade heut ausgezahlt erhalten.“

„Siehst du! Zeige doch einmal.“

„Was ist daran zu sehen? Papier! Ein Schein wie der andere.“

„Es macht doch Spaß. Wo hast du das Geld?

„Hier in der Brieftasche.“ Er zog sie vor und setzte sich auf den Kasten, mit dem Rücken gegen das Fenster.

Ilsze schob den Schemel dicht an ihn heran und lehnte sich auf seine Kniee. Er wickelte die Ledertasche auf und nahm ein Päckchen heraus.

„Ist das viel Geld?“ fragte sie.

„Nun — wie man's nimmt. Sechzehntausend Mark —“

„Ach —!“

„Zehntausend in Tausendmarkscheinen, das Uebrige in Hundertern.“

„Zähle doch einmal.“

„Warum soll ich zählen? Es ist schon gezählt.“

„Du kannst mir doch den Gefallen thun, Endrik.“ Sie legte den Arm um seinen Nacken und küßte ihn.

„Meinetwegen denn,“ sagte er. „Ich werde auflegen, zähle du selbst.“

Es geschah so. Ilsze paßte auf, daß alle Bildseiten nach oben zu liegen kamen und die Reihen ganz ordentlich Linie hielten. Wo Etwas daran fehlte, half sie nach, indem sie zugleich den Kopf wiegte und die Richtung abzirkelte. „Die sind hübsch aufmarschirt,“ bemerkte sie, als der letzte Schein seine Stelle hatte.

„Du kannst dir einen davon nehmen,“ sagte Kraupat — „welchen du willst.“

Sie lachte. „Auch einen von den großen?“

„Ich hab's gesagt: welchen du willst.“

Sie sah zu ihm auf und schüttelte den Kopf. „Das ist Nichts für mich, Endrik, du weißt's ja schon: ich nehme kein Geld von dir.“

„Sei nicht närrisch, Kind.“

„Es bleibt dabei. Das Geld bringt uns nur aus einander.“

Er gähnte. „Wie du willst. Ich bin schläfrig.

Es war heut ein schwerer Tag. Wir haben viel getrunken.“ Er schob die Scheine wieder zusammen und wickelte sie in die Ledertasche.

An der einen Wand war ein Gestell von Brettern angebracht, das ein Bett darstellte. Es lag Stroh darin, ein zerrissenes Laken darüber, oben ein Kopfkissen. Kraupat steckte die Brieftasche unter das Kopfkissen auf der Seite nach der Wand zu. Dann legte er sich schlafen und schnarchte bald laut.

Als er am anderen Morgen aufwachte, stand Ilsze am Kamin, der sich in dem halb verfallenen Kachelofen befand, und kochte Kaffee. Der kräftige Duft zog ihm um die Nase. „Das wird schmecken,“ sagte er, sich reckend. „Mich hungert auch.“

„Es ist Brot und Butter da,“ versicherte sie.

Als sie den braunen Trank in zwei irdene Schälchen goß, erhob er sich und setzte sich zu ihr. „Mit dir ist zu leben,“ bemerkte er, ihr die Schulter klopfend.

„Das will ich meinen,“ antwortete sie schmunzelnd.

„Willst du Brot schneiden?“

„Gieb.“

„Die Butter streiche ich darauf.“

Er aß mit großem Behagen. „Wenn ich denke, wie unfreundlich meine Frau gegen mich ist —“

„Verdirb dir nicht den Appetit, Endrik. Es ist so gut, als ob du gar keine Frau hast.“

„Ich habe aber doch eine Frau.“ Er seufzte. „Sie weiß, was ich gethan habe.“

Ilsze umarmte ihn. „Ich weiß es auch, aber es kümmert mich nicht. Wenn man Einem recht von Herzen gut ist —"

„Katze! Du hast's schon mit Vielen getrieben."

„Aber jetzt halt' ich's nur mit dir — solange du mir treu bleibst. Und ich weiß, du bleibst mir treu. Du mußt ja."

„Wenn meine Frau sich nur von mir scheiden lassen wollte —!"

„Sie ist schlecht. Was hat sie noch von dir? Was will sie von dir? Sie quält dich unnütz. So rachsüchtig könnt' ich nicht sein, Endrik."

„Sie ist krank im Kopf."

„Du solltest sie einsperren lassen. Wer weiß, was sie nicht noch alles herumredet."

„Ja, man ist keine Minute sicher. Aber wie soll man's anfangen? Ich will einmal mit dem Schreiber reden."

„Red lieber mit mir. Ich weiß dir besseren Rat zu geben."

Die Kätzchen waren unter dem Kasten vorgekrochen und miauten um sie herum. Sie nahm eins nach dem anderen auf den Schoß und gab ihm Milch zu trinken. Kraupat schaute zu, die Ellenbogen auf die Kniee gestützt. „Besonders wenn ich nun baue — sie hat verlangt, daß ich das Geld nicht nehmen soll."

„Willst du denn bauen?"

„Eigentlich möcht' ich nicht. Die Müllerei ist mir zuwider. Und mit so einer Frau — man könnte

in Amerika etwas Besseres mit dem Gelde anfangen." Ihm fiel ein, daß er die Brieftasche noch nicht wieder zu sich gesteckt hätte, und er stand deshalb auf und ging nach der Bettlade, um sie aufzunehmen.

Er hob das Kopfkissen. „Wo ist die Brieftasche?" Er wühlte im Stroh darunter, riß es heraus, streute es auf den Boden. „Wo ist die Brieftasche?" schrie er, feuerroth im Gesicht.

„Ich habe sie verwahrt," sagte Ilsze ganz ruhig, indem sie ein zappelndes Kätzchen auf die Erde setzte und ein anderes auf den Schoß hob.

Kraupat wußte offenbar im Augenblick nicht, wie das gemeint sein sollte. Halb erleichtert, halb wieder stutzig gemacht, starrte er sie an und knurrte: „Verwahrt? Was soll das? Sie war unter meinem Kopf gut genug verwahrt."

„Doch wohl nicht," antwortete Ilsze lächelnd. „Sonst hätte ich sie dir nicht fortziehen können. Das kann leicht ein Anderer auch, wenn du so tief schläfst."

„Gieb sie her," befahl er. „Das ist dummer Spaß."

„Es ist gar kein Spaß," entgegnete sie.

„Gieb die Brieftasche her, sage ich dir."

Sie schüttelte den Kopf. „Suche sie doch!"

„Warum soll ich mein Eigentum suchen? Mach schnell, oder —"

Sie sah ihn mit listig blinzelnden Augen an. „Oder —?"

„Wo hast du die Brieftasche, Ilsze?"

„Sie ist versteckt. Ich sage nicht, wo. Sie ist gut versteckt.“

Er riß die Augen auf. „Was? Versteckt? Auch vor mir? Was soll das? Mach mich nicht wild. Die Brieftasche her! Oder ich sage, du hast mir das Geld gestohlen.“

„Sag's doch so laut, daß man's auf der Landstraße hört.“

Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf. „Bestie,“ schrie er, „du willst an das Geld! Aber das Gericht soll —“

„Zeige mich doch an,“ entgegnete sie gelassen. „Ich hab' auch Etwas anzuzeigen.“

„Ah — —!“ Er ballte die Fäuste und knirschte mit den Zähnen.

„Sei nicht dumm, Endrik,“ sagte sie, mit ausgebreiteten Armen ihm entgegengehend. „Was soll ich mit dem Gelde ohne dich?“

Er stieß sie unsanft zurück.

„Besinne dich doch einmal,“ fuhr sie fort, ohne sich beirren zu lassen. „Gestern hätt' ich so viel nehmen können, daß ich dich für lange Zeit nicht mehr brauchte und heut hätte laufen lassen können. Hab' ich's genommen?“

„Wozu dann aber —?“

„Es ist nicht gut, daß du das viele Geld da in der Rocktasche mit dir herumträgst, Endrik. Das ist bald bekannt. Du bist manchmal betrunken und weißt dann von deinen Sinnen nicht. Es kann dir Einer

die Brieftasche herausziehen, du hast nicht einmal eine Ahnung, wer es gewesen sein möchte. Ich traue auch dem Buckligen nicht — er hat einen falschen Blick. Bei mir ist dein Geld ganz sicher."

Dabei blieb sie, er mochte bitten oder schelten, wie er wollte. Sie hatte im Grunde Recht: das Geld war bei ihm schlecht aufgehoben. Aber es war doch sein Geld und er konnte damit machen, was ihm gefiel. Warum hinderte Ilsze ihn daran? Er meinte, wenn sie ihm die Sache gut vorgestellt haben würde, hätte er ihr die Brieftasche freiwillig in Verwahrung gegeben. Aber dann wäre ihm doch auch bekannt geworden, wo sie versteckt lag, und es hätte in seinem Belieben gestanden, ob und wie lange sie da bliebe. Jetzt übte Ilsze gegen ihn einen unerträglichen Zwang. Daß sie ihn „bevormundete", wäre noch zu leiden gewesen, wenn sie's gut meinte. Aber meinte sie's wirklich gut? Verwahrte sie wirklich nur das Geld für ihn oder hatte sie's für sich selbst in Sicherheit gebracht? Dieser Zweifel peinigte ihn fürchterlich. Das war ja das Geld, für das er ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte! Sollte er sich's so unter der Hand fortziehen lassen müssen und nicht einmal schreien dürfen? Sollte er sich am Ende gar selbst auslachen, daß er der Dumme gewesen, der einer so liederlichen, unzuverlässigen Person Vertrauen schenken konnte? Wenn sie ihn um den Gewinn seiner bösen That betrog und er vermöchte sich nicht einmal zu rächen, da seine Mutter geschont werden mußte! Das lag ihm

schwer in den Gliedern. Achtundvierzig Stunden entfernte er sich gar nicht aus dem Hirtenhause, ließ er Ilsze nicht aus den Augen. Immer wieder unternahm er einen Sturm auf ihre Festigkeit. Er fing an, das Haus zu durchsuchen, faßte in jedes Wandloch, in jeden Hohlraum über den Balken und Sparren — vergeblich. Ilsze sah ihm mit dem vergnügtesten Gesicht zu, als ob sie ein launiges Versteckspiel vorhätten, um sich die Zeit zu kürzen. Er wurde wild, schlug sie. Auch das führte nicht zum Ziel. Sie setzte sich in einen Winkel und weinte. „Du weißt nicht, Endrik, wie gut ich dir bin."

Er mußte endlich wieder unter die Leute gehen. Es war bekannt geworden, daß er die Versicherungssumme gezahlt erhalten. Man war nun der Meinung, daß er in diesem Herbst wenigstens noch das Material zum Umbau heranschaffen werde, und bestürmte ihn mit Anerbietungen aller Art. Es gefiel ihm, so der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit zu sein, aber er hütete sich, mit irgend Jemand fest abzuschließen. Die neue Mühle müßte, wie er sich ausdrückte, „mit allen Schikanen" gebaut und eingerichtet werden; er wolle sich erst noch genauer informiren. In Wirklichkeit wurde es ihm täglich gewisser, daß er nicht bauen werde. Er vermochte nur nicht zu übersehen, was dann geschehen solle. Er war nicht mehr Herr seiner Entschlüsse.

Ilsze sprach sich auch gar nicht für den Bau aus. „Was willst du mit der Mühle," sagte sie, „wenn

du nicht eine nette Müllerin darin haben kannst? Mit der griesgrämigen kranken, im Kopf verdrehten Frau zu hausen, das denk' ich mir als kein Vergnügen. Mich aber kannst du da nicht haben, auch wenn du sie los wirst. Man weiß von uns in diesem Nest zu viel. Die Weiber sind hochnäsig und werden mich neben sich nicht gelten lassen wollen. Davon hättest du nur ewigen Aerger und könntest es doch nicht ändern. Nein, das ist Nichts für uns, Endrik. Wir müssen fort in die weite Welt und da unser Glück suchen. Das war ja auch deine Meinung."

Sie ließ es an Zärtlichkeit nicht fehlen und umarmte ihn so fest, daß er schon nicht mehr die Hände frei regen konnte. Daß ihr Schicksal nun einmal mit einander verkettet sei, daran mußte er wohl glauben. Aber dieser Glaube machte kaum noch in Augenblicken des wüstesten Sinnentaumels selig. Er mußte sich gestehen, Furcht vor der üppigen und listigen Teufelin zu empfinden, die ihn ganz in ihrer Gewalt hatte. Noch einen Versuch stellte er an, sie zu überlisten. Er that, als ob er völlig überzeugt sei, daß sie fürs ganze Leben zu einander gehörten, herzte und küßte sie und sagte: „Du hast Recht, Ilsze, wir müssen fort. Wir wollen zusammen nach Amerika, je eher je lieber. Wenn du einverstanden bist, noch diese Nacht. Gieb mir das Geld und mache dich bereit. Wir fahren mit meinem Wagen bis zur nächsten Eisenbahnstation und dann gleich bis Hamburg. Da finden wir immer ein Schiff."

Aber sie schien zu merken, daß es ihm doch mehr ums Geld zu thun sei als um sie, und antwortete: „Ich kann dir doch nicht trauen, wie ich möchte, Endrik. Wenn du erst die Brieftasche heraus hast, thust du, was du willst, und wirst mich dafür strafen, daß ich sie dir so lange vorenthalten habe. Nein, so geht's nicht."

„Aber du kannst meinetwegen selbst die Brieftasche bei dir behalten, bis wir drüben wieder ans Land steigen," entgegnete er.

„Da hätte ich auch was Rechtes," meinte sie, mit den Fingern ein Schnippchen schlagend. „Du bist stärker als ich — die Brieftasche hättest du mir schon fortgenommen, bevor wir zur Station gelangt wären."

„Das fürchte nicht."

„Und drüben in Amerika könntest du mich laufen lassen, sobald es dir gefiele."

„Aber wie könnte mir so Etwas gefallen? Ich werde doch nicht in mein eigen Fleisch schneiden."

„So ungeschickt ist man manchmal doch. Nein, nein! Wenn ich mit dir gehe, muß ich ganz sicher sein, daß uns Nichts von einander bringen kann."

Er wurde ungeduldig. „Was verlangst du denn?"

Ilsze schmiegte sich an ihn. „Wir müssen Mann und Frau sein."

Nun erschrak er. „Wie kann das geschehen? Ich bin verheirathet."

„Jawohl — noch bist du verheirathet."

„Meine Frau läßt sich nicht scheiden. Gegen sie hab' ich keinen Grund."

„Auch der Tod scheidet," sagte Ilsze ganz ruhig, als ob es das Gleichgültigste wäre.

Kraupat sprang entsetzt auf. „Der Tod —?"

„Du sagst doch, sie sei krank und auch nicht gesund im Kopf. Solchen Menschen stößt leicht Etwas zu."

„Ja, aber —" das Herz schlug ihm laut.

„Sie ist deinem Glück sehr im Wege," fuhr Ilsze fort. „Ich denke, du liebst sie nicht."

„Aber das ist doch kein Grund —"

„Höre, Endrik, die Brieftasche mit dem Gelde bekommst du nicht, solange sie lebt. Ihr könntet euch wieder aussöhnen."

Kraupat schnaubte wild. „Das also war dein Plan?"

„Es ist so am besten für dich, Endrik. Wenn die Müllerin todt ist und ich deine Frau bin, hast du Ruhe — sonst nicht."

„Aber wie soll — ?"

Sie faßte seinen Kopf und zog sein Ohr an ihren Mund. „Ich will dir ein weißes Pulver geben, Endrik, das kannst du ihr heimlich —"

„Bestie!" schrie er auf.

„Du brauchst ja gar nicht zu wissen, was es ist. Eine Medicin —"

Er wandte sich entsetzt ab. „Ich meine Frau — nein, um Gottes willen, nein!"

Ilsze zuckte die Achseln. „Ich rathe nicht dazu.

Ich sage nur, was geschehen muß, damit du ruhig leben und deines Geldes froh sein kannst."

„Kein Wort mehr davon," befahl er und eilte fort. Aber er kam wieder.

Und Ilsze ließ sich den Mund nicht schließen. „Es ist doch recht erbärmlich," sagte sie, „daß Einer über so mancherlei Bedenken hinwegkommt und vor dem letzten Schritt zurückscheut, ohne den er doch Nichts erreicht. Als ob da für den Teufel ein Unterschied ist, wenn er doch einmal die Seele greift."

Er wurde schwach. „Thu du's," entgegnete er.

Sie schüttelte den Kopf. „Das kann nicht sein, Endrik. Wenn ich's thäte, würd' ich dir verhaßt werden und du hättest einen Grund, mich zu verwerfen. Du mußt es selbst thun, sonst ist Etwas zwischen uns, das ich nicht bewältigen kann. Aber ich gebe dir das weiße Pulver."

Es durchrieselte ihn eiskalt, aber er widersprach nicht mehr.

Am anderen Morgen steckte ihm Ilsze, ohne ein Wort zu sagen, ein kleines Päckchen in die Hand und gab ihm einen Kuß.

Er wußte, was es enthielt. Tagelang trug er es mit sich herum. Es kam ihm nicht aus den Gedanken. Er berauschte sich, aber dann wurde die Qual noch größer: er sah Bilder vor Augen, die alles Grausigste überboten, das seine Phantasie jemals aufgeregt hatte, hörte Jammerlaute, die sein Mark erschütterten. Ein Glas Branntwein auf dem Tische

setzte ihn so in Furcht, daß er zitterte; schon der Geruch vertrieb ihn aus der Krugstube. Einen Mord sollte er auf seine Seele laden, sein eigenes Weib — er schüttelte sich. Ilsze hat doch ganz Recht: Ruhe ist nicht zu finden, außer dieses Letzte geschieht. Und sie hält das Geld fest — Es ist ihr nicht mit Gewalt und nicht mit List abzunehmen. Soll Alles umsonst gewesen sein?

Er umstrich das Mühlenhäuschen, machte sich zwischen den Brandmauern an den Steinhaufen und Stapeln von verkohltem Holz Etwas zu schaffen und kehrte immer wieder um. Aber er überlegte, wie das Pulver seiner Frau beigebracht werden könnte, ohne daß Mare in Gefahr käme. Er liebte das Kind. Ihm geschah schon Leid genug, wenn es die Mutter verlor. Er wollte sich in die Küche einschleichen und das Pulver in den Kochtopf schütten. Aber dann mußte erst Mare entfernt werden. Er meinte sie wohl an sich locken und bis zum Abend auswärts beschäftigen zu können. Zu Ilsze sagte er, wie beiläufig: „Wenn ich dir einmal meine Tochter, die Mare, mit einer Bestellung hinausschicke, so halte sie auf, daß sie nicht weggeht, bis ich selbst komme.“

„Die Kätzchen sind ein hübsches Spielzeug,“ antwortete sie lachend.

Er wollte am anderen Vormittag warten, bis Mare aus der Schule kommen würde, und setzte sich auf den Stumpf einer Weide am Wege, nicht weit von der Mühle. Er konnte da ins Wasser sehen, das

sonst so fleißig das Mühlrad gedreht hatte und jetzt schnell abfloß, an der Ruine einen kleinen Wasserfall bildend. Wenn die alte Mühle noch stände! Er seufzte schwer. Wenn sie noch stände!

Jemand schlug ihm von hinten leicht auf die Schulter. Er erschrak und blickte um. Es war der Postbote Jacubeit. „Guten Tag, Herr Kraupat," sagte er. „Ich war schon im Kruge, fand Sie aber nicht. Da ist ein Schreiben an Sie mit dem Gerichtssiegel."

„Ein Schreiben an mich —?"

„Ja, mit dem Gerichtssiegel. Sie müssen mir den Empfang bescheinigen."

„Jawohl —"

„Können wir dazu ins Haus gehen?"

„Nein. Aber wenn Sie nochmals in den Krug —"

Sie gingen dorthin. Kraupat ließ dem Postboten ein Gläschen vorsetzen, während er mit schwerer Hand unterschrieb.

Als er allein war, öffnete er das Schreiben. Es enthielt seine Vorladung als Zeuge in der Untersuchungssache gegen Ensikat auf einen der nächsten Tage. Das war zu erwarten gewesen, aber nun es eingetroffen war, erschütterte es ihn gewaltsam. Was sollte er thun? Ausbleiben? Damit zog er doch die Entscheidung nur kurze Zeit hin. Die Wahrheit sagen? Unmöglich! Falsches Zeugniß ablegen? Die Kehle schnürte sich ihm zusammen. Auch das noch!

Der Krüger kam wieder herein. „Wissen Sie

schon, Kraupat," fragte er, „daß Ihre Mutter sehr krank ist?"

„Meine Mutter?"

„Ja. Es ist nach dem Arzt geschickt. Sie soll gestern einen Schlaganfall gehabt haben. Ein Arm und Bein sind völlig gelähmt."

„Meine Mutter —!" Er stürmte fort nach dem kleinen Hause. Erst wenige Schritte davor fiel ihm ein, daß die alte Frau ihm im Zorn verboten hatte, zu ihr zu kommen. Aber er stutzte doch nur einen Augenblick. Dann ging er hinein. Seine alte Mutter mußte er noch einmal sehen.

Er war nicht wenig überrascht, Bertha bei ihr zu finden. Sie verrichtete augenscheinlich Krankendienste. Als sie den Müller eintreten sah, stand sie vom Stuhl am Bett auf, stellte das Schälchen, aus dem die alte Frau gegessen haben mochte, auf den Tisch und machte Anstalt, sich zu entfernen.

„Bleibe doch, bleibe," lallte die Kranke mit schwerer Zunge, „laß mich nicht allein."

„Ich komme wieder," sagte Bertha freundlich und ging mit gesenkten Augen an ihrem Manne vorbei, der sich seitwärts aufgestellt hatte und die Mütze mit beiden Händen wie ein Bettler vor sich hin hielt, aus der Thür.

Die Kranke richtete den Kopf ein wenig auf und erkannte ihren Sohn. „Kommst du, Endrik, kommst du," keuchte sie, „um zu sehen — was deine Frau — an mir thut? Sie ist gut — sie ist engelgut — du hast ihr — schweres Unrecht gethan."

Er sank vor dem Bett auf die Kniee nieder, faßte hastig ihre schlaffe Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Ja, Mutter,“ stammelte er, „ich bin ein Sünder, ein großer Sünder vor Gott und den Menschen.“

„Mit mir — geht's zu Ende —“ fuhr sie mühsam fort. „Wer weiß — ob ich die Nacht noch — erlebe. Sie haben — nach dem Arzt geschickt, aber der — kann mir nicht helfen. Es kann mir Keiner helfen, als der Herrgott allein — und sein lieber Sohn — der für uns am Kreuz gestorben ist. Aber ich weiß — er verwirft mich — wenn ich nicht meine Schuld — hier auf Erden bekenne. Nach dem Geistlichen — verlangt mich, nach dem Geistlichen. Aber wie kann ich ihm beichten, ohne meinen einzigen Sohn — zu verderben? O mein Gott, mein Gott, du weißt, daß ich meinte — einem Unschuldigen aus schwerer Noth zu helfen — meinem einzigen Kinde —! Und nun — muß ich ihm auch das — aufs Gewissen laden, daß ich ohne Beichte — und Abendmahl sterben muß und die ewige Seligkeit — nicht finden kann —“

Ihre Worte wurden von schluchzenden Tönen erstickt.

„Mutter — Mutter!“ rief er, „du wirst noch nicht sterben, du darfst noch nicht sterben. Es wird Alles gut werden — warte noch kurze Zeit mit der Beichte — nur bis morgen.“

„Wie kann alles gut werden?“ stöhnte sie, „du hast — die Mühle angesteckt — und ich hab' die Ilsze — zu einem Meineid verleitet — und dich hat

die schlechte Person — in ihre Gewalt gebracht, daß du zu deiner Frau — nicht mehr zurück kannst — und den Ensikat haben sie unschuldig — ins Gefängniß gesperrt —"

„Mutter —" bat er schluchzend, „laß den Herrn Pfarrer kommen — sogleich, daß er dich erleichtert. Sag ihm Alles — und er mag's dem Gericht anzeigen. Was du gefehlt hast — aus Liebe zu mir — das wird Gott dir verzeihen können. Aber ich — ich will büßen."

„Nein, nein — ich kann's nicht," wimmerte sie, „mein Sohn — mein einziger Sohn —"

Er stand auf, beugte sich über sie und küßte ihren Mund. „Ade, Mutter," sagte er, „ich will's selbst besorgen — das sei mein Dank."

Die alte Frau wollte ihn zurückhalten, aber auch die nicht gelähmte Hand hatte keine Kraft. Kraupat verließ rasch das Stübchen und gleich darauf auch das Haus. An die Thür seiner Frau wagte er nicht anzuklopfen.

Eben kam Mare aus der Schule. Sie lief auf den Vater zu, umfaßte ihn und sagte: „Warum kommst du gar nicht mehr zu uns? Die Mutter ist so traurig. Hast du denn immer in der Stadt zu thun? Ich weiß gar nicht —" Sie fing an zu weinen. „In der Schule — rücken die Kinder von mir fort, und der Lehrer hat gesagt, es sei ein Skandal und ich könnte nicht länger bleiben."

Er streichelte ihr das blonde Haar. „Lauf zum

Herrn Pfarrer," sagte er weich. „Die Großmutter ist sehr krank. Er möchte sogleich zu ihr kommen — sie will das heilige Abendmahl nehmen. Aber spute dich."

„Soll ich nicht erst die Mutter fragen?"

„Nein — es wird sonst zu spät." Er hob das Kind auf, drückte es an die Brust und küßte es herzlich.

„So bist du mein lieber Vater," rief Mare und eilte fort dem Kirchenstege zu, der sie auf kürzestem Wege nach dem Pfarrhause bringen konnte.

Der Müller sah ihr eine Weile mit umflorten Blicken nach. Die Hand hatte er in die Tasche gesteckt. Sie faßte unwillkürlich das Päckchen mit dem weißen Pulver. Jetzt hätte er leicht in die Küche zurückgehen und es dort ausschütten können. Aber das kam ihm gar nicht in den Sinn. Etwas ganz, ganz Anderes.

Er ging langsam in den Krug und ließ sich ein großes Glas Branntwein geben. Das nahm er mit auf sein Giebelzimmer. Dort schüttete er das weiße Pulver hinein und rührte die Flüssigkeit mit einem Stahlfederhalter um. Ehe sich die weiße Masse wieder gesetzt hatte, trank er hastig den Branntwein aus.

Und dann trat er ans Fenster und blickte eine Weile unbeweglich hinaus in die Ferne. Er sah über die Stallgebäude des Kruges hin an dem nächsten, von hohen Linden überragten Bauernhof vorbei auf die Wiesen und Felder der Dorfschaft. In der Ferne der mattere Streif von Grün war die Weide und hinter ihr zog sich sein Wäldchen lang hin, hier zu=

gleich den Horizont begrenzend. Er erkannte auch das alte Hirtenhaus. Vom Dach her stieg dichter Rauch vor den Birken auf und sammelte sich über ihnen zu einer kleinen, grauen Wolke. Da kocht die Ilsze ihr Mittagessen. Aber der starke Rauch — sie muß nasses Holz in den verfallenen Ofen gelegt haben. Natürlich! Sie nimmt auf, was sie findet. Viel Mühe darf das Suchen nicht kosten. So eine leichtfertige Person —

Er dachte sonst an Nichts — nicht an ihre Zärtlichkeiten und nicht an ihre Bosheiten, nicht an ihren falschen Eid und nicht an seine Brieftasche mit dem Gelde. Eher an die fünf kleinen Kätzchen und wie sie ihnen den Garnfaden mit dem Lappen zuwarf. Seitab, aber nicht weit über Feld war der Kirchthurm sichtbar, und wenn er sich zum Fenster hinauslehnte, konnte er auch ein Stück von dem Kirchsteige sehen. Die Mare wird nun schon vorüber sein. Der Pfarrer ist ein guter Mann, er geht gewiß gleich mit ihr — und die alte Frau hat Ruhe zum Sterben. Bertha aber — die muß leben für die Kinder. Wenn's erst vorüber ist — das Nächste . . . So ein liederlicher Mann ist bald vergessen. Und sie wird vielleicht doch sagen: ‚So ganz schlecht war er nicht. Er hat sich verblenden lassen, ein geringes Unrecht zu thun, und es ist wider seinen Willen ein großes daraus geworden — und dann ist's so Schritt nach Schritt weiter gegangen, immer tiefer in die Lüge und Verderbniß hinein. Aber so viel Ehr' im Leibe hat er zuletzt doch noch gehabt.‘

Ihm wurde sehr unwohl. Es zuckte ihm durch die Glieder, alle Muskeln seines Gesichts zuckten. Er warf sich aufs Bett und wälzte und krümmte sich in Schmerzen. „Nur zu!“ rief er, „nur zu! Das war kräftig angepackt! Dein Pulver wirkt gut — aber das hast du dir nicht gedacht. — Gott, Gott, sei barmherzig!“

Während dessen hatte Ilsze sich aus dem Hirtenhause entfernt, um nachzusehen, ob Mare bald käme. Sie nahm für gewiß an, daß Endrik nun endlich zur That Muth gefaßt haben werde. Die Mare wollte er ihr hinausschicken. Sie hatte erst die Suppe mit Kartoffeln und Fleisch gekocht und dann den Kamin noch einmal eingeheizt, um einen Kuchen für das Kind zu backen. Der Teig stand im Ofen. Sie hatte dabei Nichts weiter zu thun und ging trällernd hinaus vor die Thür, hielt die Hand gegen die Mittagssonne über die Stirn und schaute nach Mare aus.

Da sie noch immer nicht kam, ging sie ihr entgegen, erst die Trift entlang und dann auf der Landstraße bis nahe an das Dorf heran. Sie setzte sich auf einen schräg gewachsenen Baum, nahm ein paar runde Steinchen auf und fing sie bald mit der Fläche, bald mit dem Rücken der Hand. Das unterhielt sie eine Weile ganz gut.

Als ihr der eine Kiesel fortgesprungen war und sie sich zurückwandte, ihn wieder aufzuheben, bemerkte sie über dem Hirtenhause den dichten Rauch. Er drang aus dem Schornstein, soviel von einem solchen

stehen geblieben war, aber auch aus dem Dach. Das verwunderte sie doch. Sollte das Holz im Kamin nochmals aufgebrannt sein und solchen Qualm verursachen? Sie stand auf und schaute einige Minuten aufmerksam hin. Was war das? Eine kleine Flamme leckte über das graue Stroh hin. Und gleich darauf schlug sie hoch auf und eine schwarze Rauchmasse quoll rund um den Schornstein vor.

„Herr Jesus — das Haus brennt,“ schrie sie, „das Haus!“ Sie war einen Augenblick ganz wie betäubt, wußte nicht, was sie zuerst beginnen sollte. Dann lief sie ein Ende gegen das Dorf hin und rief: „Rettet, rettet — das Hirtenhaus brennt!“ Schon war die Flamme auch dort bemerkt worden. Einige Knechte und Mägde aus dem letzten Bauerngehöft traten auf die Straße hinaus, zeigten auf das Hirtenhaus hin und schrien: „Feuer, Feuer!“

Plötzlich blieb Ilsze wie angewurzelt stehen, griff sich mit beiden Händen ins Haar und kreischte auf: „Das Geld — das Geld! Das Geld verbrennt! Das Geld!“ Und dann, als ob ein Wirbelwind sie umgedreht und fortgeblasen hätte, jagte sie über die Landstraße fort, durch den Graben, quer über die Felder auf das brennende Haus zu. Eine Schaar von Männern und Weibern folgte ihr, konnte sie aber nicht einholen. Schon stand das ganze Dach in hellen Flammen. „Zu helfen ist da nichts — das alte Ding brennt herunter — im Brunnen wird kaum noch ein Eimer Wasser sein.“ Es war gar keine Eile nöthig, aber man lief doch,

weil man das Mädchen laufen sah. Und im Dorf rief jeder, der in der Ferne den Rauch aufsteigen sah: „Feuer — Feuer!“

Und das hörte auch der Mann, der in der Giebelstube des Krügers sich in Krämpfen wand, auf seinem Schmerzenslager. „Feuer — Feuer!“ Er horchte auf, ächzte: „Feuer — ja Feuer! Die alte Mühle — Feuer!“ und verschied.

Ilsze erreichte keuchend das brennende Haus, riß die Thür auf und stürzte in den Flur. Dicker Qualm drang ihr entgegen, wälzte sich vom Strohdach abwärts in den schmalen Gang hinein, verhüllte sie in wenigen Secunden völlig, so daß sie nicht eine Spanne weit sehen konnte und die Augen schließen mußte. Sie tappte an der Wand hin. „Das Geld — das Geld! Er denkt, ich hab's ihm gestohlen.“

Die Brieftasche steckte im früheren Stall unter der Krippe, die lose an der Lehmwand hing. Wurde sie ein wenig gehoben, so ließ sich ein flacher Gegenstand einklemmen. Dorthin also. Die Flammen brachen durch den Deckenbelag von Brettern, Bündel brennenden Strohs fielen durch die Lücken auf den Estrich hinab, sperrten den Weg. Ilszes Haar und Kleider brannten, aber sie achtete nicht darauf, nicht auf den Schmerz der Brandwunden — das Geld mußte sie herausholen. Sein Geld!

Und es gelang ihr mit dem äußersten Aufgebot der Kräfte, sich bis zur Krippe durchzubringen. Sie bog sie von der Wand ab, griff mit der Hand dahin-

ter, faßte die Tasche. „Gott sei Dank! Eine Diebin bin ich nicht.“ — Aber wie den Weg zurückfinden? Sie versuchte die Wand einzuschlagen — es gelang nicht. Mitten durch die Flamme mußte sie, die der Zugwind anfachte, nachdem die Hausthür geöffnet war. Sie preßte die Lippen zusammen, um den Rauch nicht einzulassen. Aber sie mußte doch athmen. Es war, als ob sie Feuer in sich hineinschlang. Durch — durch! Sie stieß schon an die Schwelle zum Flur. Noch ein paar Sprünge und die Thür mußte erreicht sein. Da hörte sie ein klägliches Miauen unten ganz in ihrer Nähe. Eins von den Kätzchen lebte noch. Sie bückte sich, tastete mit der Hand herum. In diesem Augenblick stürzte die Decke hinter ihr prasselnd ein. Die Flamme bekam von oben Luft, sprang hoch auf und drückte den Qualm gegen den Fußboden. Ilsze fiel ohnmächtig vorn über — ein kurzer Stickhusten — dann war's zu Ende.

Die Nachfolgenden hatten sie in das Haus laufen gesehen. Man hielt sie für verloren. Zur Löschung des Feuers konnte Nichts geschehen. Man mußte sich damit begnügen, mit einer Hakenstange, die am Brunnen lag, das brennende Stroh vom Dach vorn am Giebel herunterzureißen und einige Eimer Wasser durch die Thür in den Gang zu gießen, damit Ilsze, wenn sie noch am Leben wäre, den Ausgang frei hätte. So wurde hier einen Augenblick die Flamme bewältigt. Die Nächststehenden glaubten auf dem Boden eine menschliche Gestalt zu erkennen. Man begoß sie mit

Wasser. Sie drangen ein, schleppten den Gegenstand heraus, der wie eine Fackel brannte, und drückten das Feuer aus.

Ilsze lebte nicht mehr. In der rechten, krampfhaft geschlossenen Hand hielt sie ein verkohltes Leder. Asche fiel heraus und wurde vom Winde über das Gras und die Steine hin verweht.

Das war der letzte Rest der alten Mühle von Kraupatischken.

---

[illegible]

[illegible]

[illegible]

II.

# Mutter und Tochter.

In einem der ersten Kämpfe um den Besitz Böhmens im Sommer 1866 war mit vielen Anderen auch der Landwehrmann Jakubs Endratis gefallen.

Er war ein angesehener Wirth in dem littauischen Dorfe Aszpurtellen gewesen und hatte eine Wittwe und ein Töchterlein hinterlassen, das damals erst drei Jahre zählte.

Die Wirthschaft befand sich in ziemlich gutem Zustande. Endratis hatte, nicht lange nachdem er seiner Militärpflicht genügt, das elterliche Grundstück übernommen, seinen Geschwistern eine Abfindung, den beiden Alten aber ein reichliches Ausgedinge sicher gestellt. Diese Lasten drückten anfangs nicht gerade schwer, weil man sich gut vertrug, die Altsitzer am Tisch der Kinder aßen und die Geschwister „für die Zinsen“ und andererseits gegen die üblichen Dienstleistungen im Hause unterhalten wurden. Die Schwiegertochter hatte Etwas eingebracht und noch Mehr zu er=

warten, deshalb war sie wohlangesehen in der Familie. Bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit mochte sie auch wenig gerathen finden, ihrer Machtbefugnisse wegen Streit zu beginnen, zumal Jakubs zu seiner Länge von mehr als sechs Fuß auch das Kraftgefühl eines mit soldatischer Derbheit befehlenden Menschen besaß. Selbst von der Schwiegermutter erhielt Urte das Lob, daß sie sich in die Hausordnung immer zu fügen wisse.

Daß Urte freilich nicht ganz das sanfte Täubchen war, für das man sie so lange halten durfte, zeigte sich, als sie — fast drei Jahre nach der Hochzeit erst — Mutter geworden war. Sie schien auf dieses Ereigniß nur gewartet zu haben, um ganz unvermuthet mit großer Entschiedenheit als die Wirthin aufzutreten. Sie hatte die Schlüssel nicht ohne heftigen, eine Zeitlang selbst erbitterten Kampf behauptet. Auch war die Folge gewesen, daß die Altsitzer nun die vertragsmäßigen Leistungen beanspruchten, und zwei von den Geschwistern des Mannes abzogen.

„Nun bist du erst der Wirth," hatte Urte zu ihrem Manne gesagt. Darin konnte sie Recht haben, er hatte auch eine Frau neben sich, die überall gefragt und gehört sein wollte.

Vielleicht wäre ihr's mit allen Mitteln, die einem jungen, hübschen und klugen Weibe zu Gebote stehen, doch nicht gelungen, seinen störrischen Sinn zu bändigen, wenn das Kind nicht geholfen hätte. Es blieb bei diesem einen. Jakubs war in seine kleine Madle völlig vernarrt und kannte gar kein größeres

Vergnügen, als mit ihr wie mit einer Puppe zu spielen. Urte brauchte sie nur auf den Arm zu nehmen, um bei dem heftigsten Streit mindestens vor einem Zornausbruch sicher zu sein. Als das Kind gehen gelernt hatte, nahm sie es immer an die Hand, wenn sie irgend etwas Verdrießliches verhandeln mußte, und es schien, als ob ihr dann Niemand böse begegnen könnte. Es ließ sich aber auch wirklich nichts Niedlicheres sehen, als die kleine Madle mit dem flachsblonden Haar und den himmelblauen Augen, und als sie gar zu plaudern anfing und so komisch die Worte verdrehte, sah man in ihrer Nähe stets nur heitere Gesichter. Schickte die Mutter sie in die Altsitzerstube, um Etwas zu bitten, so kam sie nie mit einer abschlägigen Antwort zurück. Als Jakubs in den Krieg mußte, wurde ihm der Abschied von Keinem so schwer, wie von Madle. Nicht Frau Urte, sondern Madle erhielt den letzten Kuß.

Die Todesnachricht erschütterte Urte keineswegs so tief, als der Herr Landrath vorausgesetzt haben mochte, da er eigens seinen Kreissecretär mit dem Brief zu ihr schickte, damit er ihr tröstend vorstelle, wie Endratis als tapferer Soldat für seinen König gestorben sei. Sie lamentirte zwar ein wenig, wie es einer jungen Wittwe in solchem Fall geziemte, aber sie weinte nicht. Erst als Madle die kleinen Arme um ihren Hals legte und nach dem Vater fragte, wurde sie weich. „Einen Vater hast du nicht mehr, du armes Kind," sagte sie, „aber Gott wird mich hoffentlich nicht verlassen, daß

ich dir helfe. Du bist nun mein Eins und Alles auf der Welt. Wenn du mir bleibst, will ich nicht verzagen!"

Sie hatte sich ohne Jakubs sehr gut beholfen, und sie vermißte ihn auch jetzt wenig. Vielleicht am schmerzlichsten war ihr's, daß sie ihn nicht konnte feierlich begraben lassen. Nun sorgte sie wenigstens, daß in der Kirche an drei Sonntagen für ihn gebetet wurde, und sie saß selbst dabei dicht unter der Kanzel, in ein schwarzes Kopftuch gehüllt und Madle auf dem Schoße haltend. Jedesmal steckte sie in die Armencasse an der Kirchthür ein Geldstück, das schwer auf den Boden fiel. Erdmons Endratis erhielt die Sonntagskleider seines verstorbenen Sohnes, der Knecht und Hütejunge durften die schlechteren theilen; nur den Pelz, den sie selbst auf den Achseln und unten an den Aermeln mit rother Seide benäht hatte, und ein Paar hohe Stiefeln behielt sie zurück, zum Andenken oder um selbst davon Gebrauch zu machen. Sie war ja nun der Wirth.

So sollte es auch bleiben. Zwar stellte ihr Erdmons eindringlich vor, daß sie doch als eine so junge Frau nicht werde wirthschaften können und daher am klügsten ihm oder seinem zweiten Sohn das Grundstück abtrete. Aber Urte wollte davon Nichts wissen. Sie zweifelte nicht, daß sie bald nicht besser als eine Magd im Hause angesehen sein würde, wenn sie das Regiment abgäbe, und daß den Versprechungen derer nicht um die Ecke zu trauen sei, die von ihrem Unglück meinten Nutzen ziehen zu können. Das Grundstück

solle für Madle bleiben, sagte sie, die doch einmal heirathen werde. So sei am besten für das Kind gesorgt. Bis dahin aber wollte sie's so gut verwalten, daß ihr künftiger Schwiegersohn zufrieden sein könne.

Dagegen war nun mit Gewalt Nichts auszurichten. Wenn nur inzwischen Urte nicht ihren Sinn änderte! Eine so junge und hübsche Frau! Die heirathe wieder, das sei so der Lauf der Welt, und wer ihn anders erwarte, der schüttele Birnen vom Apfelbaum. Erdmons drang darauf, daß sie wenigstens gleich bei Gericht dem Kinde Haus und Hof verschreiben lasse, damit hinterher kein Irrthum sei; aber auch das lehnte sie mit aller Entschiedenheit ab. Sie wolle nicht bei ihrer unmündigen Tochter zu Gast sein. Jeden Abend dankte sie Gott, daß er sie nicht habe Wittwe werden lassen, ohne ihr ein Kind zu schenken. Madle war ihr Schutz und Schirm gegen alle Anfechtung ihres guten Rechts. So liebte sie das kleine Ding nur noch zärtlicher und hütete es ängstlich vor jedem Unfall. Hing doch an seinem Dasein ihr ganzes Lebensglück.

Das Trauerjahr war auch wirklich noch lange nicht um, als sich schon Bewerber meldeten. Es fehlte nicht im Dorf und in der Nachbarschaft an jüngeren Söhnen, die gern Wirthe geworden wären und nebenbei auch mit einer Wittwe vorlieb genommen hätten. Als gar erst der Krieg beendet war und die von den Fahnen entlassenen Soldaten heimkehrten, hätte Frau Urte die Auswahl unter den stattlichsten gehabt. Sogar

der Jonas Jackstatis, der wegen seiner Tapferkeit auf dem Schlachtfelde zum Unterofficier avancirt war, bewarb sich um ihre Hand. Sie schien aber nicht im Mindesten den Wunsch nach einer Veränderung zu haben, lehnte alle Anträge ab, ohne sich auch nur eine Stunde Bedenkzeit zu nehmen, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß sie überhaupt nicht daran denke, sich wieder zu verheirathen. Sie brauche keinen Mann in der Wirthschaft und wolle keinen Herrn über sich haben, da sie doch selbst befehlen könne. Madle solle auch keinen Stiefvater bekommen.

Ganz dieser Gesinnung gemäß lebte sie denn auch eingezogen, nur mit ihrem Hauswesen und ihrem Töchterchen beschäftigt. Nicht daß sie sich von dem Mannsvolk ängstlich fern gehalten hätte! Wie man sie aber auch beobachtete, Niemand konnte ihr nachsagen, daß sie jemals mit Blicken oder Worten ein freieres Benehmen herausgefordert hätte. Die Männer schienen ihr ganz gleichgültig zu sein. Man mußte wohl endlich daran glauben, daß sie ganz anders geartet sei, wie die Weibsleute sonst. Die habe kaltes Blut, hieß es nun, und ihre einzige Leidenschaft sei, Geld zusammenzusparen, damit Madle einmal eine reiche Frau werde. Nach einigen Jahren galt das für so sicher, daß man's aufgab, ihr gefallen zu wollen, und sie mit Anträgen nicht mehr belästigte.

Da sie nun so lange der Mann in Haus und Hof gewesen war, nahm auch ihr Wesen etwas Männliches an, ohne daß sie selbst die Veränderung be=

merkte. Sie griff bei jeder Arbeit mit an, scheute kein Wetter. War sie als Mädchen zierlich, auch als Frau noch zart und schmächtig gewesen, so rundete sich ihre Gestalt jetzt sichtlich in den Schultern und Hüften aus, das Gesicht bräunte sich im Sommer und behielt auch im Winter ein derbgesundes Ansehen, die Kraft ihrer Arme setzte manchmal die Feldarbeiter in Erstaunen. Sie sprach Wenig, selten Mehr als das Nothwendige, immer in ernstem Ton und oft mit herrischem Ausdruck. Wer mit ihr zu thun hatte, wußte gleich, daß sich ihr Nichts abschmeicheln ließe. Guten Rath wies sie nicht von der Hand; wollte sich aber Einer in ihre Angelegenheiten einmischen, so fertigte sie ihn kurz und schneidig ab. Hatte sie eine Anordnung getroffen, so hielt sie mit Strenge darauf, daß sie auch ausgeführt wurde. Sie verstand so gut um einen Ochsen oder ein Pferd, als um ein Huhn zu handeln, das Geld ebenso festzuhalten, als zur rechten Zeit auszugeben. Sie sagte dem Ortsschulzen, wenn es sein mußte, grob die Wahrheit, und ließ von ihrem vermeinten Rechte nicht nach, auch wenn deshalb ein Proceß unvermeidlich wurde. Spaß verstand sie am wenigsten von denen, die ihr am nächsten zu stehen meinten. Die Altsitzer fürchteten sie; was sie zu fordern hatten, erhielten sie pünktlich und nach genauem Maß, jede Ueberschreitung ihrer Befugnisse aber rügte sie rücksichtslos. Ihre Stimme nahm einen rauhen Klang an. Wenn sie im Herbst und Winter in ihres Mannes Schafspelz, die littauische Kappe über Kopf und Hals

gezogen, auf dem Hof commandirte, konnte ein Fremder sie unbedenklich für den Wirth selbst halten.

So männlich sie aber auch auftrat, so wenig vernachlässigte sie sich doch als Frau. Im Hause ging sie stets aufs Sauberste gekleidet, die blaue Tuchjacke über der vollen Brust prall bis zum Halse zugehakt, das Kopftuch über dem glatten Haar zierlich im Nacken zusammengeknotet. Sie trug immer festes Schuhwerk und gab Etwas auf ein hübsches buntgewebtes Schürzenband oder auf feine Stickerei des Hemdes. Sah man sie Sonntags in Kirchentoilette, so stach sie alle ihre Nachbarinnen aus. Nur eine Falte auf der Stirn, über den Augenbrauen aufsteigend, und der kalte Blick scheuchten auch dann zurück.

Madle erzog sie mit aller Sorgfalt. Gegen das Kind war sie am wenigsten streng, nur eine zärtliche Mutter erschien sie ihm jetzt nicht mehr. Von Liebkosungen hielt sie Nichts. Freilich durfte Madle, die lang und dünn aufgeschossen war und viel kränkelte, nur über Kopfweh klagen oder einen schlechten Appetit verrathen, um sogleich zu Bett geschickt zu werden. Sie schalt selten, aber sie sah auch nicht durch die Finger. Eifersüchtig achtete sie darauf, daß sich nicht ein Anderer in des Kindes Herz schleiche, ihr selbst aber schien es doch nicht gegeben, sich durch herzliches Entgegenkommen Vertrauen zu erringen. Madle mochte das Gefühl haben, daß die Mutter immer mit ihr unzufrieden sei, und ging ihr gern aus dem Wege.

Die Wahrheit zu sagen, sie war kein liebens-

würdiges Kind. Sie hatte Viel von dem störrischen Charakter ihres Vaters, dem sie auch äußerlich sehr ähnlich sah, bestand oft mit Eigensinn auf ihrem Stück und konnte tagelang schmollen, wenn ihr Etwas versagt wurde. Zudem hatte sie etwas Grüblerisches in ihrer Art, ließ sich schwer an eine Arbeit fesseln und saß am liebsten träumend unter den Birken im Garten, oder im Winter in dem Winkel hinter dem Ofen. In der Präcentorschule lernte sie fleißig, aber viel leichter faßte ihr Gedächtniß die Lieder, die sie von den Mädchen singen hörte und die oft gar nicht für ihr Ohr taugten, oder die Märchen, mit denen die Großmutter sie zu sich lockte. Sie konnte wild sein, wie eine Katze, wenn sie sich gekränkt glaubte, und verschenkte ein ander Mal die Kleider vom Leibe, wenn ihr Mitleid erregt wurde. Den zottigen Hofhund, den Niemand wegen seiner Häßlichkeit leiden mochte, küßte sie zärtlich; den niedlichen Spitz aber, den ihre Mutter in der Stube hielt, weil er reinlich und wachsam war, ärgerte sie auf jede Weise. Ihr Frühstücksbrot vertheilte sie unter die unverschämten Sperlinge; den Tauben ihr Futter zu streuen, vergaß sie fast täglich. Mit den Kindern benachbarter Wirthe wußte sie nicht zu spielen, ein ortsarmes Mädchen aber, das reihum mit den Ueberbleibseln vom Mittagstisch beköstigt wurde, hatte sie in ihr Herz geschlossen. Sie war in frühester Jugend verwöhnt worden. Alles drehte sich um sie, wie es ihr scheinen mußte, und später hörte sie von allerhand Leuten oft genug, daß sie die Erb-

tochter sei und einmal werde thun und lassen können, was sie wolle, besonders in der Altsitzerstube. „Wenn du einmal die Wirthin sein wirst, dann werden wir gute Tage haben — du wirst nicht vergessen, wer dein Vater war und woher das Grundstück stammt.“ Madle hatte ihre Mutter wohl lieb, konnte aber nicht recht an sie heran. Ihre kühle Art, ihre strenge Tüchtigkeit, ihr nüchternes Urtheil hielten sie in scheuer Entfernung. Mehr und mehr, je weiter sie heranwuchs. Sie war nun schon dreizehn Jahre alt geworden.

Frau Urte dachte nicht einmal darüber nach, was da etwa geschehen könne, das Verhältniß zu bessern. Es fiel ihr auch nie ein, zu wünschen, daß ihr Mann noch leben möchte, oder daß sie einen anderen Mann hätte, und doch konnte sie sich mitunter recht einsam fühlen. Das machte sie verdrießlich. Ihr mürrisches Wesen mußte jeden abstoßen, der mit ihr zu thun hatte. Den übrigen Wirthsfrauen galt sie für stolz und übermüthig; sie wollte freilich deren Klagen über häuslichen Zwist und Unart der Kinder nicht geduldig und mitleidig anhören. Man nannte sie „die Böse“. Darüber lachte sie freilich. Aber Freude, recht aus dem Herzen, hatte sie nicht einmal an ihrem Kinde.

Nun geschah’s, daß ein weitläufiger Verwandter von Mutterseite nach Aszpurtellen kam und sich bei ihr einführte. Jons Kalwis war ein junger Mensch von fünfundzwanzig Jahren, benahm sich aber gesetzt wie ein Vierziger und hatte die zarte Gesichtsfarbe

eines bleichsüchtigen Mädchens. Er trug den Kopf ein wenig gebückt und in die Schultern eingezogen; seine Bewegungen waren langsam, seine Sprache bedächtig, das Haar fiel ihm auf die Stirn. Wenn er aber die Augen unter der starkschattenden Knochenwölbung aufschlug, überraschte ein funkelndes Aufblitzen wie aus der Tiefe eines stillen Weihers. Er trug eine Jacke von feinstem blauen Tuch, mit vielen kleinen Knöpfen besetzt, ein gelbseidenes Tuch lose um den Hals geschlungen und tief über der Brust geknotet, Beinkleider von schwarzem Sammet und einen Hut mit schmaler Krämpe, weit aus der Stirn zurückgeschoben, wie die Stutzer unter den jungen wohlhabenderen Littauern; aber auf den ersten Blick mußte doch Jeder sehen, daß seine Gedanken von diesen äußerlichen Dingen weit abgewandt waren. Daß er ein sehr hübscher Mensch sei, schien er selbst gar nicht zu wissen, mindestens nicht zu beachten.

Er erzählte, daß er über einige Tausend Thaler zu verfügen habe und zusehen wolle, ob sich „Etwas für ihn finde". Es eile ihm aber damit nicht; er sei eigentlich kein Landwirth und am liebsten ungebunden und mit seinen Büchern beschäftigt. Kaufe er sich an, so müßte es mitten unter den Littauern geschehen. Er meine seinen Landsleuten wohl noch in seiner Weise nützlich sein zu können.

Es war Sommerzeit, als er kam. Die Klete neben dem Hause stand zu dieser Zeit leer, da die Vorräthe verbraucht waren. Schritt man von außen

unter dem Laubendache einige Stufen hinauf, so kam man in ein ganz freundliches Stübchen mit gelben Holzwänden, das auch hell war, wenn die Thür offen stand. Urte stellte für Jons Kalwis dorthin ein Bett, einen kleinen Tisch und einen Stuhl und forderte ihn auf, so lange zu bleiben, als es ihm gefiele. Das glaubte sie ihrer Verwandtschaft schuldig zu sein.

Die nächsten Tage sprach er wohl davon, daß er sich bald weiter in der Gegend umschauen wolle; dann aber nicht mehr. In seinem Stübchen war's kühl; schon früh gegen Mittag lag der Schatten des Vordaches über der Thür, dann konnte er auf der Treppe sitzen und dem Hühnervolk zusehen, das gegenüber am Hause entlang spazierte, den Boden aufkratzte oder sich unter dem Hollunder ein schattiges Plätzchen gegen den Sonnenbrand suchte. Die weißen und blauen Tauben gurrten über ihm auf der Stange, die aus einer Luke des flachen Daches hinausgesteckt war. Wenige Schritte nur hatte er bis zum Gärtchen, in das die Klete mit drei Seiten hineingebaut war. Dicht neben der Lattenthür stand ein Lindenbaum, dessen Blüthen jetzt würzig dufteten. Weiter am Zaun entlang strebten weißstämmige Birken auf und ließen von oben her ihr zierliches Geäste mit den feinen, beweglichen Blättchen wie Vorhänge niederfallen. Hinter der Klete rankte an unregelmäßig gestellten Stangen Hopfen und faßte schon das Dach. Weiterhin standen einige Obstbäume, auf einem Beet neben dem Gange waren die Tulpen abgeblüht, aber Lilien, Mohn und Sonnenglanz knospten üppig. Ein Hinterpförtchen

führte zum Bleichgarten, der sich sanft zum Bach absenkte. Mitten in denselben war eine Tonne gestellt und darüber von Ufer zu Ufer ein Brett gelegt. Auf der anderen Seite setzte sich der Fußsteig nicht fort, aber es war über die freie Wiese nicht weit bis zum Kornfeld. Auf dem Rain blühten weiße Sternblumen und blaue Kornblumen, auch violette Glöckchen, und ein dichter Busch von Heckenrosen überragte sie Alle. Jons Kalwis schien es ganz nach seinem Sinn zu finden, auf dem Bänkchen unter der Linde sitzend die Bienen zu beobachten, deren zwei Stöcke von Strohgeflecht nicht weit davon auf einem Gestell standen; oder dem Maulwurf aufzupassen, der quer über den Gang hin die Erde aufwühlte, oder Abends auf der Bleiche neben der angepflockten Leinwand zu liegen, vielleicht auch einmal eine Gießkanne mit Wasser aus dem Bach zu füllen. In der Brusttasche seiner blauen Jacke hatte er ein Büchelchen stecken, in das schrieb er mitunter Etwas mit Bleistift. Sonst that er wenig, außer daß er einmal im Dorf herumspazierte, mit Kindern und alten Leuten sprach und die Weiden um den Brunnen oder die Storchnester auf den Dächern zählte. Das sagten ihm wenigstens die muthwilligen Mädchen nach, wenn er oft eine lange Weile auf demselben Fleck stand und ins Weite starrte. Sie rächten sich, weil er sie nicht beachtete.

Es zeigte sich bald, daß er zu den Frommen gehörte, die „Maldeningker“ genannt werden. Am Sonntag ging er schon früh nach der eine halbe

Stunde entfernten Kirche, ohne Etwas gegessen zu haben. Während des Gottesdienstes kniete er fast ununterbrochen, sang die Lieder mit lauter Stimme und sah den Geistlichen bei der Predigt öfters mit lächelndem Gesicht an, wohl auch sanft den Kopf wiegend, als ob ihm Etwas bedenklich erschiene. Bei einem alten Manne erkundigte er sich, ob man mit dem Pfarrer zufrieden sei und ob die Maldeningker Zusammenkünfte hätten. Der Alte antwortete, sie seien früher zahlreicher gewesen, als der Schmied Walendszus noch lebte, der zu den Erweckten gehörte. Es wären da wohl noch zwei Frauen, die mitunter vom Geist ergriffen würden; die eine davon trinke aber viel Branntwein und die andere sei wiederholt wegen Beleidigung des Gendarms bestraft, so daß der Herr Pfarrer schon von der Kanzel vor ihnen gewarnt habe. Dieser sei ein recht guter Mann, lege aber das Wort Gottes manchmal sonderbar aus, rauche auch Tabak und spiele Karten, woran Einige in der Gemeinde Aergerniß nähmen.

Jons Kalwis fastete auch Mittags. Erst gegen Abend holte er das Versäumte nach. Urte schüttelte den Kopf dazu und meinte, es könne doch keine Sünde sein, sich Sonntags zu rechter Zeit satt zu essen. Seine Mutter hätte ihn so gewöhnt, entgegnete er; sie sei eine sehr kluge und fromme Frau gewesen und habe gesagt, wenn man Gottes Gast sei, müsse man sich leiblicher Speise enthalten. Bis Sonnenuntergang warte er aber nicht. Denn die Tage seien kurz

und lang, und Gott könne unmöglich mehr Enthaltsamkeit im Sommer als im Winter verlangen, sei seine Meinung. Das begründete er mit großem Ernst, als ob es sich um eine sehr wichtige Sache handle.

Nach Ablauf einer Woche sagte er zu Urte, die sich Abends zu ihm auf die Treppe vor der Klete gesetzt hatte und von grüner und rother Wolle einen Handschuh strickte: „Ich liege dir nun schon lange genug zur Last und möchte nicht warten, bis du mir mit spitzen Worten zu verstehen giebst, daß ich mich trotten könne. Es gefällt mir aber sehr gut hier, und wenn es auf meinen Wunsch ankäme, ginge ich so bald nicht fort, und vielleicht auch nie mehr. Deshalb will ich dir einen Vorschlag machen. Gieb mir auch ferner Wohnung, Bett und Kost und bestimme dafür ein Wochengeld, das ich dir dann pünktlich zahlen will. Raum hast du ja, und deine Töpfe sind groß genug, daß daraus noch Einer mitessen kann.“

Er sah sie dabei bittend an, und Urte, die das Strickzeug in den Schoß gelegt hatte, nahm es rasch wieder auf und setzte die Nadeln in Bewegung.

„Willst du in der Wirthschaft mitarbeiten?“ fragte sie.

„Nicht als Knecht,“ antwortete er, „sondern wenn es sich so fügt, daß ich an einer Stelle helfen kann und die Arbeit mir nicht zu schwer ist. Dann magst du mir dafür geben, was du Anderen giebst, oder nach deinem Gutdünken auch gar Nichts. Ich will meine Zeit frei haben.“

„Ich sehe nicht, daß du sie zu Etwas gebrauchst,“ sagte Urte lächelnd.

„Ich denke über vielerlei nach,“ erwiderte er, den Kopf ein wenig aufrichtend, „und dazu muß ich ungestört sein. Wenn ich als ein Deutscher geboren wäre, hätte ich vielleicht ein Studirter werden können. Ich habe aber ein Littauer bleiben wollen. Die Littauer sind gewohnt, immer die Deutschen für sich denken zu lassen; darum kommen sie mehr und mehr zurück. Es ist gut, wenn auch einmal Einer von ihnen nachdenkt und sie belehrt. Wir haben nicht viele Bücher wie die Deutschen, aber die Bibel ist auch für uns Littauer, und aus der kann man viel lernen. Die Geistlichen legen sie in Vielem falsch aus, und das Meiste, was darin steht, sagen sie uns gar nicht. Wer selbst lesen kann, der soll auch selbst denken, und wer selbst denkt, der soll's auch sagen, was ihm eingegeben ist. Derer sind freilich Wenige; die aber sollen nicht fehlen.“

Madle stand an den Pfosten des Vordaches gelehnt und hörte ihm mit halbgeöffnetem Munde zu. Das Garn, das sie wickeln sollte, hing ihr vom Arm herab und der Knäuel lag auf dem Boden. Seine sanft hingehauchten Worte und der schwärmerische Ausdruck seines Gesichts fesselten sie sichtlich. Sie war ihm schon in den vorigen Tagen viel nachgegangen, immer heimlich und hinter den Hecken und Büschen. Er war nicht wie die Anderen. Er scherzte nicht mit ihr, neckte sie nicht, er beachtete sie nicht einmal sonder=

lich; wenn er sie aber einmal ansprach, war es ihr, als ob sie sich stramm aufrecht stellen und die Augen stillhalten müßte, daß sie nicht blinzelten. Was er ihr sagte, das erinnerte sie sich nicht schon von einem Anderen gehört zu haben, so einfach es klang. Es ging ihr meist stundenlang im Kopf herum, und ihre Gedanken konnten doch damit nicht fertig werden. Einmal, als sie in der Verlegenheit Blätter abriß und zu Boden warf, hatte er ihre Hand fortgezogen und gesagt: „Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen, aber du sollst auch nicht die Werke deines Gottes unnützlich verderben.“ Das fiel ihr seitdem stets ein, wenn sie eine Blume abpflücken wollte. Wozu sind aber die Blumen, wenn man sie nicht pflückt?

Nun war sie gespannt, wie ihre Mutter sich entscheiden würde. Und sie dachte im Stillen: „Die thut's nicht! Einen, der nicht arbeitet, kann sie nicht leiden. Bekomme ich selbst es nicht oft genug zu hören, daß ich träume?“ Trotzig hob sich die Lippe. Aber Madle täuschte sich diesmal. „Wenn du ein Kostgeld zahlst,“ sagte die Endrathene, „so magst du bleiben. Warum soll ich's einen von den Nachbarn verdienen lassen? Aber in meinem Hause darfst du keine Versammlungen halten. Die Leute bringen mir zu viel Schmutz in die Stube, und ich will auch vom Herrn Pfarrer keine Verdrießlichkeit haben, denn in diesem Herbst geht die Madle bei ihm zum Unterricht. Wir wollen nicht auf ferne Zeit abmachen, sondern solange es dir

gefällt, bleibst du, und sobald ich anderen Sinnes werde, sage ich dir auf. Bist du's zufrieden?"

Er reichte ihr die Hand. „Ich muß lachen," sagte Urte, „was du für eine weiche Haut hast. Selbst Madle hat nicht so weiche Hände, und die thut doch wenig genug."

Das Mädchen steckte eiligst die Hände unter die Schürze und wurde blutroth im Gesicht.

Abends vor dem Schlafengehen küßte Madle ihre Mutter, was sonst nicht geschah. „Was willst du?" fragte Urte.

„Ich will Nichts," antwortete Madle und stieg ins Bett.

Nach einer Weile richtete sie sich wieder auf. „Wo wird aber Jons Kalwis im Winter schlafen?" fragte sie.

„Das laß deine Sorge nicht sein," meinte Urte. „Wer weiß, ob er dann noch hier ist."

„Ja — wer weiß?"

„Du kannst bei ihm lernen, damit du beim Herrn Pfarrer besser bestehst. Ich will's ihm sagen."

Madle warf sich auf die andere Seite. „Ich bin ganz dumm," sagte sie, „für so Einen ganz dumm. Sag's ihm lieber nicht." —

Am nächsten Tage schrieb Kalwis einen Brief. Madle holte für ihn Papier und Tinte aus dem Kramladen. Tinte war noch nie im Hause gewesen; nun ließ er sich gleich einen Vorrath kommen. „Wie kann ein Mensch die ganze Flasche ausschreiben? dachte sie.

Aber sie freute sich darüber, denn nun müsse er doch recht lange bleiben. Nach kurzer Zeit kam eine Holzkiste für ihn an. Sie war neugierig, was darin sein möchte, und blieb halb hinter der Treppe versteckt stehen, bis er sie öffnete. Unter Kleidern und Wäsche lagen Bücher, die Deckel sorgsam in Papier eingeschlagen. Er rief sie herein, öffnete eine littauische Bibel und ließ sie einige Verse lesen. Sie stotterte anfangs vor Verlegenheit. „Was ist das für ein kleines Buch?" fragte sie und wies darauf.

„Darin sind viele von unseren Dainos gedruckt," belehrte er sie. „Links stehen sie littauisch und rechts deutsch. Der Pfarrer Rhesa hat sie gesammelt. Der ist nun schon sehr lange todt, und wenn er die Lieder nicht aufgeschrieben hätte, wären viele vielleicht schon vergessen."

Er schlug das Büchelchen auf und zeigte ihr's. „Das da ist lustig," sagte er. „Zwirblytes" war die Seite links überschrieben, und rechts stand: „Der Sperling". Der Vater geht mit dem Gewehr auf die Jagd, lauernd auf Wild. Er schießt — einen Sperling. Den fahren die Brüder auf einem Schlitten heim, die Schwestern pflücken ihn ab und tragen ihn auf, nachdem ihn die Mutter gebraten.

Es setzten sich die Gäste, sie setzten sich fest,
Verzehrten den Sperling, verschmausten ihn.
Indem sie den Sperling so schmausend verzehrten,
Ausleerten sie fröhlich zwei Fässer mit Alus.

„Das ist ein dummes Lied," rief Madle. „Wie

kann der kleine Sperling für so viele Gäste ausreichen?"

„Man soll auch nicht denken, daß es wirklich einmal so geschehen ist," entgegnete er, „oder daß es so geschehen kann. Aber bei uns Littauern geschieht's doch so und das ist unser Verderb: den kleinsten Vorwand ergreifen wir, um unmäßig zu trinken. So klingen die Worte wohl spaßhaft, aber sie sind ganz ernst gemeint."

Sie hörte ihm aufmerksam zu, die Augen groß geöffnet und die kleinen, scharfen Zähne auf die Unterlippe gesetzt. Als er geendet hatte, blickte sie noch einmal rasch und ängstlich über die Seite hin und sagte: „Es ist doch kein dummes Lied."

Er hatte noch mehr Bücher. Sie wurden alle auf ein Brett über dem Bett gestellt. Madle wischte an jedem Morgen, wenn sie das Stübchen ausfegte, sorgfältig den Staub von denselben. Oft, wenn sie an der halboffenen Thür vorbei nach dem Garten oder der Bleiche ging, sah sie Kalwis hinter dem Tisch sitzen und in der Bibel lesen. Gewöhnlich hatte er auch dann die Feder in der Hand, schrieb von Zeit zu Zeit Etwas auf ein Blatt oder in sein Taschenbuch. Glaubte sie sich unbemerkt, so versteckte sie sich hinter der großen Wassertonne und sah ihm unverwandt zu. Es war ihr offenbar eine ganz wunderbare Erscheinung, daß Einer nur immer las und schrieb und nachdachte. Sie wußte es so einzurichten, daß sie ihm begegnen mußte, wenn er im Garten auf und ab ging. Oefters

rief er sie dann freundlich an, faßte sie bei der Hand und nahm sie mit sich. Immer brachte er das Gespräch gleich auf einen ernsten Gegenstand, fragte, was sie in der Schule gelernt hätte, und gab dazu seine eigene Erklärung, die freilich meist nicht leicht zu verstehen war. Als Madle zum Pfarrer in die Lehre ging, paßte er noch mehr auf. Es schien ihm, daß der Pfarrer auf die Wunder nicht genügendes Gewicht legte. Mitunter zerbrach er sich den Kopf über gar seltsame Dinge, zum Beispiel: was für eine Art Flügel die Engel hätten, und ob nur die Geister der verstorbenen Kinder beflügelt wären, oder auch die der Erwachsenen, und ob im Paradiese nicht nur Blumen blühten, sondern auch Früchte reiften, obschon die seligen Geister keiner leiblichen Nahrung bedürften. Er meinte, in der Bibel müßte man auf alle Fragen Antwort finden.

Madle hörte ihm immer staunend zu. Alles, was aus seinem Munde kam, klang ihr wie eine Offenbarung. Sie mußte laut aus seinen Büchern vorlesen. „Du machst mir das Kind gar zu gelehrt,“ schalt Urte. „Sieh nur, wie Madle den Kopf hängt, als ob er ihr viel zu schwer sei, und immer mit wachen Augen träumt. Kein Pfund Fleisch hat sie auf dem Leibe. Die Nachbarn müssen glauben, ich lasse sie hungern, aber man kann's ihr doch mit Schlägen nicht eintreiben. Rede ihr zu, daß sie tüchtig ißt und trinkt, sonst wird sie von allen Einsegnungskindern am schlechtesten aussehen.“

Freilich war Madle spindeldürr uud hielt sich nicht einmal gerade. An den langen Armen standen die Ellenbogen weit vor, und die knochigen Schultern zogen sich nach der engen Brust hin zusammen. Ihr Gesicht war mager und bleich, die Nase zu spitz, der Mund zu groß. Neben ihrer Mutter durfte sie sich gar nicht sehen lassen. An der war Alles fest und voll Wohlgestalt. Madle ging auch nicht gern neben ihr über die Dorfstraße.

Uebrigens war Frau Urte mit ihrem Kostgänger sehr zufrieden. Jons hatte in Allem Wort gehalten. Er ging nicht ins Wirthshaus, trank auch zu Hause keinen Branntwein, lief den Mägden nicht nach und benahm sich immer gegen die Wirthin ehrerbietig. Urte machte sich aus seinen Grübeleien und nachdenklichen Betrachtungen wenig, sagte wohl auch einmal gerade heraus, daß sie es für Thorheit hielte, die Gedanken auf so Etwas zu richten. Aber es war ihr doch allemal lieb, ihn von Anderen loben zu hören, daß er ein ganz besonderer Mensch sei. Ganz unmerklich gewöhnte sie sich so an ihn, daß ihr schon Etwas fehlte, wenn er einmal über Mittag ausblieb oder Abends aus einer Versammlung erst spät nach Hause kam. Recht mütterlich nahm sie sich seiner an, wo er weiblicher Hülfe bedurfte. Seine Wäsche fand er immer aufs Sauberste besorgt, und ehe er selbst noch bemerkte, daß an seinen Kleidern eine Naht aufgetrennt oder ein Loch eingerissen war, hatte sie den Schaden schon beseitigt. Wenn er in

seinen Büchern studirte, durfte in der Nähe der Klete kein lautes Wort gesprochen werden; griff er bei der Feldarbeit mit an, so suchte sie ihm das leichteste Geschäft aus. Jons Kalwis war der einzige Mensch, mit dem sie sich auf die Dauer gut vertragen konnte. Wenn sonst Einer seine Hände so geschont und sich in allem Praktischen so unselbständig bewiesen hätte, würde sie ihn über die Achseln angesehen haben; Kalwis aber war ein „Gelehrter". So Einer durfte in Allem eine Ausnahme machen, und man mußte Respect vor ihm haben.

Als im Herbst die Tage kurz und kühl wurden, hielt Kalwis sich viel in der Stube auf, die der große Kachelofen angenehm durchwärmte. In der Klete stand wohl noch sein Bett und sein kleiner Tisch, aber der Raum rundum wurde immer mehr verengt durch die sich anhäufenden Wintervorräthe. Die Endrathene hatte schon auf den Boden gebracht, was sich irgend dort unterbringen ließ: gegen einen Anderen hätte sie sicher nicht so viel Rücksicht genommen. Zu unbequem aber durfte sie sich die Wirthschaft nicht machen.

Es wurde ihr offenbar nicht leicht, an eine Aenderung dieses freundlichen Verhältnisses zu denken. Aber wie ließ es sich auf die Dauer erhalten?

Eines Tages, gegen Ende October, als der erste Schnee fiel und sie am Webstuhl arbeitete, während Jons Kalwis nicht weit von ihr auf der Bank am Fenster saß und in einem littauischen Blatte las, hielt sie das Weberschiffchen an, obschon die Fäden sich nicht

verknotet hatten, wandte das Gesicht gegen das Fenster und sagte: „Wir bekommen in diesem Jahr einen frühen Winter.“

„Es fällt manchmal schon im September Schnee,“ antwortete er, „aber er schmilzt bald.“

„Weil dann noch nicht seine Zeit ist,“ meinte sie. „Die Krähen kommen auch schon in Schaaren aus den Wäldern, und die Gänse, die ich zum Räuchern geschlachtet habe, hatten weiße Brustknochen.“

Gegen diese Zeichen war Nichts zu erinnern. Er schwieg deshalb und sah zum Fenster hinaus, wie die großen Flocken sich langsam vorübersenkten und auf der Dornhecke liegen blieben.

Auch Urte schwieg eine Weile, setzte aber ihre Arbeit nicht fort, sondern drehte die Spule im Weberschiffchen mit spielender Hand. „Du wirst in der Klete nicht mehr lange schlafen können, Jons,“ sagte sie dann. Es klang, als ob sie etwas ganz Selbstverständliches sagte.

Er wendete sich schnell zurück und sah sie einen Augenblick wie überrascht an. „Es friert ja noch nicht so stark,“ meinte er.

„Ich kann auch die Klete nicht länger entbehren,“ fuhr sie fort. „Hier im Hause aber habe ich keine Stelle für dich. Die Kammer für den Knecht reicht nicht für zwei aus, und es könnte dir da auch nicht gefallen, wie du bist. Suche dir also eine andere Wohnung.“

„Du kündigst mir?“

„Es kann nicht anders sein.“

Kalwis legte das Blatt fort und stand auf. „Ich habe gar nicht mehr daran gedacht,“ sagte er, stellte sich wieder mit dem Gesicht gegen das Fenster und sah dem Spiel der Schneeflocken zu, die jetzt vom Winde umgewirbelt wurden. Hinter sich hörte er nun wieder das Knarren und Klappern des Webstuhls. Urte schien das Versäumte einbringen zu wollen.

Vielleicht eine Viertelstunde ging so hin. Endlich trat er hinter die Frau und legte die Hand auf ihre Schulter. Sie zuckte ein wenig, setzte aber die Arbeit fort. „Willst du hören, was ich dir zu sagen habe?“ fragte er.

„Warum nicht?“ antwortete sie. „Hören soll man Alles.“ Sie legte das Schiffchen aufs Garn.

„Ich habe mir's überlegt,“ sagte er mit großer Ruhe, „es ist für mich am besten, wenn ich heirathe.“

Er konnte nicht bemerken, daß Urte die Augenbrauen aufzog und die Lippen zusammenkniff.

„Ich brauche eine Frau,“ fuhr er fort, „die für mich sorgt und es in Allem gut mit mir meint. Wenn ich hier hätte bleiben können, wär's so eilig gerade nicht gewesen. Aber was soll ich unter Fremden anfangen? Und für so Einen, der nicht die bestimmte Arbeit übernimmt, ist auch nirgends Platz.“

„Du bist auch in den Jahren,“ sagte Urte und beugte sich über den Baum, als ob sie das Gewebe näher in Augenschein nehmen müßte. „Aber was meinst du für eine Frau zu bekommen, wenn du

Losmann bist? Deine Zinsen reichen nicht so weit, daß du davon mit Weib und Kind leben kannst."

„Das ist richtig."

„Willst du also ein Grundstück kaufen?"

„Das thät' ich nicht gern. Ich verstehe nicht zu wirthschaften."

„Deine Frau könnt's aber verstehen. Es giebt Wirthstöchter genug, die dich nicht abweisen möchten."

„Ob sie aber für mich passen . . ."

„Für solche Leute, wie du bist, ist's immer ein Wagniß."

„Sonst wohl," sagte er verlegen lächelnd; „aber wenn die Frau . . ." Und nach kurzem Zögern: „Ich weiß eine Frau, die ganz für mich paßt, aber ich weiß nicht, ob sie mich nehmen möchte."

Urte sah sich überrascht um. „So weit bist du schon?" fragte sie. „Hast wohl gar schon einen Freiersmann geworben?"

„Ich bin mein eigener Freiersmann," antwortete er, um die Bank, auf der sie saß, herumtretend und sich an den Pfosten des Webstuhls lehnend. „Wenn ich kein Glück habe, so soll's auch kein Anderer wissen, als ich und die Frau, die mich nicht mag. Du bist die Frau, Urte, die ich im Sinn habe."

Sie schlug eine helle Lache auf. „Ich bin's? Um mich willst du freien? Das ist närrisch!"

Jons blieb ganz ruhig. Kaum rückte die Schulter ein wenig am Pfosten. „Weshalb nennst du das närrisch?" fragte er.

„Ich bin zehn Jahre älter als du," sagte sie, noch immer lachend.

„Aber du bist nicht zu alt."

„So bist du zu jung."

„Auf die Jahre kommt's wenig an, Urte."

„Warte noch drei oder vier Jahre, so kannst du meine Tochter heirathen."

„Deine Tochter wär' keine Frau für mich, Urte."

„Warum nicht? Sie wird einmal das Grundstück haben."

„Das lass' ich ihr gern."

„Du brauchst dir auch nicht eine Wittwe auszusuchen, Jons."

„Du bist mir aber gerade recht," versicherte er. „Ich kenne mich gut genug, und so unerfahren bin ich nicht, daß ich nicht weiß, was eine junge Frau von ihrem Mann fordert und was sie ihm leistet. Ich brauche eine gesetzte und verständige Frau, die selbständig ist und in der Wirthschaft Alles für mich bedenkt und nicht Viel fragt, sondern schafft. Für Andere mag etwas Anderes besser sein. Ich aber muß eine Frau haben, die ihren eigenen starken Willen hat, das Haus in Ordnung hält und mit den Leuten zu verkehren weiß, wie es auch zu meinem Vortheil ist. Nun hab' ich aber die ganze Zeit gesehen, daß du eine solche Frau bist. Und hast mich auch immer gut und freundlich behandelt und wohl gelitten. Als Losmann kann ich nicht bleiben. Aber wenn du mich heirathest, so ist da kein Hinderniß mehr. Was ich

dir einbringe, weißt du. Es mag auch verschrieben werden, daß Madle das Grundstück erhält. Ich habe das Kind lieb und will ihm wahrlich kein Unrecht thun. Darum weiß ich nicht, was du dagegen haben kannst, wenn ich dir sonst nicht zuwider bin."

Urte musterte die schlanke Gestalt und das feine Gesicht mit wohlgefälligen Blicken. Sie lachte schon lange nicht mehr. „Du bist mir nicht zuwider," entgegnete sie, „aber, ich will nicht heirathen — es taugt nicht für mich. Hätt' ich's wollen, ich hätt' auf dich nicht zu warten brauchen."

„Das weiß ich wohl," sagte er, „aber bedenke auch, daß sich in einigen Jahren Viel geändert haben kann. Jetzt ist Madle noch ein Kind; aber wie lange dauert's, dann wird sie geheirathet haben, und du bist dann ganz einsam auf der Welt. Thust du mir Gutes, so hast du auch wieder Gutes von mir zu erwarten. Weise mich also nicht ab."

Urte schaute nachdenklich in ihren Schoß hinab. Ihre Brust hob und senkte sich beweglicher. Das Blut stieg ihr in die Wangen, und der Fuß setzte sich unwillkürlich auf den Trittbalken, so daß sich die Geschirre am Webstuhl knarrend verschoben. Nicht ganz leicht schien es ihr, einen Entschluß zu fassen, und es klang nicht durchaus entschlossen, als sie ihm dann zurief: „Schlag dir's aus dem Sinn, Jons, es ist Thorheit. Ich will nicht heirathen."

Sie streckte dabei die Hand aus und schob ihn fort. Aber er gab nicht willig nach, sondern ergriff

ihren Arm am Gelenk und hielt ihn fest. Das wollte sie nun wieder nicht leiden, und so entstand ein leichtes Ringen, das Beide mit Lachen begleiteten. Urte brauchte wohl nicht ihre volle Kraft, sonst hätte sie schnell obgesiegt. Plötzlich ließ er sie aber los. Denn gerade jetzt öffnete sich die Thür vom Flur her und Madle trat ein. Sie kam vom Pfarrer und war ganz weiß eingeschneit. Erschreckt blieb sie stehen und starrte auf die Beiden, wie auf eine ganz wundersame Erscheinung hin. War das ihre Mutter — war das Jons Kalwis? Ihr schmales Gesicht wurde so weiß, wie der Schnee auf ihrem Kopftuch. Aber die Augen flammten fast zornig. Jons war schon lange ans Fenster getreten, um das Blatt wieder aufzunehmen, als sie noch immer unbeweglich stand.

Urte sah nach ihr um. Sie merkte wohl, daß Madle überrascht war und sich den Vorgang nicht reimen konnte. Es widerstand aber ihrer stolzen Art, mit irgend einem Scherzwort darüber hinzugehen, das wie eine Entschuldigung hätte klingen können. Was brauchte sie sich bei dem Kinde zu entschuldigen? Sie sagte daher nur mit rauher Stimme: „Was bringst du all' den Schnee in die Stube, Madle? Du hättest dich wohl auch draußen abklopfen können.“ Dann griff sie nach dem Webeschiffchen, schlug den Faden fest an und war gleich wieder eifrig bei der Arbeit. Als sie nach einer Weile aufstand, um nach dem Mittagessen zu sehen, hätte Niemand an ihr das geringste Auffällige bemerken können. Sie war, wie sie immer war.

Madle aber hielt sich den ganzen Nachmittag über scheu in der Ecke. Ihrer Mutter antwortete sie unfreundlich und Kalwis kehrte sie den Rücken zu, wenn er sie ansprach. Eigensinnig weigerte sie sich, mit ihm in der Bibel zu lesen, oder ihm zu berichten, was der Pfarrer heut' vorgebracht hatte. Als er sie, wie er sonst öfters im scherzhaften Verkehr that, bei den Schultern faßte, wehrte sie ihn unartig ab. „Was fehlt dir denn heute, Kind?" fragte er, wirklich verwundert. „Nichts — gar Nichts," sagte sie trotzig. „Es soll mich Keiner behandeln wie ein Kind." Er lachte sie gutmüthig aus.

Am folgenden Tage und am nächsten beobachtete Madle mit lauerndem Blick ihre Mutter und Kalwis. Wußte sie die Beiden allein, so klinkte sie ganz plötzlich und mit Geräusch die Thür auf, sah in die Stube und zog sich gleich wieder zurück. Ein ander Mal, wenn die Thür offen stand, schlich sie auf den Zehen herein und hinter den Ofen oder das große Himmelbett mit dem blau gestrichenen Aufsatz und den rothbunten Vorhängen. Es war eine merkwürdige Unruhe in ihr. Allerhand Arbeit nahm sie auf, um sie gleich wieder bei Seite zu werfen. Dem Hund kniff sie die Ohren und trat sie die Pfoten, daß er heulend ein Versteck suchte. „Warum quälst du das Thier?" fragte Kalwis mit sanftem Vorwurf. „Weil ich's nicht leiden kann," antwortete sie bitter. „Ich kann auch manchen Anderen nicht leiden."

Jons fand doch noch Gelegenheit, mit Urte wie-

derholt unter vier Augen zu sprechen, und immer brachte er das Gespräch gleich wieder auf seinen Antrag. Ihr Widerspruch wurde immer kleinlauter; sie ließ sich schon darauf ein, das Einzelne zu erwägen, das sich würde verändern müssen, scherzte über ihre Stirnrunzeln und wurde roth, wenn er sie eine hübsche Frau nannte. Am nächsten Sonntag fuhren sie zusammen nach der Kirche; dabei mochte denn wohl das letzte Wort gesprochen sein. Beim Mittagessen verhielten sie sich schweigend, und gegen Abend wurde eine Tonne Bier aufgelegt, Knecht und Magd ausgeschickt, um die Nachbarn zu einem Schmause einzuladen. Das war etwas ganz Seltsames, und Keiner blieb aus. Die Endratene stellte Jons Kalwis als ihren künftigen Mann vor. Darüber war wohl nicht viel Verwunderns. Natürlich konnte Kalwis keine bessere Frau bekommen und Urte keinen besseren Mann. Das Bier schmeckte sehr gut, und man ruhte nicht eher, bis zu Ehren des Brautpaars auch der letzte Krug ausgezapft war.

In diesem Trubel und Jubel wurde kaum bemerkt, daß Madle fehlte. Wer sich um sie kümmerte, meinte, daß sie in eine Kammer schlafen gegangen sei. Sie war aber nicht schlafen gegangen, sondern trieb sich, trotz des eisigen Herbstwetters, auf der Landstraße umher. Urte hatte, ehe noch die Gäste kamen, ihr die große Neuigkeit einzuschmeicheln gesucht. Madle war gleich aus der Stube hinausgestürmt. Sie lief wie eine wilde Katze durch den Garten, über die Bleiche,

über den Steg, über das Stoppelfeld in den Wald hinein. Dort erst merkte sie, daß ihr der Hofhund gefolgt war. Sie trieb ihn mit Scheltworten zurück, aber er war diesmal ungehorsam und zeigte ihr immer wieder in kurzer Entfernung seine leuchtenden Augen. Nun rief sie ihn an, legte den Arm um seinen Hals, küßte ihn zärtlich und weinte schluchzend, indem sie ihr heißes Gesicht in sein feuchtkaltes Zottelhaar drückte. Er schien nicht daraus klug zu werden, lief wie toll im Kreise umher und wühlte bellend das gelbe Laub auf, daß es hinter ihm gegen die Baumäste spritzte, auf denen der Schnee liegen geblieben war und nun gespenstisch flimmerte. Madle hielt's nicht lange im Walde aus. Ihre Phantasie fing zu arbeiten an. Eine Steineiche stand noch mit grünem Blätterschmuck da. Ihr kam eine Daina nicht aus dem Sinn, in der ein verwaister Knabe den Eichbaum umfaßt und ihn flehentlich bittet, sich in seinen Vater zu verwandeln.

Werden diese grünen Aeste
Nicht zu weißen Händen werden?
Diese grünen Blätter
Nicht zu Worten der Liebe?

Ach, ich Armer ging von hinnen,
Weinte bittre Thränen.
Nicht verwandelte der Eichbaum
Sich in meinen Vater.

Nicht die grünen Aeste
Sich in weiße Hände,
Nicht die grünen Blätter
Sich in Worte der Liebe.

Wie sie die schwermüthige Melodie hinsummte, fiel ihr Auge auf etwas Dunkles am Boden und einen rothen Schimmer mitten darauf. Steine lagen da, bedeckt mit Herbstlaub. Ihr fiel aber ein, daß ihr Vater so auf dem Schlachtfeld gelegen haben mochte, blutend aus der Brustwunde. Der Hund sprang darüber hin, und sie schrie auf. Das Echo antwortete. Sie eilte fort wie gehetzt, bis sie wieder auf freiem Felde war. In der Ferne sah sie Licht hinter den Fenstern des Vaterhauses. Sie lief in entgegengesetzter Richtung weiter, auf der Landstraße bis zum Kirchdorf. Dicht an der Kirchhofsmauer stand ein gekreuzigter Christus. Da kniete sie nieder und betete und weinte wieder. Sie wußte nicht, was ihr fehlte, aber es lag ihr wie ein Stein auf der Brust und stach wie mit Nadeln in ihr Herz. Hätte sie nur sterben können! Sie sprach heidnische Beschwörungsformeln, da das Gebet nicht half. Als sie aber aufsah gegen das Kreuz, das sich schwarz in den grauen Nachthimmel einzeichnete, nickte der Christuskopf ihr zu, und es war Jons Kalwis, der ihr zunickte. Entsetzt raffte sie sich auf und stürzte fort. Um Mitternacht kam sie nach Hause zurück. In der großen Stube hörte sie lachen und singen. Sie schlich in das Stübchen der Altsitzer und warf sich auf der Großmutter Bett, wühlte sich in die Kissen ein und steckte die Finger in die Ohren. Ganz erschöpft schlief sie endlich ein.

Am anderen Tage war sie krank, ernstlich krank. Sie wollte sich nicht in die Stube der Mutter bringen

lassen; die Großeltern mußten sie bei sich behalten. Sie hatten gestern lustig mitgetrunken, heut' aber schimpften sie auf die Urte, weil sie wieder heirathe. „Du armes Kind," hieß es, „du arme Waise, sollst nun einen Stiefvater haben. Deine Mutter wird dich vergessen über ihrem jungen Mann, und dein Erbe behüten die Füchse." Madle sagte: „Mag sie ihn heirathen, mein Vater wird er doch nicht. Mein Vater ist todt, ich will keinen anderen Vater. Nie werd' ich ihn anerkennen als meinen Vater." Die Großmutter streichelte sie. „So ist's recht, mein Täubchen, widersetze dich, erhebe ein großes Geschrei gegen die Rabenmutter, vielleicht steht sie noch ab von der Heirath. Wer hätte das vor einem Jahre gedacht!" Wenn Urte kam, drehte Madle den Kopf nach der Wand. Sie versuchte ihr vernünftig zuzureden, aber Madle schrie wie besessen und hielt sich die Ohren zu. Als Jons an ihrem Bett erschien, fiel sie in ein krampfhaftes Zittern. Und dann fing sie an zu phantasiren, Sprüche aufzusagen und Dainos zu singen. So ging es die ganze Nacht und den folgenden Tag und auch den dritten.

Der Arzt wurde geholt. Es dauerte ein paar Wochen, bis er sie außer Lebensgefahr erklären konnte. Und dann erholte sie sich langsam, ganz langsam. Sie war abgemagert wie ein Skelett und hielt sich nur mit Mühe auf den Füßen. Sich von den Großeltern zu trennen, konnte sie auch jetzt nicht vermocht werden. Mit ihrer Mutter sprach sie kein Wort.

Urte gehörte nicht zu den Geduldigen, die immer wieder mit Sanftmuth und Güte eine Verständigung suchen. „Gut denn!“ sagte sie. „Mag sie doch wissen, daß ich sie nicht zu fragen oder gar um Erlaubniß zu bitten habe. Ein rechtes dummes Kind ist sie, eine Thörin, der man Ernst zeigen muß, damit sie wieder zu Verstand kommt. Ich bin der Närrin genug nachgelaufen, jetzt will ich abwarten, bis sie sich zu mir findet.“

Sie handelte auch danach. Jons rieth, die Hochzeit aufzuschieben, bis Madle ganz gesund geworden sei, aber Urte wollte davon Nichts wissen. „Wenn sie sieht, daß ihr Eigensinn mich nicht zwingt, wird sie gesund werden,“ meinte sie. Seit sie sich entschlossen hatte, Jons das Jawort zu geben, war sie ganz verwandelt. Ihre Augen konnten sich nicht satt an ihm sehen, und wenn er sie an die Brust drückte und küßte, fühlte sie ihr Blut aufwallen. Sie putzte sich für ihn, sie steckte Ringe an ihre braunen Finger, sie strich vor dem kleinen Wandspiegel die Falten aus ihrer Stirn, sie zeigte ihm immer das freundlichste Gesicht. Nicht eilig genug schien sie nun ein Ziel erreichen zu können, dem sie bis dahin geflissentlich aus dem Wege gegangen war. So bestellte sie denn das Aufgebot, sobald für Madle die äußerste Gefahr beseitigt war. Die Hochzeit mochte still gefeiert werden.

Sie wußte, daß sie mit ihrer Tochter gerichtlich Theilung zu halten hätte, wenn sie sich wieder verheirathete. Der Großvater wurde Vormund. In

erster Linie stand dabei das Grundstück. Es war nie von etwas Anderem die Rede gewesen, als daß Madle es haben solle. Sie hätte es ihr jetzt verschreiben lassen können, aber sie fand, daß die Umstände sich geändert hätten. Besser sei es jetzt, sie nehme selbst das Grundstück zu einer mäßigen Taxe auf ihre Hälfte an und finde die Erbin ab. Das erlaubte ihr das Gesetz. Der alte Endratis war erzürnt über diese Wahl, nannte sie eine Wortbrüchige, hetzte das Kind gegen sie auf. „So wirst du um deines Vaters Erbe gebracht! Und dem Scheinheiligen zu Liebe geschieht's, weil er jung und hübsch ist. Der soll Alles haben!" Es gab auf dem Gericht und im Hause Zank. Kalwis rieth zur Nachgiebigkeit: Gott wisse, daß er sich um weltlich Gut wenig kümmere. Aber Urte wollte sich nun Nichts abzwingen, von ihrem Recht nicht einen Zoll abdrängen lassen. Madle sei und bleibe ihr Kind und solle das schon noch erfahren.

Das Grundstück blieb in ihrer Hand. Kurz vor Weihnachten fand die Trauung statt. In der Kirche und an der Hochzeitstafel fehlten die Altsitzer, die der jungen Frau nun spinnefeind waren, und auch Madle ließ sich nicht blicken.

Die hielt sich auch ferner zu den Großeltern. Urte war's anfangs gar nicht unlieb. In einigen Monaten, sagte sie, werde von selbst wieder Alles ins Gleiche kommen. Aber darin irrte sie. Nun drang sie auch mit Gewalt nicht durch, Madle blieb verstockt und antwortete auf alle harten Worte nur gerade so=

viel sie mußte. Das ärgerte Urte mehr, als sie's wahr haben wollte. „Das tückische Ding!" klagte sie Jons. „Ein Wunder ist's freilich nicht, wenn sie solchen Rückhalt hat." Er sprach in seiner milden Weise immer zum Guten. „Ich hätte nicht gedacht," meinte er, „daß ich ihr so zuwider sei."

Bald nach Pfingsten wurde Madle eingesegnet. Groß genug war sie für ihr Alter, aber sie wußte nicht recht, was sie mit ihren Gliedmaßen anfangen sollte. Sie sah immer schläfrig aus und war ebenso träge zur Arbeit, als zum Vergnügen. Auf sie paßte nicht, was die Daina von einem flinken und fleißigen Mädchen rühmt:

Als sie ging zum Tanz,
Richtete sie den Webstuhl;
Als sie kam vom Tanz,
Wob sie die Linnen.

Wenn Niemand zu Hause war, schlich sie wohl in die große Stube, nahm eins von Kalwis' Büchern vom Brett, versteckte sich im Garten und las heimlich darin. Einmal ertappte sie Urte dabei. „Hast du den Vater gefragt, ob du sein Buch nehmen kannst?" erkundigte sie sich.

„Ich habe keinen Vater," antwortete Madle, „und von deinem Mann erbitt' ich mir Nichts." Sie ging auch sofort und stellte das Buch zurück.

Urte sah's so den Sommer über mit an. Einige Wochen vor Martini aber ging sie in die Altsitzerstube, wo die Großmutter krank lag, und sagte zu Madle,

die an ihrem Bette saß: „So kann's und soll's nicht weiter! Ich leid's nicht länger, daß die Tochter nicht bei der Mutter ist, wohin sie gehört, und will auch nicht täglich mit der Trotzigen Aerger haben. So giebt es also nur zweierlei: entweder du kommst zu uns und thust gegen Vater und Mutter deine Schuldigkeit, oder — du gehst aus dem Hause. Ueberleg's nun und sage mir nach drei Tagen Bescheid, woran ich bin."

„Da brauch' ich keine Zeit zum Ueberlegen," antwortete Madle flammenroth. „Darf ich hier nicht bleiben, so geh' ich aus dem Hause, lieber heut' als morgen. Ich hätte dir's schon angeboten, aber ich dachte, du wärst zu stolz, mich in fremden Dienst gehen zu lassen."

„Sage dann aber nicht, daß ich dich vertrieben habe," eiferte die Frau, „und klage auch nicht, wenn dir's draußen nicht gefällt. Mit einem so schwächlichen Ding wird Keiner zufrieden sein."

„Auf dem Lande will ich's auch nicht versuchen," erklärte Madle. „Ich will nach der Stadt gehen und mich bei einer deutschen Herrschaft für die Stube vermiethen. Dazu reicht meine Kraft aus."

Urte fragte gleichwohl nach drei Tagen nochmals an. Der Großvater hatte abgeredet. „Wenn du aus dem Hause gehst," hatte er gesagt, „so mußt du deine Zinsen haben; du brauchst nicht wie eine Magd zu arbeiten, während deine Mutter sich's hier auf deinem väterlichen Grundstück wohl sein läßt und noch einen

faulen Mann füttert.“ Aber sie war fest geblieben. So brachte er denn eines Tages seine Enkelin nach der Stadt. Der Abschied schien ihr nicht schwer zu werden.

Kalwis war gar nicht damit einverstanden gewesen, daß seine Frau so kurzen Proceß machte; er hoffte noch immer, Madle werde vernünftig werden. Aber seine Stimme galt in häuslichen Angelegenheiten nicht Viel. Wollte er einmal widersprechen, so sagte sie: „Lies du nur in deinen Büchern, da wirst du gut Bescheid wissen; von den irdischen Dingen verstehst du doch Wenig.“ Nur wenn sie einmal in ihrer Meinung bestärkt sein wollte, fragte sie bei ihm an und legte ihm halb und halb in den Mund, wie er antworten sollte.

Es war überhaupt in Allem das umgekehrte Verhältniß zwischen Mann und Frau. Urte blieb der Herr im Hause, aber auch in Scheune und Stall. Sie wirthschaftete, sie schloß Geschäfte ab, sie commandirte die Dienstleute, sie bestimmte sogar ohne Widerspruch, welche Aushülfe etwa Jons zu leisten hätte. Er machte nicht einmal den Versuch, ihr Regiment einzuschränken. Wie er sich ihr geschildert hatte, so war er wirklich. Deshalb durfte er aber nicht fürchten, von seiner Frau übersehen zu werden. Sie behandelte ihn fast wie ein höheres Wesen, das die zärtlichste Verehrung beanspruchen darf. Von allen ihren rauhen Seiten kehrte sie keine gegen ihn vor. Mehr und mehr empfand sie eine leidenschaftliche Neigung für

ihn. „Die Kalwene ist ganz närrisch verliebt in ihren jungen Mann," hieß es im Dorf.

Jons war für die körperlichen Reize seiner Frau nicht blind. Stand sie doch immer erst in der Mitte der Dreißig und nahm's an Stattlichkeit der Erscheinung und Frische der Farben mit mancher viel Jüngeren auf. Aber es war nun einmal so seine Art, lieber in die Wolken zu gucken, als sich auf der Erde umzusehen, und so kümmerte er sich auch um seine hübsche Frau nicht gerade mehr, als er sich wahrscheinlich um eine weniger hübsche bekümmert hätte. Er war ihr dankbar für alle die Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, die er nicht umsonst von seiner Verheirathung mit ihr erhofft hatte, aber mehr schien er auch nicht zu brauchen, um sich als Ehemann ganz glücklich zu fühlen. Daß er ihr gut sei, verstand sich ganz von selbst. Sie war ja seine Frau!

Eifriger als je studirte er in seinen Büchern. So beschäftigt war er oft mit seinen Gedanken, daß er nicht sah und hörte, was um ihn vorging. Er wurde nun Surinkimniker, das heißt Stundenhalter, und seine fromme Zuhörerschaft wuchs von Tag zu Tage. Es zeigte sich da wieder, wie vielen Littauern, namentlich Frauen, der sonntägliche Gottesdienst in seinen üblichen Formen keine ausreichende Befriedigung gewährte. Die Predigt des Pfarrers erschien ihnen zu nüchtern, seine Belehrung, wenn sie ihn in der Wohnung aufsuchten, zu hochmüthig. Auf das Geheimniß in der Religion legte er zu wenig Gewicht,

das Wunder erklärte er immer nicht wunderbar genug. Er sprach zwar littauisch, aber er war doch ein Deutscher. Da war nun Jons Kalwis gerade der ersehnte Helfer. Er hatte so etwas eigen Schwärmerisches im Blick und in der Rede; er kannte die halbe Bibel auswendig; er verstand es, eine halbe Stunde lang ohne Stocken ein Gebet zu sprechen, in dem er mit Gott und seinen Engeln wie mit Anwesenden verkehrte. Wenn er in den Versammlungen sprach, wurde bald ein Seufzen und Stöhnen vernehmbar, das sich immer verstärkte und zuletzt den ganzen Kreis ergriff. Es setzte sich fort, auch wenn er geendet hatte, bis dann plötzlich Jemand auf die Kniee fiel, die Augen verdrehte und mit hocherhobenen Händen laut zu beten anfing. Einige Frauen brachten es zu Zuckungen, Krampfanfällen und Ohnmachten. Auf die Anderen wirkte dies gerade wie ein spannendes Schauspiel. Von weit her kam man zu den „Stunden", die Kalwis ansagte. Er selbst glaubte an sich.

Urte bekümmerte sich längere Zeit auch als Frau noch wenig um diese Dinge, die ihrer praktischen Natur fern lagen. Sie meinte Jedem zu geben, was sie ihm schuldig sei, und von Niemandem mehr zu fordern, als seine Pflicht war — weshalb sollte sie sich da so besonders um ihr oder Anderer Seelenheil bemühen? Als sie aber die Bemerkung machte, daß Jons besonders unter den Frauen und Mädchen einen großen Anhang gewann und daß einige davon sich mit ihrer Person auffällig an ihn drängten, regte sich die Eifer-

sucht. Sie ließ ihn nun selten allein in die Versammlungen gehen und that selbst den Vorschlag, sie möchten lieber in ihrem Hause stattfinden. Es kam ihr nun nicht darauf an, die Dielen öfter scheuern lassen zu müssen. Uebrigens merkte Jons nicht einmal den Grund. Er schien allein in seiner Gedankenwelt zu leben und zu den Menschen um ihn her nur so weit Beziehung zu haben, als sie ihn dort aufsuchten.

Dritteshalb Jahre waren so verstrichen, seit Madle in Dienst gegangen, als die alte Großmutter schwer erkrankte. Sie quälte sich ein paar Wochen und starb dann, zu großer Bekümmerniß ihres Mannes, der selbst altersschwach war und Beistand brauchte. Beim Begräbniß durfte die Enkelin nicht fehlen.

Urte brachte ihr die Nachricht und holte sie aus der Stadt ab. Von Zeit zu Zeit hatte sie ihr auch früher dort einen flüchtigen Besuch abgestattet, wenn Geschäfte sie hinführten. Im Hause war davon nie die Rede gewesen. Sie sei gesund, hieß es, und gefalle sich gut in ihrem Dienst. Nun kehrte Madle zum ersten Male wieder hier ein.

Wie sehr hatte sie sich in dieser Zeit verändert! Aus dem ungelenken und unmanierlichen Kinde war ein hübsches, schlank ausgewachsenes und zugleich kräftig entwickeltes Mädchen geworden. Jons stand auf der Steinlage vor der Hausthür, um Madle zu begrüßen, als das Fuhrwerk ankam. So überrascht war er, wie er sie absteigen sah, daß er nicht einmal zusprang, um

Urte herabzuhelfen. Madle stand eine kleine Weile neben den Pferden, faltete die Hände und sah zur Erde. Die Thränen liefen ihr über die vollen, aber jetzt bleichen Wangen — vielleicht in Gedanken an die todte Großmutter. Dann schien sie sich gewaltsam zu fassen, trocknete mit einem Zipfel der weißen Schürze das Gesicht, schritt auf Kalwis zu, reichte ihm die Hand und sogar den Mund zum Kuß, wie einem lieben Verwandten. Ihm zitterte das Herz. „Madle" — sagte er erfreut und doch so eigen beklommen, „ich erkenne dich kaum wieder." Sie kehrte sich sogleich ab und ging, ohne ein Wort zu sprechen, ins Haus und zum Großvater ins Altsitzerstübchen. Der alte Mann empfing sie mit Klagen, wie schlecht es ihm nun gehen werde. „Ich habe immer gehofft, ich würde zuerst sterben, weil ich doch älter bin; nun hat sie mir das recht zum Aerger gethan."

Die Leiche war nach der Scheunentenne gebracht und dort eingesargt worden. Ein paar alte Weiber hockten am Boden und sangen mit großer Ausdauer geistliche Lieder. Die Familie fand sich am Sarge zusammen; Jons sprach ein Gebet. Madle stand ihm gegenüber und blickte scheu auf das gelbfahle Gesicht der Todten, manchmal auch, wie ängstlich prüfend, darüber hinweg zu dem Sprechenden. Einmal stockte Jons plötzlich mitten in einem Bibelspruch. Er hatte einen solchen Blick aufgefangen. Seine Rede verwirrte sich. Er kniete nieder und schloß rasch mit dem Vaterunser.

Nach dieser Feier trat Madle an ihn heran und sagte: „Ich danke dir, daß du so gut für die Großmutter gesprochen hast. Ich wollte, daß es dir aus dem Herzen gekommen wäre."

Nun blitzte es aus ihren Augen wie von aufflackerndem Feuer. Sie schien Streit zu suchen.

„Weshalb zweifelst du daran?" fragte er.

Sie lächelte spöttisch. „Du bist ein gelehrter Mann," entgegnete sie, „und kannst das Alles auswendig. Die alte Frau hat von dir im Leben nicht viel Freundliches erfahren."

Tiefe Röthe überzog sein Gesicht. „Auch nicht Unfreundliches," sagte er. „Meinetwegen hätte Urte ihr das Getreide und den Flachs reichlicher zumessen können."

Madle hob das Kinn. „Die —!" warf sie geringschätzig hin. „Aus christlicher Liebe thut sie Nichts, und du redest auch nur von ihr. Da lebt nun noch mein Großvater, und er ist ein alter, gebrechlicher Mann. Sorge, daß es ihm in seinen letzten Jahren an Nichts fehlt, damit du an seinem Sarge mit ganz freiem Herzen beten kannst —, das wollte ich dir nur sagen."

Sie wartete seine Erwiderung nicht ab, sondern trat zu dem Alten, der noch weinend am Sarge stand, und führte ihn hinaus. Er verlangte, daß der Pfarrer beim Begräbniß zugezogen werden solle, und beklagte sich, daß der Sarg von schlechtem Holz sei. In der Verschreibung war's ausgemacht, daß der Besitzer des

Grundstücks die Altsitzer zu beerdigen hätte; deshalb kam's auf Urte an, was sie unter einem „anständigen" Begräbniß verstehen wollte. Sie meinte, der Pfarrer gehöre nicht nothwendig dazu, man könne ja auch ohne ihn singen. Jons bat sie, es auf die Kleinigkeit nicht ankommen zu lassen. Aber sie meinte: „Du kannst besser beten als der Pfarrer, und es kostet Nichts. Man muß den Eigensinn nicht bestärken. Geb' ich diesmal nach, so wird auch künftig über meine Pflicht hinaus gefordert."

Sie blieb hartnäckig. Zum ersten Male empfand Jons so etwas wie Beschämung, daß sein Wort im Hause Nichts galt. Madle aber sagte, sie habe von ihrem Lohn so viel erspart, daß sie dem Großvater den Wunsch erfüllen könne, ging zum Pfarrer und bestellte ihn auf den Kirchhof.

Nach der Beerdigung blieb Madle noch einen Tag; Urte hatte ihr so lange von ihrer Herrschaft Urlaub erbeten. Das Verhältniß zwischen Mutter und Tochter war auch jetzt kühl; aber Madle zeigte sich ruhiger und sicherer in ihrem Benehmen. Der längere Aufenthalt unter Deutschen von vornehmem Stande hatte ihr ein gewisses Geschick gegeben. Sie achtete auf sich und nahm sich zusammen. In ihrem Gesicht mußte ein Zug von Unbeweglichkeit auffallen, der angewöhnt sein mochte; die blauen Augen konnten aber sehr lebendig sprechen, und wenn der Mund mit den vollen Lippen und blendend weißen Zähnen nur ein wenig lächelte, theilte sich der Liebreiz ihrer ganzen

Erscheinung mit. Sie trug das Haar in Zöpfen kranzartig aufgesteckt und die Jacke nach littauischem Schnitt, aber die Röcke städtisch verlängert und um den Hals ein Krägelchen, wie man's in der Stadt kaufen konnte. Diese Mischung der nationalen und städtischen Tracht ließ ihr sehr gut und hob sie aus ihrer Umgebung heraus. Jons konnte sich im Stillen gar nicht von seinem Erstaunen erholen, was aus dem widerhaarigen Geschöpf geworden war.

Madle ging viel allein im Garten herum, besah jeden Baum und Strauch und schien sich der alten Bekannten zu erfreuen, die jetzt im Frühling lustig zu grünen anfingen. Am Nachmittag fand sich Jons dort zu ihr. Sie zog ihn mächtig an, mochte er sich's auch noch so harmlos auslegen. „Ich möchte dir noch einmal gute Freundschaft anbieten, Madle," sagte er. „Ich weiß nicht, was dich damals so gegen mich aufgebracht hat. Aber wir sind nun ein paar Jahre älter geworden und können mit einander verständig sprechen. Hast du gegen mich einen Groll gehabt, den vergiß nun und glaube mir, daß ich dir immer gut gesinnt gewesen bin. Du bist ja deiner Mutter einziges Kind; da ist es doch zu traurig, daß du thust, als gehörtest du nicht hierher, und giebst den Leuten Anlaß, über euch Beide zu reden. Zum Vater mag ich dir zu jung sein — jetzt mehr, als vor drei Jahren. Aber ich meine, wir können doch mit einander verkehren, auch wenn ich deiner Mutter Mann bin, woran ja Nichts mehr zu ändern ist. Ich kann

meines Lebens nicht froh werden, wenn du dich nicht mit uns aussöhnst."

Er hielt ihr die Hand hin und sah sie recht treuherzig bittend an. Madle hatte ihn geduldig angehört und nur manchmal mit den Wimpern gezuckt oder die Lippen fester auf einander gedrückt. Er mochte wohl auf sein Entgegenkommen eine freundliche Antwort erwarten. Sie aber blieb stumm und zupfte die Blüthen aus einem kleinen Fliederstrauß, den sie abgepflückt hatte. Nach einer Weile blickte sie zu ihm auf, schien aber zu erschrecken und senkte gleich wieder die Augen. Seine Wangen hatten sich blitzschnell geröthet. „Hast du mir Nichts zu sagen?" fragte er.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nichts, Madle?"

Sie zerriß den Fliederstrauß. „Ich will nicht!" rief sie und wendete sich ab. „Ich weiß selbst nicht, was mir damals geschehen ist — aber ich kann's doch nicht los werden. Meine Mutter ... Aber ich sage Nichts — sie ist deine Frau. Laß mich! Es wird nur noch schlimmer. Morgen gehe ich nach der Stadt zurück und dann . . ." Ihre Stimme wurde schluchzend. Sie entfernte sich schnell einige Schritte nach der Klete zu. Dort blieb sie noch einmal stehen. „Glaube übrigens nicht," sagte sie, „daß ich dir feindlich bin. Nur so, wie du's haben willst... nein, nein! Lieber in Feindschaft!" Sie eilte fort und schlug die Gartenthür hinter sich zu.

Gegen Abend lärmte der alte Endratis, weil Madle am nächsten Tage wieder abreisen solle. Er hatte sich fest eingebildet, sie werde nun bei ihm bleiben, obgleich Niemand davon sprach. Er war schon ganz schwachköpfig und jammerte, daß er in seiner Verlassenheit elend verkommen müsse. Eine Magd könne er nicht halten und die Wirthin wünsche ihn lieber heute als morgen ins Grab. Er wolle aber doch sehen, wer das Mädchen zwingen könnte, ihn zu verlassen! Es nützte gar nichts, daß Madle selbst widersprach. Er hörte kaum mit halbem Ohr darauf und rief nur, indem er die Faust aufhob: „Sind das Menschen! Um das Grundstück haben sie dich gebracht, und deine Zinsen verschlucken sie, und dienen lassen sie dich bei fremden Leuten, und wenn dein Großvater alt und krank ist, sollst du ihm nicht einmal helfen! Und da beten und singen sie und streuen dem lieben Gott Sand in die Augen. Es ist eine Schande!“

Urte stemmte die Hände auf die Hüften und sagte: „Was willst du denn? Hab' ich dir die Madle schon verweigert? Wenn ich damals nicht gewollt hab', daß sie sich als ein störrisches Kind hinter die Großeltern steckte und ihrer leiblichen Mutter trotzte, so ist das jetzt anders geworden. Sie ist erwachsen und wird draußen gelernt haben, daß man sich fügen muß. Und du bist jetzt allein und viel krank und kannst sie brauchen. Mir aber wird sie nebenher im Hause auch nützlich sein. Deshalb ist's ganz in der Ordnung, wenn sie zurückkommt und ihre Pflicht thut

gegen die Nächsten. Will sie das nicht, so ist's unsere Schuld nicht."

Madle war sichtlich in großer Angst. „Ich kann nicht," sagte sie, „weiß Gott, ich kann nicht."

„Da hörst du's nun," rief die Frau.

„Weil sie fürchtet, daß ihr sie schlecht behandelt," meinte der Alte; „weil sie nicht wie ein Kind —"

„Nein, nein!" fiel Madle ein. „Das wahrlich nicht."

„Was denn aber —?" fragte der alte Mann ganz verwirrt, „ich bin doch dein Großvater."

„Sie hat mit dir nicht mehr Mitleid, als mit meinem Spitz," spottete Urte.

„Mutter —!" schrie Madle auf. Sie faßte sich gleich wieder. „Es ist für dich so wenig gut, als für mich, wenn wir Beide . . ."

„Was, was?" rief Urte sehr aufgeregt. „Sprich's doch aus, daß du keine Mutter haben willst und keinen Stiefvater."

Madle hielt die Hände vors Gesicht und weinte. „O Gott, o Gott!" klagte sie. „Jons, ich bitte dich, laß es nicht zu, daß man mich zwingt zu bleiben. Es ist unser Aller Unglück!"

„Mir ist's lieb, du bleibst hier," sagte Kalwis, der in der Thür stand und sich bisher in den Streit gar nicht gemischt hatte. „Ich hab' dir heute schon gute Freundschaft angeboten."

„Und nun gerade soll's geschehen," bestimmte Urte. „Soll ich mir nachsagen lassen, daß ich dem

alten Mann das Leben nicht gönne? Er schreit's ja selbst auf die Gasse hinaus. Jetzt will ich's: du kommst zurück!"

„Wenn du's willst," sagte Madle sich aufrichtend, „dann freilich . . . Den Großvater pfleg' ich schon gern. Aber vergiß nicht, daß du's selbst gewollt hast."

„Was das für Reden sind," schalt Urte. „Verstehst du ein Wort davon, Jons?"

Er schüttelte den Kopf, wagte aber dabei Madle nicht anzusehen. Es beunruhigte ihn, daß sie Etwas im Rückhalt zu haben schien, das vielleicht auf ihn Bezug hätte. Ihm war so eigen beklommen zu Muth, solange sie wieder im Hause war, und doch wünschte er, daß sie bleibe. Weshalb sollte er sie auch meiden?—

Es war nun abgemacht, daß Madle zum Großvater sollte. Sie widersprach nicht mehr. Nur, meinte sie, würde sie doch den Dienst nicht auf der Stelle aufgeben können. Das leuchtete ein. Ein paar Wochen müßte man allerdings, trotz des Todesfalls in der Familie, der Herrschaft zugeben. „Ich kann nicht mitfahren," sagte Urte, „da jetzt gerade in der Wirthschaft gar zu viel zu thun ist, und Endratis redet bei den Leuten doch nur unvernünftiges Zeug, wenn er sich nicht gar unterwegs betrinkt. Aber Jons hat Zeit und er weiß auch die Worte gut zu setzen. Du kannst Madle morgen nach der Stadt bringen, Jons."

„Ich habe Zeit," antwortete er etwas zögernd und sah dabei schüchtern zu Madle hinüber, als wenn er

sie fragen wollte, ob ihr's auch recht wäre. Sie lächelte nur vor sich hin und biß die Lippe. —

Es geschah natürlich, wie Urte es bestimmt hatte. Der kleine Wagen hatte nur einen Sitz für Beide. Jons kutschirte selbst, machte es aber Madle nicht zu Dank, da er die Pferde gehen ließ, wie sie wollten. Sie nahm ihm bald die Leine aus der Hand. „Zurück kannst du mit den Braunen um die Wette träumen," sagte sie; „jetzt erzähle mir Etwas."

„Was soll ich dir erzählen?" fragte er.

„Hast du in den Jahren Nichts erlebt?"

„Nein. Es ist immer ein Tag ungefähr wie der andere gewesen."

„Das ist recht langweilig."

„Doch nicht. Wenn man Viel liest und denkt..."

„Hast du noch mehr Dainos für deinen Professor in Tilsit aufgefunden?"

„Ein paar."

Er mußte sie ihr hersagen. „Wie kommt's nur, daß die Leute in den Liedern immer so traurig sind?" fragte sie.

„Es geht ihnen ja auch meist schlecht," meinte er lächelnd.

„Doch nicht mehr, als im Leben gewöhnlich ist. Aber das ist's: sie nehmen es anders."

Er sah sie überrascht an. „Wie verstehst du das?"

„Es geht ihnen zu Herzen," antwortete sie, „und sie sprechen auch, wie es ihnen aufrichtig ums Herz ist."

Nach einer Weile fragte sie: „Meinst du nicht, daß es mehr Leid als Freude in der Welt giebt?"

Er spielte die Antwort gleich auf religiöses Gebiet hinüber. Die Menschen bereiteten sich selbst viel Leid durch ihre Sündhaftigkeit, und von der rechten Freude in Gott wollten die Wenigsten Etwas wissen.

Das genügte ihr nicht. Das schwerste Leid, meinte sie, wäre doch das, wofür man gar Nichts könne. Es komme, man wisse nicht wie, und es sitze fest, und alle augenblickliche Freude könne es nicht austreiben.

Man dürfe aber auch nicht unvernünftig dem lieben Gott vorschreiben wollen, entgegnete er, wie er die Welt regieren solle.

„Meinst du, daß er Alles bestimmt," fragte sie, „was Jedem geschehen soll?"

„Das Gute freilich," erwiderte er. Das Böse aber stamme daher, weil die Menschen sich seinem Willen nicht fügten.

Sie sann eine Weile nach, dann sagte sie: „Ich glaube, es ist Alles bestimmt. Wir sind einmal so oder so geschaffen. Wenn wir auch abstreben, es nützt uns wenig. Ehe wir es uns versehen, sind wir wieder dahingestellt, wo kein Ausweichen möglich ist. Wie es dann geht, so geht es."

Jons glaubte zu errathen, worauf sie hinziele. „Zürnst du denn deiner Mutter noch immer, daß sie zum zweiten Male geheirathet hat?" sagte er.

Madle zuckte die Achseln. „Deshalb hab' ich ihr nie gezürnt."

„Weshalb denn aber?“

Sie warf ihm seitwärts einen Blick zu, der wie ein Blitz einschlug.

„Weil sie dich geheirathet hat,“ sagte sie schnell.

„Aber was that ich dir, daß ich dir so verhaßt war?“

Um den hübschen Mund zuckte es. „Du warst mir nicht verhaßt.“

„Dann begreife ich doch nicht, warum deine Mutter gerade mich nicht heirathen sollte.“

Nun zog sie die Stirn in Falten. „Das begreifst du nicht, Jons?“

Er schüttelte den Kopf, sagte aber Nichts.

Madle lachte auf. „Freilich — so ein häßliches, garstiges Kind! Aber jetzt magst du's doch wissen — weil ich dir zu gut war.“

Das Blut drängte sich ihr nach dem Gesicht. Sie athmete kurz und zwischen den verbissenen Zähnen durch, während die Lippen geöffnet blieben. Die Leine in ihren Händen riß sie plötzlich an sich, daß die Pferde aufschreckten und im wilden Lauf fortstürmten. Nach einigen Minuten erst versuchte sie's wieder, sie in ruhigeren Gang zu bringen. Da er beharrlich schwieg, sagte sie; „Warum lachst du nicht darüber? Ein Kind hat manchmal seine närrische Art — nach Jahren kann man darüber lachen. Und nach Jahren kann man auch die Wahrheit sagen. Das ist man einander schuldig, wenn man doch durchaus zusammenleben soll. Meine Mutter will's ja. Will sie's nicht?“

Jons saß da, wie in sich hineingesunken. Hätte

er nur lachen können! Es war ihm, als ob ihm etwas ganz Unglaubliches gesagt wäre, das er doch glauben müßte, wie ein Wunder. Wie vor einem verschlossenen Thore hatte er gestanden, und plötzlich war's weit aufgethan. Und wie er nun recht hineinschaute, meinte er, daß es gar nicht verschlossen gewesen sein könne. Er sah seitwärts auf das Rad, dessen blanker Reif sich unaufhörlich drehte; ein Gefühl des Schwindels erfaßte ihn. Madle ergriff ihn am Arm. „Was fehlt dir denn?“ rief sie. „Bist du krank geworden? Du fällst noch vom Wagen.“

„Es muß wohl so sein,“ antwortete er, sich aufraffend. „In meinem armen Kopf . . .“

„Weshalb quälst du auch immer deinen Kopf?“ schalt sie. „Du bist mit deinen Gedanken immer wo anders. Ich kann sprechen, was ich will, du achtest kaum darauf. Da nimm nur wieder die Leine in die Hand, damit du doch Etwas zu thun hast. Ich werde in die Wolken gucken, das unterhält recht gut.“

Sie that auch so, und Jons störte sie nicht. Er fuhr aber jetzt rasch zu und ließ von Zeit zu Zeit die Peitsche knallen. Es war noch weit bis zur Stadt.

Dort brachte er das Fuhrwerk im Kruge unter. „Geh nur voran,“ sagte er, „ich komme gleich nach.“

Madle blieb am Wagen stehen. „Du hast Zeit, dich zu bedenken,“ bemerkte sie. „Wenn dir's nicht lieb ist, daß ich nach Hause komme —“

„Wie sprichst du doch,“ unterbrach er sie, mit dem Absträngen beschäftigt.

„Es könnte doch sein. Wenn meine Mutter ... Du magst sagen, ich wär' am Ende wieder eigensinnig gewesen."

„Nein, nein, es bleibt dabei," entschied er mit Festigkeit.

Sie ging. Erst nach einer guten halben Stunde folgte er ihr. Madle hatte mit ihrer Herrschaft schon gesprochen. Das war gut, denn Kalwis benahm sich recht ungeschickt. Endlich einigte man sich dahin, daß das Mädchen noch sechs Wochen im Dienst bleiben sollte. „Du hast einen sehr jungen Stiefvater," meinte die Frau.

„Ein älterer wär' mir auch lieber," versicherte Madle, „aber meiner Mutter hat er so gefallen."

Auf der ganzen Rückfahrt hatte Jons Kalwis nichts Anderes im Sinn, als jenes sonderbare: „weil ich dir zu gut war!" Er betete zehn Vaterunser hinter einander, aber es half ihm nichts. Madle stand ihm immer vor Augen, und er legte die Hand auf den Platz, den sie neben ihm inne gehabt hatte. Jedes Wort, das sie in den letzten Tagen gesprochen, brachte er wieder in sein Gedächtniß, und es bedeutete nun Etwas. „Weil ich dir zu gut war!" Und er ahnte nicht einmal ... Madle hatte sich grausam gerächt.

Ein Anderer kehrte er zurück, als er gegangen war.

Und Alles um ihn her sah plötzlich anders aus, als es so lange ausgesehen hatte.

War das noch dieselbe Frau? Sie schien wirklich zehn Jahre älter geworden als er — an diesem einen

Tage. Er wollte seine Augen zwingen, die Runzeln auf ihrer Stirn nicht zu bemerken, aber seine Augen zwangen ihn. Immer stand Madle's blühende Gestalt neben ihrer ausgereiften.

Wenn Urte jetzt in ihrer männlichen Art Befehle gab, mit den Dienstleuten zänkte, mit den Nachbarn und mit Fremden verhandelte, wie rauh klang ihm das! Und daß immer ihre Gedanken nur auf die Wirthschaft, auf die Vermehrung ihrer Habe gerichtet waren, daß sie Jedem möglichst knapp seinen Theil zumaß und bei Kauf und Verkauf kleine Vortheile erlistete — unbegreiflich, daß er daran bisher keinen Anstoß genommen! Er hielt an sich, solange er's vermochte. Dann fiel eine Bemerkung, die sie übel deutete; ein Wort gab das andere, zum ersten Male kam es zu lautem Zank zwischen den Eheleuten. Und es blieb nicht bei diesem ersten Male.

Die sechs Wochen gingen rasch vorbei. Von Tage zu Tage war Kalwis unruhiger und unsteter geworden. Mehrmals unternahm er Reisen in die Niederung, um dort Versammlungen abzuhalten. Urte verlangte, daß er Madle aus der Stadt abholen solle, aber er weigerte sich entschieden; er habe zugesagt, in den Fischerdörfern am Haff zu sprechen, und müsse Wort halten; es könne sein, daß er eine Woche ausbleibe. Darüber äußerte sich nun Urte unzufrieden. „Du treibst es immer toller," schalt sie, „und wirst nächstens mehr auf der Landstraße als zu Hause sein. Freilich, wenn dir die Frauenzimmer schon von einem

Dorf ins andere nachlaufen! Die Ilsze Wasbutis und die Erdme Kubillus haben es sicher nicht zu weit bis ans Haff. Man muß sich in ihr Herz hinein schämen." Er ließ sich indessen nicht zurückhalten. Es ängstigte ihn, mit Madle wieder allein zu sein; sie sollte wissen, daß er sie nicht aufsuche; sie sollte ihn gar nicht einmal zu Hause finden, wenn sie kam.

Aber wie er auch seine Rückkehr verzögerte, endlich mußte er doch heim. Und die Erste, die ihm entgegenkam, war Madle. Sie saß auf dem Bänkchen an der Hausthür und las in einem von seinen Büchern, stand eilig auf und reichte ihm die Hand zum Willkomm. „Ich glaubte schon, du wolltest gar nicht mehr zurückkehren," sagte sie, „da ich nun zu Hause bin."

„Das ist doch kein Grund," meinte er stotternd.

„Ich habe dein Buch genommen," bemerkte sie; „darüber darfst du nicht böse sein."

„Ich freue mich vielmehr," versicherte er, „daß du lesen magst."

„Es ist so langweilig hier im Dorfe," sagte sie, „und die grobe Handarbeit gefällt mir noch nicht."

„Das glaub' ich wohl," bestätigte Jons. Er hielt noch immer ihre Hand fest und fühlte, wie weich sie war, unter seinen Fingern.

„In der Stadt hab' ich auch die deutschen Bücher der Kinder gelesen," fuhr sie fort. „Da sind schöne Geschichten drin, und ich will sie dir erzählen. Du kannst sie littauisch aufschreiben."

So plauderte sie eine Weile fort, und Jons ver-

gaß das Hineingehen. Wie hübsch Madle war, und wie zierlich sie sprach, und wie reizend sie lachte! Sie hatte Etwas in den Augen, das ließ sich gar nicht ergründen; und doch schien sie nun ganz offen und ohne Rückhalt. Diese Augen! Er konnte nicht los von ihnen.

Im Hause entstand Lärm. Urte zankte derb die ungeschickte Magd aus. Es klang Jons schrill in die Ohren. Bald darauf trat sie auf die Schwelle und sah die Beiden im Gespräch. Sie setzte die Hände auf die Hüften und sagte scherzhaft, aber doch geärgert: „Da hilft ein Fauler dem anderen.“ Nun begrüßte Jons sie, kaum anders, als ob er nur am Morgen fortgegangen wäre. Sie umarmte ihn doch und gab ihm einen Kuß. „Es ist nur gut, daß du wieder da bist,“ bemerkte sie und klopfte ihm auf die Schulter. „Die Zeit ist mir recht lang geworden. Das Volk wird immer nichtsnutziger, und mit Madle hat man auch täglich seine Noth. Du wirst nächstens einmal ein scharfes Wort sprechen müssen, damit sie merkt, daß ein Herr im Hause ist. Ich bin doch nur die Mutter.“

Das Mädchen war gleich fortgelaufen.

Madle schlief in der Altsitzerstube und hielt sich dort auch einen großen Theil des Tages auf. Die Thür zur großen Stube war vernagelt gewesen, solange die Großmutter lebte; nun bog sie die verrosteten Nägel ab, damit sie sich wieder öffnen ließe. Wenn sie wußte, daß Urte auf dem Hof oder dem Felde be-

schäftigt war, kam sie herein, stellte sich plaudernd hinter Jons' Stuhl, oder setzte sich zu ihm an den Tisch, stützte die Ellenbogen auf und sah ihn unverwandt mit ihren wunderlichen Augen an, wenn er Etwas vorlas und erklärte. Er nahm immer gleich ein Buch, wenn sie kam, und hielt es mit beiden Händen fest, als wollte er sie fesseln. Manchmal wollte sie selbst eine Stelle lesen und rückte dann ganz nahe zu ihm heran. Er fühlte den warmen Hauch ihres Mundes auf seiner Hand und ihre Schulter an der seinigen. Das Blut pochte ihm in den Adern.

Es kam vor, daß Urte unerwartet eintrat und das trauliche Beisammensein störte. Daß Madle nun mit ihrem Mann ganz freundschaftlich verkehrte, sah sie gar nicht ungern. Ihr Verdruß war nur, daß so viel schöne Zeit bei den Büchern verschwendet wurde. „Du bist nun einmal so," sagte sie zu Jons, „und wirst nicht anders werden. Aber für ein Mädchen schickt sich die Gelehrsamkeit schlecht. Du solltest ihr lieber ernstlich rathen, sich in der Wirthschaft umzusehen, damit sie einmal ihrem Manne Gutes thun kann." Urte war sonst so eifersüchtig, aber hier hatte sie kein Arg.

Wenn Madle im Garten war, hielt es Jons nicht lange in der Stube. Im Garten fühlte er sich viel freier. Jedermann könne über den niedrigen Zaun sehen, meinte er, und sich überzeugen, daß nichts Unrechtes vorgehe. Er wollte vergessen, daß es auch da dichte Hecken von Flieder und Hollunder gab und daß

der Hopfen die Stangen hinter der Klete schon weit hinauf erklettert, unten aber eine schattige Laube gebildet hatte, in der Madle ganz besonders gern saß. Sie schalt wohl: „Bist du schon wieder da? Hast du nichts Besseres zu thun, als mir aufzupassen?“ Aber sie zürnte ihm nicht, wenn er blieb, rückte nicht fort, wenn er sich zu ihr setzte, und nahm ihre Augen wenig in Acht, wenn er zu ihr sprach. „Ich weiß nicht, was in mich gefahren ist,“ versicherte er; „ich muß mich jetzt immer zu den Büchern zwingen. Die Thorheit ist mir lieber als die Weisheit.“ Manchmal jagten sie einander wie die Kinder durch den Garten, bis er sie gefangen hatte, oder sie faßten sich bei den Händen und rangen unter hellem Lachen, um zu proben, wer der Stärkere sei. Als die Bierkirschen reiften, kletterte er auf die Bäume und pflückte ihr die schönsten und dunkelsten von der Sonnenseite. Das Leben schien ihm ganz lustig zu werden; er hatte es so noch niemals genossen.

Urte rief vergeblich nach dem Mädchen, wenn sie Etwas besorgt haben wollte. Ging sie dann in den Garten und fand die Beiden in vertraulichem Gespräch oder mit erhitzten Gesichtern, so gefiel es ihr nicht. „Was giebt's denn da?“ fragte sie, oder: „Was habt ihr fortwährend mit einander?“ Jons schickte sie hinein und Madle auf die Bleiche oder zu den Feldarbeitern. Zu Jons sagte sie: „Du bist ganz verwandelt und treibst rechte Kindereien,“ und Madle schalt sie: „Wie schickt sich das?“ Aber anderen Tages begann wieder dasselbe Spiel.

Jons war nicht immer in so heiterer Stimmung. Manchmal überkam ihn eine tiefe Traurigkeit, und er ging dann mit Seufzen umher und saß stundenlang in einer halbdunklen Ecke der Stube mit geschlossenen Augen und lief, von Unruhe getrieben, in den Wald, warf sich auf die Erde und riß das Moos aus, das seine Hände greifen konnten. Dann verschwand er schon früh des Morgens und besuchte irgend ein entferntes Dorf, um dort zum Abend eine Versammlung anzusagen. Seine Anhänger behaupteten, daß der Geist noch nie vorher so mächtig in ihm gewesen sei. Er sprach besonders gern von der Erbsünde und von der Demüthigung des Menschen vor Gott und von dem jüngsten Tage und von der ewigen Verdammniß derer, die nicht wiedergeboren würden im Lichte der Erkenntniß. Er klagte sich selbst großer Sündhaftigkeit an, schlug sich die Brust und betete mit feurigen Worten um Gottes Beistand, daß es ihm gelinge, das Fleisch zu tödten. Bis spät in die Nacht setzten sich diese Gebetstunden fort; meist endeten sie damit, daß einige Weiber in Verzückung geriethen und in unsinnigen Reden den Untergang der Welt verkündeten. Jons wanderte in der Nacht weiter und trieb am anderen Tage sein Wesen in einem anderen Dorf, bis er völlig erschöpft war. Es war schon vorgekommen, daß man ihn in seinem geschwächten Zustande auf den Wagen setzen und nach Hause fahren mußte. Einmal hatte er drei Tage lang keine Nahrung zu sich genommen.

Alles Losringen schien umsonst zu sein. Madles Augen übten auf ihn einen Zauber, dem sich nicht widerstehen ließ. Hörte er sie draußen singen, so hielt er es nicht aus in seiner Einsamkeit. Und sie sang gern Lieder wie dies:

In der Nacht ohne Schlummer,
Sprach ich ein liebes Wörtlein:
Ewiglich,
Nun und nie
Von ihm mich zu trennen.
Viel wünschte ich lieber,
Daß Leib und Seele sich trennen,
Als daß ich hier
Geschieden wäre
Von dem zarten Jüngling.

Er selbst murmelte immer den Schlußvers eines anderen Liedes vor sich hin, das ihm nicht aus dem Sinn wollte.

Bis an die Kniee
Hinein in Sümpfe,
Bis an die Achseln
Hinein ins Wasser . . .
Armselig meine Tage!

Aber Madle schien Nichts davon merken zu dürfen, daß seine Tage armselig. Nur wenige Minuten brauchte er bei ihr zu sein, so rötheten sich wieder seine Wangen, blitzten seine Augen feurig, lachten seine Lippen. Die Dainos, die er für sie dichtete, klangen wohl traurig, sprachen aber auch ein Leid aus, das ihr selbst nahe ans Herz ging, wenn schon die Be=

ziehungen poetisch verschleiert waren. Da sang der junge Knecht, der die Wirthin zur Frau begehrt in seinem Unverstand und das schöne Töchterchen nicht bemerkt —:

Eine Rosenknospe
Bei der vollen Rose.

Die volle Rose entblättert sich bald und das Knöspchen blüht auf —

Morgenroth die Blättchen,
Sonnenschein die Fädchen,
Und im tiefsten Grunde,
Ach, ein Thränentröpfchen.

Dazu machte Madle sich eine recht schwermüthige Melodie, und wenn ihre Mutter sie fragte: „Wo hast du das Lied her?" so lachte sie und rief: „Von dem jungen Knecht selbst, den's gereut. Das Knöspchen weint aber nur, weil er's nicht bricht. Wozu ist es sonst auf der Welt?"

Bei der Ernte mußten Beide helfen. Eines Abends blieben sie noch auf dem Felde, als die anderen Arbeiter schon zurückkehrten. Deren spöttische Reden verdrossen die Wirthin. Sie ging hinaus und fand sie weitab am Bach unter einem Weidengebüsch sitzen. Madle hatte die Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Brust gelegt. Urte war's, als ob ein kaltes Eisen ihr durchs Herz fahre. Aus ihren dunklen Augen blitzte es wie nächtliches Unwetter, ihre Hände krallten sich, mit einem Satze sprang sie hinzu und riß die Beiden von einander. „So also steht's," keuchte

sie. „Mein Mann und meine Tochter . . . Und ich Blinde sah Nichts! Wofür achtet ihr mich? Fort, und daß ich euch so nicht wieder treffe.“ Sie stieß Madle vor sich hin. „Lieber hätt' ich einen Unhold geboren, als dich.“

„Schlage mich nur,“ rief Madle. „Ich kann's doch nicht ändern, daß ich ihm gut bin. Eher wirst du deine Hand verlieren, als ich mein Herz.“ Und als sie über den Steg nach der Bleiche ging, sang sie wieder:

Viel wünschte ich lieber,
Das Leib und Seele sich trennen,
Als daß ich hier
Geschieden wäre
Von dem zarten Jüngling.

Jons verantwortete sich mit keiner Silbe. Er ließ einen Hagelschauer von Scheltreden über sich niederfallen und sah nur finster zur Erde. Endlich ließ Urte ab von ihm und entfernte sich weinend. Es war das erste Mal, daß er sie weinen sah. Sie weinte im Zorn, aber sie weinte.

Drei Tage lang sprach sie kein Wort mit ihm. Die Thür zwischen den Beiden vernagelte sie wieder, aufs Feld durfte Jons nicht hinaus. Er las eifrig in seiner Bibel, aber die Zeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang däuchte ihn endlos. Madle sang Abends in des Großvaters Stube; das konnte Urte ihr doch nicht verwehren. Und sie konnte es auch nicht hindern, daß Jons sie hörte. Sie polterte noch mehr als sonst im Hause. Niemand konnte ihr's recht

machen. Die Magd jagte sie fort, weil sie mit einer alten Frau, die im Dorf als Neuigkeitskrämerin galt, hinter dem Zaun gezischelt hatte, und dem Knecht kündigte sie zu Martini, weil er für die Magd zu dreist sprach. Wenn man sie so hörte, mußte man glauben, sie fühle sich als die stolze Herrin, der sich Alles fügen müsse. Aber ihr war sehr weh' zu Muth, sehr gedrückt ums Herz. Sie lärmte nur, um sich's wegzuschaffen. Und es gelang doch nicht. Sie wußte, daß sie etwas verloren hatte, und das war ihr ganzes Leben gewesen.

Endlich brach sie selbst das Schweigen. Kurz vor dem Schlafengehen war's. Madle sang nebenan, als ob sie den Großvater in Schlaf lullen müsse. Urte klopfte ärgerlich an die Thür, aber ohne Erfolg. „Sie muß wieder fort," stöhnte sie, „es kann so nicht bleiben."

Er seufzte schwer. „Du bist in deinem guten Recht," sagte er, „und es schmerzt mich tief, daß Alles so gekommen ist. Wenn ich vor drei Jahren geahnt hätte . . ."

„Was? Daß die Madle in so kurzer Zeit erwachsen sein würde? Das hast du dir an den Fingern abzählen können. Und ich hab' dir's auch gesagt: Du bist zu jung für mich, warte ab, bis die Madle erwachsen ist. Hab' ich dir das gesagt?"

„Du hast es gesagt."

„Damals hätt' es mir wenig ausgemacht, wenn du fortgegangen wärest und hättest an die Heirath nicht weiter gedacht. Und wenn auch — es wär' bald

überwunden gewesen. Hinterher aber . . ." Sie biß knirschend die Zähne zusammen. „Bist du ihr denn wirklich gut?" fragte sie nach einer Weile, und die finsteren Augen standen ihr dabei voll Wasser.

„Damals hab' ich nicht geglaubt, daß es je möglich sein könnte," antwortete er; „aber es ist über mich gekommen, ich weiß nicht wie, und ich kann's auch nicht beschreiben, wie es ist. Nur das verstehe ich, daß Gott mir nicht hat helfen wollen, von diesem Zwang mich zu befreien, und so bin ich ein armseliger Mensch, der sich nicht retten kann von seines Herzens Noth."

„Das darf doch nicht gelten," sagte sie. „Wenn einer seinen schlechten Gedanken willig nachgiebt, wie soll Gott dem helfen?"

Er seufzte wieder aus recht beklommener Brust. „Ja, ich bin schlecht, ich bin grundschlecht," rief er. „Aber was kann ich dagegen —? Sie hat mir's angethan."

„Ja, sie hat dir's angethan —" bestätigte Urte traurig. „Wie könntest du sonst so gotteslästerlich reden? Ich sehe wohl, daß sie mich haßt, weil ich dich geheirathet habe. Deshalb sinnt sie darauf, wie sie mich am tiefsten kränken kann. Das Einzige will sie mir nehmen, was meinem Herzen lieb ist. Ganz verderben will sie dich, damit ich dich unter meinen Fuß trete. Dann wird sie hohnlachen über mich und über dich!"

Jons schüttelte schwermüthig den Kopf.

„Wär's eine Andere," fuhr Urte fort, „da ließe sich's noch begreifen, was sie wollte. Was die mir aber nimmt, das kann sie selbst nicht einmal haben. Vor der eigenen Sünde erschrickt sie nicht, wenn sie dich nur verderben kann. Und du widerstehst nicht, weil der Böse durch sie über dich Gewalt hat."

„Daß der Böse über mich Gewalt hat," sagte er traurig, „das glaube ich wohl. Aber Madle ist nicht schuld daran. Es kann sein, daß mein Hochmuth gestraft werden soll, weil ich mich zu sehr meiner Schwachheit und Unwissenheit überhoben hatte. Zu rathen weiß ich mir aber nicht anders, als daß ich Haus und Hof verlasse und in die weite Welt gehe. Dazu bin ich bereit."

„Das glaube doch nicht," fiel sie mit Heftigkeit ein, „daß ich dich fortlasse, Jons. Zu mir gehörst du, und bei mir sollst du bleiben. Die Madle muß fort — so oder so. Ich leide nicht, daß sie mir im Wege steht zu dir." Sie fing an zu schluchzen und umarmte ihn stürmisch und drückte ihn an die hochwogende Brust. Ihre Stimme wurde ganz weich. „Es ist ja nicht möglich, Jons, daß du weggehen kannst. Hab' ich dir nicht alles Gute gethan? Andere mögen über mich zu klagen gehabt haben, du nicht. Und du sollst auch jetzt sehen, daß ich dir gut bin, wie kein Mensch sonst. Ich will dir's verzeihen, daß du dich verirrt hast, und auch künftig mit keinem Wort daran denken. Aber verlassen darfst du mich nicht."

Ihm war so bange zu Muth, daß er hätte laut aufschreien mögen. Wenn sie ihn nicht fortließ, was sollte aus ihm werden? Es rührte ihn, daß die Frau, die sonst so schroff und streng ihren Willen durchzusetzen gewohnt war, ihm ihre ganze Schwäche offenbarte; aber er wagte ihr nicht zu sagen: es soll wieder Alles zwischen uns sein, wie es gewesen ist! Wie konnte das je geschehen? Madle hatte doch sein Herz. —

Gleich am nächsten Morgen ging Urte in die Altsitzerstube und verlangte, daß das Mädchen wieder nach der Stadt gehen solle: für den alten Mann würde sie auf andere Art sorgen. Madle schlug es ihr rundweg ab. „Du hast es selbst so gewollt, daß ich zurückkomme," sagte sie, „und keiner Warnung geachtet. Nun will ich mich nicht wieder von dir fortjagen lassen. Dies ist meines Vaters Haus, und das kann mir meine Mutter nicht verbieten."

„Das kann sie dir verbieten," rief Urte, „wenn du ihm solche Schande machst. Siehst du denn nicht, wohin dich der böse Geist treibt?"

Aber Madle war hartnäckig und blieb.

Die beängstigte Frau sann auf ein anderes Mittel. Das Mädchen müsse heirathen, überlegte sie. Da war ein Wirthssohn, ein sehr hübscher Mensch, der hatte schon wiederholt Madles wegen anfragen lassen. Sein Vater wollte ihm das Grundstück abtreten, wenn es zur Hochzeit käme. Urte sprach mit seiner Mutter und brachte im Voraus Alles in Ordnung, wie es in

solchem Fall Sitte war. Als nun aber der Freiwerber mit dem Blumenstrauß am Hut auf dem Schimmel angeritten kam, versteckte Madle sich nicht, sondern ging ihm vors Haus entgegen und sagte: „Tritt nur lieber gar nicht ein und behalte dein Sprüchlein für dich. Denn hier wirst du kein Glück haben. Ich denke nicht daran zu heirathen — nicht jetzt und nicht übers Jahr.“

Urte schalt, bat und drohte vergebens, Madle blieb unbeweglich. „Es kann mich Keiner zum Heirathen zwingen,“ trotzte sie, „und für eine Hexe schickt sich's ohnedies besser, wenn sie ledig bleibt. Wem ich gut bin, den kann ich nicht haben, und einen Anderen mag ich in Ewigkeit nicht.“

Eine entsetzliche Unruhe trieb Urte seitdem um; keine Minute hielt sie sich für sicher, daß nicht ihr Recht gekränkt würde. Mit argwöhnischen Augen bewachte sie Jons. Wußte sie ihn im Garten, so schlich sie gebückt am Zaun entlang, oder lauerte an der Ecke der Klete. In die hintere Wand derselben hatte sie ein Loch gebohrt, um von innen her hinter die Hopfenwand blicken zu können. Sie lauschte auf jedes Wort und jeden Blick. Alle Farbe verlor sie, und die Augen lagen tief in den Höhlen.

Sie erreichte nur, daß die beiden Menschen, die sie fern halten wollte, um so heimlicher verkehrten. Madle schien wie ein Kobold durch eine Thür- oder Fensterritze schlüpfen und durch die Luft verschwinden zu können. Für sie gab es keine Gewissensbedenken.

„Kümmere dich um Nichts," flüsterte sie Jons zu, „ich bin dir gut und thu' dir Alles zu Liebe." Sie zwang ihn mit einem Blick, mit einem Lächeln, mit einem Wink der Hand. Tausendmal rief er sich zu: Nicht weiter! und wenn er sie sah, war's vergessen.

„Was soll daraus werden, Madle?" fragte er.

„Warum willst du das wissen?" entgegnete sie. „Sei glücklich und laß mich glücklich sein. Dauert's kurz oder lang, was kommt's darauf an?"

„Aber es muß dein Verderben werden, Madle."

Sie schmiegte sich an ihn. „Mag's doch! Ich will dir sagen, wenn's Zeit ist, Jons. Dann lädst du die Doppelflinte, die noch von meinem Vater her in der Kammer hängt, und der eine Schuß ist für mich und der andere für dich."

Seine Stirn glühte. Wenn ihr's Ernst damit war . . . Er sah ihr tief in die Augen. Sie hielt seinen Blick aus, ohne zu zucken. Es war ihr Ernst damit. „Gut," sagte er, „so soll's sein."

Dieses Factum beruhigte ihn. Vielleicht blieb nur noch eine kurze Spanne Zeit zum Leben — — mochte denn in ihr dem Herzen sein volles Recht werden!

Er besuchte keine Versammlung mehr; er las nicht mehr in seinen Büchern. Aber er dichtete Dainos, wie sie noch kein Littauer gedichtet hatte, schrieb sie auf kleine Blättchen und schob dieselben Madle in die Hand. Eine Stunde darauf hörte er sie singen.

Sie sang auch Nachts, wenn Alles längst zur

Ruhe gegangen war, ganz leise draußen vor dem Fenster. Geweckt zu werden brauchte er nicht.

Urte pflegte nach des Tages Ermüdung immer sehr schnell einzuschlafen und die ersten Stunden der Nacht in tiefem Schlaf zu liegen. Sie merkte Nichts davon, daß Jons aufstand, sich ankleidete und hinausschlich.

Einmal aber, von einem bösen Traum beängstigt, wachte sie auf und griff nach seiner Hand. Der Platz war leer. Sie setzte sich aufrecht, rieb die Augen, schob die Vorhänge des großen Himmelbetts zurück, blickte mit gespannter Aufmerksamkeit in die Stube, horchte. Es war Alles still, nur die Wanduhr pickte und der alte Endratis nebenan athmete vernehmlich. In der Dunkelheit ließ sich kein Gegenstand deutlich erkennen, nur zeichneten sich die Blumentöpfe auf dem Fensterbrett gegen den helleren Nachthimmel ab. Jons war sicher nicht in der Stube. Sie sprang auf, warf ihre Röcke über, klinkte leise die Thür auf und ging hinaus. Die Hausthür fand sie nur angelehnt. Nun wußte sie, was geschah. Im Garten vielleicht . . . Ja, im Garten. — — —

Als sie nach einer Viertelstunde zurückkehrte, warf sie sich auf das Bett und schluchzte laut. Als sie aber Jons kommen hörte, biß sie die Zähne in die Lippen und hielt sich ganz still. Ihr Entschluß war gefaßt: „Nie wieder!"

Am anderen Morgen sah sie noch fahler aus, als gewöhnlich; die Augen hatten einen gläsernen Aus-

druck, die Lippen zuckten unaufhörlich. Aber sie sagte Nichts, was Verdacht erregen konnte.

Es gab auf dem Felde zu thun. Der Weizen war schnittreif. Sie schickte die Arbeiter hinaus, mit ihnen auch Madle.

Um zehn Uhr brachte sie ihnen das Frühstück, Milch in Flaschen und Brot, jedem seinen Theil schon zu Hause zugemessen. Es geschah allemal so. Madle war durstig und trank hastig. „Wohl bekomm' es dir," sagte Urte, indem sie ihr die Flasche wieder abnahm.

„Die Milch ist nicht gut," meinte Madle, „aber sie löscht den Durst."

„Sie hält sich in der Hitze schlecht," antwortete Urte, „das ist im Sommer nicht anders."

„Ich bin heute so müde," klagte das Mädchen und reckte die Arme auf — „ah!"

„Ich habe diese Nacht auch schlecht geschlafen," sagte Urte. „Ich hatte einen häßlichen Traum — von einem Begräbniß, glaube ich . . . Man holt es wieder ein."

Zum Mittag kam Madle nicht nach Hause. Sie hätte sich unter dem Rosenstrauch schlafen gelegt, berichteten die Arbeiter. Gegen Abend fühlte sie sich sehr unwohl. Sie klagte über Kopfschmerzen und spürte eine heftige Neigung zum Erbrechen. Urte bereitete ihr einen Thee und schickte sie früh zu Bett. Jons äußerte sich sehr besorgt. „Was wird's denn sein," meinte Urte. „Sie hat sich erkältet. Wie andere Menschen richtet sie sich doch nicht ein. Ich wette,

sie ist öfters in der Nacht aufgestanden und im Garten spazieren gegangen, wenn's ihr in der Altsitzerstube zu heiß war. Heute früh hab' ich ihr Tuch auf dem Bänkchen unter der Linde gefunden. Wie man's treibt, so geht's.“ Jons schwieg darauf.

Am anderen Tage ging Madle wieder zur Arbeit. Vormittags trank sie ihre Milch, gab aber das Brot zurück: es schmeckte ihr nicht. Auch bei der Hauptmahlzeit aß sie wenig. Das Kopfweh stellte sich wieder ein und quälte sie bis zum Abend. Die Nacht schlief sie schlecht. Noch einige Tage weiter schleppte sie sich auf das Feld hinaus; sie schien sich gegen die Krankheit wehren zu wollen, aber die Harke wurde ihr schon zu schwer. Dann blieb sie in der Stube beim Großvater, dem es lieb war, wenn er ihren Beistand nicht tagüber entbehren mußte. Sie hatte aber Mühe, vom Stuhl aufzustehen und ihm Etwas zu reichen. Urte brachte ihr die Suppe und holte die Schale wieder ab. Meist war sie kaum zur Hälfte geleert. Den Rest goß die sonst so sparsame Frau draußen in die Dunggrube.

Madle wollte sich mit Handarbeit beschäftigen. Sie suchte den Kasten vor, den die Herrschaft in der Stadt ihr einmal von einer Reise mitgebracht hatte. Unter dem Deckel befand sich ein kleiner Spiegel. Sie blickte halb zufällig hinein und erschrak über ihr Aussehen. Ihr Gesicht war grau, die Haut welk, die Wange eingefallen, das Auge glanzlos. Kein Tropfen Blut schien in ihren Adern zu sein. Dabei fühlte sie

sich nicht eigentlich krank, nur entsetzlich matt und trübe gestimmt. Sie blieb in der Stube. Vor Jons wollte sie sich gar nicht sehen lassen. Von Zeit zu Zeit aber kam er außen ans Fenster, klopfte an und erkundigte sich, wie es ihr gehe. Es müsse doch bald besser werden, meinte sie. Aber ihr Zustand verschlechterte sich zusehends. Urte erkundigte sich bei allen alten Weibern im Dorf, was wohl helfen könnte, und bereitete ihr allerhand Tränkchen, zu denen dieselben riethen. Sie schienen eher das Unwohlsein zu befördern. Madle verfiel rasch in erschreckender Weise, sie schlich gebückt an der Wand hin, wälzte sich Nachts schlaflos auf ihrem Lager, saß viele Stunden am Tage anscheinend ganz theilnahmlos da. Wenn sie des Morgens ihr Haar kämmte, blieben ganze Büschel am Kamm hängen.

Die Schwäche nahm immer zu. Bald klagte sie dem Alten, daß sie die Füße nur mit Mühe heben könne. Die Gelenke wurden unbeweglich. Sie mußte im Bett bleiben. Nun verlangte sie nach Jons. Er sollte ihr vorlesen. „Geh' nur," sagte Urte, „ich habe nichts dawider."

Jons war entsetzt über ihren Anblick; kaum konnte er einen Schrei zurückhalten. Ihre Hand war kalt. Er beugte sich über ihr Gesicht, das traurig lächelte, und küßte ihren Mund. Auch die Lippen waren kühl. Es durchschauerte ihn. „Es ist bald aus gewesen mit aller Lust und Freude," sagte sie leise. „Das letzte Mal im Garten . . ."

„Sprich nicht davon," bat er, sich dicht zu ihr neigend.

„Warum nicht?" fragte sie. „Es war eine so schöne Nacht ... ich muß immer an sie denken."

Er las ihr aus dem Gesangbuch vor, aber sie schien wenig aufzumerken. Nach einer Weile sagte sie: „Wenn uns nur nicht Jemand belauscht hat! Mir war so, als hörte ich einen Zweig hinter uns knicken — und bald darauf huschte es fort." Und wieder nach einer Weile fragte sie: „Bist du ganz sicher, daß meine Mutter die Nacht geschlafen hat wie sonst?"

„Wie kann ich das?" antwortete er. „Später wachte sie gewiß. Es ist möglich, daß ich sie aufgeweckt habe."

„Es ist möglich," wiederholte Madle, „aber möglich ist's auch ... Man mußte ja darauf gefaßt sein. Und verargen kann ihr's Niemand ..."

„Was denkst du, Madle? Sie ...?"

„Ich denke Nichts, gar Nichts — —." Murmelnd setzte sie hinzu: „Ich weiß Alles." Auf seine Fragen gab sie weiter nicht Antwort.

Ihre Suppe rührte sie Mittags nicht an, auch Abends nicht.

Als Jons sie am anderen Tage noch matter fand, sagte er: „Das darf ich so nicht länger mit ansehen; wir müssen den Arzt holen."

Ihre Hand zuckte in der seinigen. „Das soll nicht geschehen," sagte sie mit ängstlichem Ausdruck, „auf keinen Fall soll das geschehen."

„Aber eine so tückische Krankheit —"

„Ich will den Arzt nicht," fiel sie mit Heftigkeit ein; „— er kann mir nicht helfen."

„Aber er hat Anderen schon geholfen."

„Glaube mir, er kann mir nicht helfen. Es ist mir so verhängt und ich beklage mich nicht darüber. Kein Arzt soll mich sehen — wenn meine Mutter selbst nicht darauf besteht. Aber sie wird's nicht, und du sollst sie auch nicht fragen." Als er ging, bat sie ihn, ihr heimlich Etwas von seinem Brot und seiner Milch zu bringen. „Die Suppe, die mir die Mutter kocht, esse ich nicht mehr," setzte sie hinzu. „Aber laß sie's nicht merken!"

Er starrte sie an. Es war ihm, als ob der Tag sich verfinsterte und etwas Furchtbares aus der nächtlichen Tiefe aufstieg, seine Brust mit schreckhafter Ahnung zu beängstigen. „Madle," rief er, „du fürchtest —"

„Still, still," unterbrach sie, „kein Wort! Ich habe Nichts gesagt. Vergiß nicht, wer . . . und daß wir . . . Still! Die Wände haben Ohren."

Seitdem schwankte er umher wie Einer, dem die Füße das schwere Haupt kaum tragen. Bei Madle stellten sich Krampfzufälle ein, dann lag sie stundenlang ohne Besinnung. Aber das Bewußtsein kehrte doch wieder. Jons saß Tag und Nacht an ihrem Bett. Einmal nahm sie seine Hand und zog ihn an sich. „Ich habe dir sagen wollen, wann es Zeit sein würde," flüsterte sie ihm ins Ohr. „Nun ist's Zeit —

aber nur für mich — und anders, als ich dachte. Wir müssen Abschied nehmen. Gräme dich nicht darüber ... Wie hat's denn enden können, als mit schwerem Leid? Ich habe mein Theil getragen, trage du nun auch dein Theil. Und bete mit mir: ‚Gott, vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.'"

Er sprach die Worte mit bebenden Lippen nach. Sie küßte sie ihm vom Munde und sank zurück. Ein langer Seufzer noch, und Madle hatte ausgelitten. —

Urte trieb ihn von der Leiche fort. „Komm," sagte sie, „die Todten wollen begraben sein. Jetzt gehörst du doch zu mir!"

Sie zog Madle die besten Kleider an; sie pflückte so viel Blumen im Garten, als im Spätsommer blühten, und legte um sie einen Kranz; sie gab ihr ein Gesangbuch in die kalten Hände und ließ am Sarge Wachskerzen brennen, die in einer katholischen Kirche jenseits der Grenze geweiht waren. Die Fenster wurden nicht geschlossen, und Jeder, der wollte, konnte herantreten und das arme Ding da liegen sehen, das so jung hatte sterben müssen.

Urte richtete ein großes Begräbniß aus, wie es sich für eine reiche Wirthstochter schickte. Ueberall war sie selbst thätig, auch den Herrn Pfarrer bestellte sie, und er sollte zu Hause am Sarge und auch auf dem Kirchhofe sprechen. Sie bezahlte ihn im Voraus dafür sehr reichlich. Bei der Rede vergoß sie viel Thränen, die ihr sicherlich aus dem Herzen kamen, und am

Grabe, in das sie drei Hände voll Erde geworfen, stand sie lange in stillem Gebet. Die Nachbarn traten heran und drückten ihr Bedauern aus. „Sie war ja mein Kind," sagte sie mit aufrichtigem Schmerz, „— mein einziges Kind!"

Endralis wimmerte bestätigend: „Ja, das einzige Kind, und das Grundstück kommt nun an Fremde."

Jons kniete hinter einem Grabhügel, bis die ganze Feierlichkeit beendet war.

Urte hatte gleich vollauf Beschäftigung, das ganze Haus zu lüften und zu reinigen. Was irgend an Madle erinnern konnte, schaffte sie bei Seite. Jons saß indessen im Garten auf dem Bänkchen unter dem Lindenbaum und stierte vor sich hin auf die Erde. Spät Abends kam sie, ihn hereinzuholen. „Es ist nun Alles in Ordnung," sagte sie freundlich, „und wir können wieder das alte Leben anfangen, wie es vordem war, ehe Madle ins Haus zurückkehrte. Willst du, Jons?" Er rührte sich nicht.

„Es ist sehr traurig," fuhr sie fort, „daß sie so jung hat sterben müssen, aber für uns ist's doch am besten so. Sie war unser Unglück."

Er stieß einen ächzenden Ton aus und wandte sich ab.

Urte setzte sich zu ihm. „Ich will Alles vergessen," sagte sie, „und ich weiß doch mehr, als du denkst. Aber sei wieder gut gegen mich. Ich bin deine Frau, und so soll's bleiben."

Sie legte den Arm um seinen Nacken und den

Kopf auf seine Schulter. Er stieß sie zurück. „Mörderin —“ zischelte er und schlug die Hände vors Gesicht.

„Jons —!“ schrie sie auf, „wer wagt . . .“

Er stand vor ihr, faßte sie bei den Schultern und schüttelte sie wie ein Wahnsinniger. Sein Gesicht war verzerrt. „Du hast sie vergiftet,“ stöhnte er.

Sie zitterte unter seinen Händen. „Wer darf sagen —?“

„Lüge nicht! Du hast sie vergiftet — dein Kind vergiftet.“

„Schrei es doch ins Dorf hinaus —!“

„Nein! Niemand soll's wissen — Niemand darf's wissen, Unselige. Du bist — mein Weib . . . Ich verrathe dich nicht, mein Mund soll stumm sein wie ihr Mund. Aber vergeben kann ich dir nicht, wie sie dir vergeben hat. Ich habe dich schwer gekränkt, und du hast dich gerächt. Weher hättest du mir nicht thun können. Aber dir auch nicht. Wir sind geschieden.“

„Wenn es geschehen ist,“ murmelte sie, „kannst du's ausmessen, was ich auf mein Gewissen geladen habe? Eine Mutter! Aber wenn die's thut . . .“

„Wir sind geschieden,“ ächzte er.

Sie umfaßte ihn. „Geschieden waren wir durch sie, jetzt aber steht Keiner mehr zwischen uns. Was hast du mir vorzuwerfen? Madle war deine — Tochter. Galt dir ihre Schande weniger als ihr Tod? Danken solltest du mir . . .“

Jons riß sich los, schleuderte sie zurück und

eilte fort durch die hintere Gartenpforte. Urte sah ihn, die Hände ringend, über den Steg und die Wiese dem Walde zu laufen. Sie eilte ihm einige Schritte nach, kehrte dann aber um und ging langsam dem Hause zu. Die Hände hatte sie zusammengekrampft und die Zähne auf einander gebissen. „Er muß sich austoben,“ dachte sie — „er kommt wieder, und dann wird Alles gut sein.“

Aber Jons kam nicht wieder.

— — — — — — — — — — — — — —

Ungefähr in der Mitte der Westküste des Samlandes liegt ein Ort Namens Palmnicken. Es befindet sich dort eine großartig betriebene Bernsteingräberei und Taucherei. Hoch auf dem Seeuferberge liegt die prächtige Villa des Unternehmers, etwas tiefer das Grubenhaus mit seinem Zubehör. Bergwerksmäßig wird tief ins Land hinein die noch unter dem Meeresspiegel liegende „Blaue Schicht“ ausgehoben, in welcher sich das samländische Gold birgt. Am Seestrande aber liegt eine Reihe großer und fester Böte, zur Taucherei bestimmt, die eine Strecke seewärts, wo sich der Bernstein unter den mächtigen Steinlagern fängt, tagaus tagein betrieben wird, wenn nicht Stürme und hoher Seegang die Arbeit untersagen.

Ein solches Boot ist mit mindestens vier Leuten bemannt, mit der Luftpumpe und dem Taucherapparat ausgestattet. Die Taucher sind meist kräftige Littauer; sie zeigen sich am besten den Strapazen dieses auch im Winter nicht ruhenden Dienstes gewachsen. Auf

der richtigen Stelle angelangt, werfen sie ein Anker. Der Taucher bekleidet sich mit dem wasserdichten Gummianzuge, schnallt die schweren Bleischuhe unter die Sohlen, hängt den Tornister um, durch welchen die verbrauchte Luft abfließen soll, und steigt auf die außen am Boote angebrachte Treppe. Nun nimmt er die Platte des Luftschlauchs, der in die Pumpe mündet, zwischen Lippe und Zähne; um einen kupfernen Ring, mit dem der Gummianzug über dem Gesicht abschließt, wird ein Helm geschraubt, in welchem sich zwei große Glasaugen befinden. In demselben Augenblick setzen die beiden Arbeiter an der Luftpumpe den Druckapparat in Bewegung. Der Taucher wirft sich rücklings ins Wasser und sinkt langsam unter. Wo er am Grunde thätig ist, brodeln von Zeit zu Zeit auf der Oberfläche Luftbläschen auf. Er hat eine Eisenstange in der Hand, mit der er die Steine aufhebt, und einen Beutel umgehängt, in den er den aufgefundenen Bernstein wirft. Wohl zwei, auch drei Stunden lang vermag er's in der Tiefe auszuhalten. Dann zieht er die Glockenschnur und wird an der Leine bis zur Treppe hinausgehoben. Ein anderer Mann löst ihn ab. So wechseln sie bis zur Heimfahrt.

Es ist ein mühseliges und gesundheitsgefährliches Gewerbe. Auch die kräftigsten Männer bleiben von einem Lungenleiden nicht lange verschont, und alt werden die wenigsten.

Hierher hatte Jons Kalwis nach längerem Umherirren seinen Weg gefunden. Man wollte ihn nicht

annehmen, da er schwächlich und kränklich aussah, aber er bestand darauf, in die Reihe der Taucher eingestellt und wenigstens zu einem Probedienst zugelassen zu werden. Er sei gesund und jetzt nur ein wenig heruntergekommen. Man versuchte es mit ihm und fand ihn tauglich.

Sein Körper freilich kräftigte sich nicht. Es kostete ihn offenbar die größte Anstrengung, sich in dem schweren Anzug aufrecht zu halten, und oft kam er ganz erschöpft aus der Tiefe herauf und lag dann längere Zeit bleich und schwerathmend im Boot. Aber er blieb so lange unten, als andere Taucher, und brachte meist seinen Beutel mit schönen und großen Stücken gefüllt herauf. Es nützte auch nicht, daß man ihm rieth, sich zu schonen: er gab kaum darauf eine Antwort. Ueberhaupt galt er für den schweigsamsten Menschen, den man je kennen gelernt hatte. Wäre es nicht bekannt gewesen, daß er sehr wohl sprechen könne, man würde ihn nach tagelanger Bekanntschaft für stumm gehalten haben. Er erhielt auch wirklich den Beinamen „Nebielies", das heißt: „der Stumme", und wurde bald nur noch mit ihm bezeichnet. Er suchte keinen Freund, hielt sich meist allein, ging nie ins Wirthshaus, trank auch auf dem Boot selbst bei kaltem Herbst- und Winterwetter nur den Schluck, der zur Erfrischung der Lebensgeister nach der Taucherarbeit durchaus erforderlich war. Nahm ihn nicht die Arbeit in Anspruch, so schlief er oder saß auf der Düne und schaute aufs Meer und in die Wolken hinaus.

Von seinem Verdienst gebrauchte er nur den kleinsten Theil für sich; das Uebrige gab er den Armen. Als einer von den älteren Tauchern nach schwerem Brustleiden verstarb und neben der Wittwe eine Tochter hinterließ, die Madle hieß, nahm er sich der Familie wie ein Vater an.

Niemand wußte, wo Nebielies zu Hause und daß er verheirathet war. Er hatte seine Schlafstelle in der Herberge und außer seinen Kleidern gar kein Besitzthum. Madle Bennuszies und ihre Mutter hätten ihm allzu gern seine Wohlthaten durch ihre Dienste vergolten, aber sie mußten schon froh sein, wenn er einmal durch sie ein Kleidungsstück ausbessern oder sich von ihnen das Essen aus dem Speisehause bringen ließ. Ihren Dank lehnte er ab. „Ich habe ein Mädchen gekannt, das Madle hieß, wie du, und auch ungefähr in deinem Alter war," hatte er einmal gesagt, „deshalb thu' ich's. Das Mädchen ist todt." Weitere Fragen beantwortete er nicht. Bald fragte auch Niemand mehr.

Zu Madle fand sich ein junger Littauer, der an den Luftpumpen arbeitete. Aber sie konnten nicht heirathen, da sie zu arm waren. Dazu vermochte nun auch der Stumme nicht zu helfen.

So lebte Kalwis nun schon in's vierte Jahr; sein Leib war abgemagert, seine Gesichtsfarbe gelb, sein Athem keuchend, aber er versäumte keinen Tag den Dienst. In den großen Augen loderte noch Etwas von dem früheren schwärmerischen Glanz, aber er

senkte sie meist zur Erde, wenn man ihn anredete. Er las nie mehr in einem Buch, er ging keinen Sonntag zur Kirche. Wohl schien ihm nur zu sein, wenn der Kupferhelm sich vor seinem Gesicht geschlossen hatte und er durch dessen Glasaugen um sich herum das Seewasser grünlich schimmern sah. Da auf dem Meeresgrunde zwischen den Steinen hin und her schreitend, die viele Jahrtausende lang kein Lufthauch berührt hatte, konnte er sich einbilden, ganz allein auf der Welt zu sein. Da grübelte er über den Zusammenhang der Dinge nach, wie früher, und kam nie zu einem befriedigenden Schluß; da erneuerte er die alten glückseligen und schmerzlichen Erinnerungen, da sagte er in Gedanken die schwermüthigen Lieder her, die er einst gelernt oder selbst gedichtet hatte, da bat er Gott um Verzeihung für alles Unrecht, das er gethan, betete inbrünstig zu seinem Sohn, daß er Madle in Gnaden ansehen wolle, wie einst eine andere Magdalena. Immer zu kurz wurde ihm die Zeit tief unten in solchen Betrachtungen.

Eines Tages kam eine littauische Frau nach Palmnicken und erkundigte sich nach Jons Kalwis. Sie habe kürzlich von einem Manne ihrer Bekanntschaft, der hier Arbeit gesucht, aber auf die Dauer nicht gefunden habe, erfahren, daß er hier bei der Taucherei beschäftigt sei. Sie wäre seine Frau. Ihr unheimliches Wesen hatte bewirkt, daß man sie überall kurz abfertigte; die Meisten wußten nicht einmal, daß ein Jons Kalwis bei den Tauchern sein. Endlich hatte

ihr ein Aufseher gerathen, sie solle nur nach Nebielies fragen. So gelangte sie in die Nähe des Schlafhauses, eben als der Gesuchte herausgetreten war, um nach dem Boot zu gehen.

Er stutzte, starrte sie eine Weile sprachlos an, trat wie taumelnd einen Schritt zurück. „Was willst du?“ fragte er endlich mit lallender Zunge.

„Jons,“ bat Urte, „komm' mit mir nach Hause. Es war, seit du fortgingst, eine schrecklich lange Nacht. Laß mich nicht länger allein.“

Er schüttelte den Kopf und streckte die Hand zitternd vor sich hin. „Warum suchst du mich?“ entgegnete er. „Du wußtest, daß ich nicht gefunden sein wollte. Ich bin für dich nicht mehr unter den Lebenden, und für mich auch nicht. Gönne mir Frieden.“

„Ich kann nicht,“ sagte sie. „Ich habe selbst keinen Frieden, und deinetwegen war's doch, daß ich ihn verlor. Das Haus ist so einsam — der alte Mann ist nicht mehr nebenan. Mir graut in der Nacht. Ich will's nicht länger allein tragen. Komm mit! Sind wir zu zweien, so thut's uns Nichts.“

„Ich bleibe,“ rief er. „Nie wieder setz' ich den Fuß über deine Schwelle.“

„So bleibe auch ich,“ trotzte sie. „Ich bin dein Weib und gehöre zu dir. Schüttle mich ab, wenn du kannst.“

„Es darf nicht sein,“ antwortete er, sie abwehrend. „Dort oder hier — ich bin dir Nichts mehr.

Geh — geh! Wir hätten einander nie mehr wiedersehen sollen."

„Ich gehe nicht," versicherte sie mit großer Festigkeit. „Hab' ich dir nicht Alles verziehen, was eine Frau und Mutter verzeihen kann? Und du willst mich so unchristlich verwerfen?"

„Sorge, daß Gott dich nicht verwirft," sagte er, die Hand erhebend. „Ich bin ein sündhafter Mensch und kann deine Seele nicht retten. — Und nun laß mich an die Arbeit gehen, sie warten schon auf mich."

Er schritt rasch dem Abberge zu und die Holztreppe nach dem Strand hinunter. Urte folgte ihm. Das Boot lag in der Schälung. Er sprang hinein, indem er ihm zugleich einen Stoß ins tiefere Wasser gab. „Nehmt mich mit," flehte die Frau. „Er muß mich hören — er ist mein Mann!"

Sie ruderten schon über die Brandung hinweg.

Aber die Besatzung eines zweiten Boots, das eine halbe Stunde später ausfuhr, gelang es ihr mit Geld zu bestechen. Man nahm sie mit und ließ sie in das erste Boot übersteigen.

Jons war bereits in der Tiefe. Man zeigte auf die Richtung der Leine und des Luftschlauchs. Aengstlich starrte Urte über Bord in das graugrüne Wasser, als hätte sie auf dem Grund Etwas erspähen können. Einen Augenblick war es ihr wirklich so, als ob sie eine ungeheuerliche Gestalt mit dickem Kopf und großen Augen nicht weit unter der Oberfläche gesehen

hätte; sie war gleich wieder versunken. Die Littauer im Boot plauderten unter einander, erzählten von dem „Stummen", was sie wußten, erkundigten sich nach seinen häuslichen Verhältnissen. Es war allgemeine Verwunderung, als sie hörten, daß er ein reicher Wirth sei. Sie hätten ihn lange für nicht ganz gesund im Kopf gehalten, sagten sie.

Jons war schon drei Stunden unter Wasser. Seit längerer Zeit hatte er die Stelle auf dem Grunde nicht verändert. Der mußte da ein gutes Bernsteinnest gefunden haben, meinten die Leute. Dann aber fiel es ihnen auf, daß die verbrauchte Luft nicht abgurgelte. Da das Wasser bewegt war, hatte sich dieser Umstand vielleicht schon längere Zeit ihrer Beobachtung entzogen. Als sie noch darüber sprachen und sich verwunderten, daß er nicht das Zeichen gebe, tauchte plötzlich in der Richtung der Leine ein dunkler Gegenstand über die Oberfläche, wie in die Höhe geschnellt. Man zog ihn eiligst heran.

Er gab keine Hülfe mit den Händen; er stellte sich an der Treppe nicht aufrecht. Ein Mann mußte hinaustreten und ihn mit dem Oberkörper aufrichten. Da er nicht auf die Stufen trat, mußte man ihn über Bord ins Boot ziehen, was nur mit großer Mühe gelang. Das Vorderstück des Helms wurde abgeschroben. Zischend entwich die Luft. Als man endlich in die nun offene Hülle hineinzusehen im Stande war, starrte daraus ein bleiches, bewegungsloses Gesicht hervor. Die Augen war halb geschlossen; der Mund,

der den Schlauch losgelassen hatte, fest verbissen. Jons Kalwis war für ewig stumm.

Das Weib stieß einen markerschütternden Schrei aus und warf sich über den Todten. „Jons, Jons,“ klagte sie, „warum hast du mir das gethan?“

Das Boot wurde sogleich ans Land gerudert, der Todte auf den Sand gelegt. Eine große Menschenmenge strömte zu. Ein solcher Unglücksfall hatte sich noch nie vorher ereignet. Man erging sich in allerhand Vermuthungen, sonst ohne nähere Betheiligung. Nur die Wittwe Bennuszies und Madle knieten neben dem Todten und weinten ihm aufrichtige Thränen nach.

Drei Tage darauf ließ Urte ihn begraben. Als er in die Erde gesenkt wurde, fiel sie in unbändigem Schmerz nieder, raufte sich das Haar und schrie unaufhörlich: „Mein Kind, mein Kind!“ Man hielt sie für geisteskrank. Die beiden Frauen nahmen sich ihrer an.

Dann reiste sie in die Heimath zurück, verkaufte ihr Grundstück und kam mit einem reichen Vorrath von Geld wieder nach Palmnicken. Auch die Bücher brachte sie mit, die Jons lieb gewesen waren, sonst Nichts von ihrer früheren Habe. Sie erwarb ein Häuschen nicht weit vom Kirchhof und betete täglich am Grabe ihres Mannes.

Für Madle Bennuszies schien sie eine tiefe Neigung gefaßt zu haben. Sie behandelte sie wie eine Tochter und sagte tausendmal: „Du und deine Mutter,

ihr seid ihm lieb geworden; ich will euch Gutes thun, wie er euch Gutes gethan hat.“ Sie stattete Madle reichlich aus und richtete für sie die Hochzeit mit ihrem Annuszus her.

Man glaubt allgemein, daß sie ihre Erbin sein wird. Aber sie weiß nicht einmal, daß Urte eine Tochter hatte, die Madle hieß, wie sie. —

---

III.

# Für todt erklärt.

## I.

Auf der kurischen Nehrung — —

Wer von den Lesern kennt die kurische Nehrung? Vor fünfzig Jahren, als man in Deutschland noch von den Eisenbahnen Nichts wußte, die jetzt das weite Land mit ihren Netzen überspannen und selbst nach den fernsten Grenzen ihre Doppelfäden ausstrecken, als man in Ostpreußen selbst die Chausseen nur vom Hörensagen kannte, führte die große Poststraße, welche hauptsächlich den Personen- und Güterverkehr mit Riga und Petersburg vermittelte, über die kurische Nehrung. Königsberg und Memel waren die Hauptstationsorte dieser belebten und doch so einsamen Straße. Jetzt sind die alten Wagengleise längst vom Flugsande verweht, die struppigen Weidenstämme, welche zu beiden Seiten den Weg über die Sandberge hin bezeichneten, bis auf geringe Reste ausgestorben und begraben. Kurze Strecken ausgenommen, deren festerer Untergrund bleibendere Eindrücke gestattet, muß jeder fol-

gende Wanderer sich einen neuen Pfad, an der Schälung der See entlang oder durch den tiefen und losen Sand der Dünen, nach dem Haffufer hinüber suchen. Aber selten genug sehen die Bewohner der wenigen Ortschaften, welche in meilenweiten Entfernungen von einander anzutreffen sind, einen Gast, es müßte sich denn einmal ein wißbegieriger Tourist den Strapazen einer so wenig erquicklichen Strandreise aussetzen, um etwa seine geologischen Studien zu vervollständigen, wozu diese eigenartige Wüstenei allerdings reiches Material giebt.

Handlungsreisende, die in der freundlichen und belebten Seestadt Memel ansprechen wollen, treffen im Sommer täglich ein Dampfboot, das sie in sechs Stunden über die ganze Länge des kurischen Haffs trägt. Die Fahrt geht meistens ziemlich nahe der Nehrung entlang, deren Contouren sich daher gut beobachten lassen. Das Auge findet wenig Abwechselung. Lichter und lichter wird der schwarze Tannenwald, der in der ersten Stunde die Anhöhen bedeckt und sich bis zum Haff hinabzieht. Dann heben sich die blendendweißen, langgestreckten, kahlen Sandberge höher und höher und scheinen endlos auf einander zu folgen. Düne an Düne und kein Leben darauf erkennbar, es müßte denn ein scharfer Nordwest den Flugsand von den Kämmen abwehen und in Staubwirbeln vor sich hintreiben nach dem Haffufer hinunter, oder bei klarem Wetter der Schatten der vereinzelt am Himmel hinziehenden Wolken wie eine dunkle Riesengestalt über

die im Sonnenlicht grell leuchtenden weiten Flächen wandern. Nur hin und her machen sich in tieferen Thaleinsenkungen oder am Saum des Haffs entlang kleine Weideplätze bemerklich, deren fahles Grün dem geblendeten Auge recht freundlich erscheint. Ein paar kleine und magere Pferde grasen dort, der nächsten Dorfschaft gehörig, die mit einigen niedrigen Fischerhütten, meist von Holz und ohne Rauchfang, eine Stunde später sichtbar wird. Tiefe Einsamkeit ist der Charakter der Gegend.

Das jenseitige Ufer ist anfangs entfernt, so entfernt, daß der Blick kaum dahin reicht. Aber je weiter wir nordwärts steuern, desto näher tritt es uns. Schon erkennen wir hinter den schwarzbraunen, mit glitzernden Wassergräben durchzogenen Torfmooren auf den sanft ansteigenden Anhöhen Wälder, Felder, Häusergruppen und Kirchthürme. Gegen die Einöde zur Linken erscheint jene Gegend wie ein ferner Paradiesgarten. Aber die flachshaarigen Fischerkinder, die sich nahe dem Haffstrande in ihren heimathlichen Sand eingewühlt haben und aus kleinen Binsenstückchen einen Garten abstecken oder auf einer vom letzten Hochwasser zurückgebliebenen Pfütze ihre Korkschiffchen schwimmen lassen, sehen nicht sehnsüchtig hinüber. Ihnen ist die Welt auch hier schön.

Das Dorf zieht sich mit seinen zehn oder zwölf einzeln stehenden hölzernen Fischerhäusern lang am Haffstrande hin. Das Stroh der Dächer ist grau und verwittert, stellenweise mit braungrünem Moos be-

wachsen; die kleinen Fenster mit grünglasigen Scheiben lassen nur spärlich das Sonnenlicht in den inneren Raum. Hin und her beschattet ein Weidenbaum den Haupteingang oder einen kleinen eingehegten Platz seitwärts. Stangengerüste zum Aufhängen und Trocknen der Netze reichen bis zum Wasser und theilweise in dasselbe hinein. Auch einige Fischkasten schwimmen dort. Hinter den Hütten versucht eine schmale Schonung von niedrigem Ellerngebüsch den Flugsand aufzuhalten. Aber im Norden hat sich bereits eine mächtige, mehr als hundert Fuß hohe Düne weit vorgeschoben und das letzte Haus halb eingesargt. Sie wandert in jedem Jahre weiter und wird nach kaum einem Menschenalter vielleicht das ganze Dorf bedeckt haben. Es wäre nicht das erste, das auf solche Weise von der Nehrung verschwunden ist.

Das letzte Haus ist halb verschüttet. Es wird nicht mehr bewohnt und hat das Aussehen einer Ruine. Das morsche Dach ist zur Hälfte unter der Last des Sandes eingesunken, die Verbindung der Balken auf der entgegengesetzten Seite stark gelockert. Fenster und Thüre zeigen sich mit einigen Brettern verschlagen, die sich aber zum Theil ebenfalls schon wieder von den verrosteten Nägeln losgemacht haben und ihr Spiel im Winde treiben. Warum bricht man das alte unbrauchbare Haus nicht lieber ganz ab und verwendet das Material anderweitig? Vielleicht scheut man sich, der drohenden Düne den letzten Widerstand aus dem Wege zu räumen; vielleicht hat's damit noch eine andere Bewandtniß.

Vor mehreren Jahren war der Sandberg noch ziemlich fern; dieses letzte Haus galt für das sauberste in der ganzen Reihe. Es hatte damals sogar blau gestrichene Fensterläden, und auf dem freien Platz vor der Thür war ein mit langem rothem Wimpel gezierter Mastbaum in den Boden eingelassen und mit Takelage versehen, als ob er einem kleinen Schiffe angehörte. In dem Hause wohnte der alte Peter Klars und seine Schwiegertochter, die schöne Annika mit ihrem kleinen Söhnchen. Ihr Mann, der junge Peter Klars, fuhr auf einem Memeler Schiff als Matrose und brachte von Zeit zu Zeit seine Ersparnisse heim, auch wohl hübsche rothe Tücher aus England, mit denen Annika sich gern schmückte, besonders wenn sie mit Fischen zu Markt oder Sonntags einmal nach ihrem littauischen Heimathsdorf übers Haff fuhr. Die Klars konnten in ihrer Art für wohlhabend gelten.

Damals war der alte Klars trotz seiner achtundsechszig Jahre noch rüstig genug, den großen offenen Fischerkahn, auf den er sich bei Abtretung des Häuschens an seinen Sohn ein Mitbenutzungsrecht als Ausgedinge vorbehalten hatte, mit geübter Hand durch den Sturm zu steuern, tage- und nächtelang auf offenem Wasser umherzutreiben und die schweren Netze aufzunehmen. Es war ihm lieb gewesen, als sein Sohn nicht lange nach der Hochzeit den Versuch aufgegeben hatte, sich in das Kleinleben eines Nehrunger Fischers wieder hineinzugewöhnen, und ihm eines Tages, als sie vergebens auf eine gute Brise Wind lauerten, seinen

Entschluß kundthat, noch einige Zeit in See zu gehen, da es für sie zwei hier doch nicht genug zu thun gäbe. Er hatte seinen Peter, als er heirathete, unbedenklich schon bei Lebzeiten in sein Erbe eingesetzt, aber da er nun nicht Gebrauch davon machen wollte, kam es dem Alten recht gelegen, wieder die Führung übernehmen zu können und in gewohnter Weise fortzuwirthschaften. Freilich nicht ganz in gewohnter Weise; denn die junge Schwiegertochter blieb ihm im Hause und sorgte für seine Bequemlichkeit viel aufmerksamer, als seine alte Barbe es je verstand, die nun schon lange unter dem Sande schlief. Es wurde ihm noch einmal recht behaglich in der niedrigen Stube mit den braunen Holzwänden und der schweren Balkendecke, wenn er heimkehrte und den Fußboden mit feinem, weißen Sande ausgestreut und den Tisch sauber gescheuert fand, oder wenn die hübsche Frau Abends neben ihm am Spinnrade saß und ihm ein Capitel aus der alten Familienbibel vorlas. Er war ordentlich ein wenig verliebt in die hübsche Frau und suchte ihr's an den Augen abzusehen. — Als nun gar einmal, nachdem er wieder wochenlang mit dem Kahn auswärts gewesen war, zwischen den rothen und blauen Astern am Fenster ein ganz kleines Kindergesicht erschien und mit munteren Augen auf den blanken Wasserspiegel hinaussah, und er vor Freuden wie versteint stehen blieb und gar nicht eintreten konnte, und die junge, bleiche Mutter nun bis zur Thür kam, und ihm den prächtigen Buben auf den Arm legte, da war es ihm, als ob er nicht ein=

mal so gerührt gewesen, als seine Frau ihm vor fünfundzwanzig Jahren seinen eigenen Sohn brachte, nachdem er auf Kindersegen in seiner Ehe schon gar nicht mehr gehofft hatte. Nun betrachtete er sich in Allem nur als Verwalter des jungen Herrn, der natürlich ebenfalls Peter getauft werden mußte, wie's seit unvordenklicher Zeit in dem letzten Fischerhause immer nur Peter Klars gegeben hatte und natürlich in alle Ewigkeit geben sollte.

Annika wäre ganz zufrieden gewesen, wenn sie den Knaben nur einmal ihrem Manne hätte zeigen können. Sie hatte sich wohl auch sonst nach ihm still gesehnt, wenn Wochen und Monate vergingen, ehe er wieder einen kurzen Urlaub benutzte, bei ihr anzusprechen, aber so heftig war ihre Sehnsucht nie gewesen, als jetzt. Es lag nicht in ihrer Natur, sich traurige Gedanken zu machen oder zu grämen; aber sie hätte wer weiß was darum geben mögen, wenn sie nicht allein hätte sehen müssen, wie der prächtige Junge sich täglich kräftiger entwickelte und immer hübscher wurde und lachen und endlich gar aufrecht sitzen lernte. Das entgeht ihm nun Alles, dachte sie tausendmal; und so, wie er heute ist, ist er nie wieder, und der arme Peter kann nun gar nicht wissen, wie er früher ausgesehen hat. Zum ersten Mal fiel ihr ein, daß es doch eigentlich besser gewesen wäre, wenn ihr Mann das Seefahren aufgegeben und sein Väterliches übernommen hätte. Warum hatte denn der junge Peter Klars keine Ruhe zu Hause gehabt?

Das hatte freilich seine Gründe, die weiter zurückreichten, als bis auf den Tag, wo der junge Seemann sich über die Windstille auf dem Haff ärgerte und seinem Vater gewisse Eröffnungen machte, die demselben gar nicht unlieb waren zu vernehmen. Der junge Peter Klars war anfänglich gar nicht zum Seemann bestimmt gewesen, und solange seine Mutter lebte, durfte davon auch nicht einmal die Rede sein. Es hatte sich immer ganz von selbst verstanden, daß Peter ein Fischer werden würde, wie sein Vater, und seiner Zeit das Fischerhaus mit Zubehör zu übernehmen hätte, wie es einmal der alte Klars von seinem Vater übernommen hatte. Schon als Knabe hatte er freilich eine ganz besondere Vorliebe für die See gehabt und sich oft, wenn der Sturm von Nordwesten her heulte und gewaltige Schaumwellen aufs Land trieb, über die Sandberge an den Strand gewagt und mit rechter Lust dem Unwetter ausgesetzt. Auch bei gelegentlichen Besuchen in der Seestadt hatte er nie versäumt, die auf der Rhede und im Hafen liegenden großen Schiffe aufmerksam zu betrachten und bei den Matrosen über das Leben und Treiben auf der See Erkundigungen einzuziehen. Dann war ihm sein Fischerkahn recht winzig und erbärmlich vorgekommen; und wenn er gar von den fremden Ländern und Städten gehört hatte, die man zu Schiffe erreichen könne, wenn man viele Wochen lang unterwegs sei, war ihm das Haff mit seinen nahen Begrenzungen ganz widerlich geworden und all sein Mühen kleinlich erschienen. Dann hatte er wohl

von der Möglichkeit geträumt, daß auch er nicht an seine Sandscholle gebunden sei und in die weite Welt hinaus könne. Aber zu dem ernstlichen Entschlusse war er erst gekommen, als er sein zwanzigstes Lebensjahr bereits zurückgelegt hatte, und da hatte eine ganz besondere Veranlassung mitwirken müssen, um alle Bedenken zu beseitigen und die Macht der Gewohnheit zu besiegen.

Um es kurz zu sagen, Peter Klars hatte die schöne Annika kennen gelernt, die drüben in dem großen Kirchdorfe seit kurzem bei ihrem Onkel, dem Wirth Endoms, als Magd diente. Das Dorf lag eine kurze Strecke landeinwärts an dem Flüßchen, das sich ins Haff ergoß und eine Meile bis zum nächsten Marktorte schiffbar war. Man fuhr gewöhnlich mit dem großen Segelboote über Haff bis zur Mündung des Flüßchens, die durch einen weit vorspringenden Haken geschützt war und so als Hafen dienen konnte, lud dann die Fische in ein kleines, schmales und wenig tief gehendes Fahrzeug um und suchte sich mit demselben bald segelnd, bald rudernd, bald mit Stangen schiebend oder treidelnd über die vielen seichten Stellen und sonstigen Hindernisse hinwegzubringen. Der Hof des Endoms lag zunächst dem Haff, und der Treidelsteig führte dicht an der Hausthür vorüber. Dort hatte Peter Klars die schöne Annika eines Morgens gesehen, wie sie aus dem Flusse Wasser schöpfte. Sie war damals noch sehr jung und auffallend fein gebaut; es hatte ihr offenbar Mühe gemacht, den schweren Eimer mit Wasser

hinaufzuheben, und der junge Fischer hatte eiligst die Treidelleine fallen lassen und ihr aufgeholfen, was sie mit verschämtem Dank belohnte.

Seitdem waren die Markttage für unseren Nehrunger von ganz besonderer Bedeutung geworden. Hätte er stundenlang am Ufer warten müssen, er wäre an dem Hause des Endoms nicht vorüber gefahren, ohne wenigstens einen flüchtigen Blick von der Annika zu erhaschen. Sie war so zierlich in ihrer ganzen Erscheinung, so anmuthig in allen ihren Bewegungen! Sie war gekleidet, wie alle littauischen Mädchen, aber er glaubte diese Tracht noch nie vorher gesehen zu haben. Wie das blaue Kopftuch das blonde Haar und das feine Gesicht einrahmte, die schwarze Sammetjacke, bis rund um den Hals geschlossen, die zart geformte und doch volle Gestalt heraushob, das hinten über dem grünen Unterrock hoch aufgeschürzte Gewand mit der bunten Stoßkante die Hüften umzog und vorn in einer tiefen Falte niederglitt, die weißen, auf den Achseln und am Handgelenk gestickten Aermel im Sonnenschein leuchteten — so schmuck war ihm noch nie die Kirchentoilette einer Littauerin vorgekommen. Wie eine Prinzessin aus dem Märchen erschien sie ihm im Traum und Wachen, und er kam sich recht häßlich neben ihr vor in seiner grauen Schifferhose und rothgeblümten Weste und mit den schweren Holzpantoffeln auf den braunverbrannten, nackten Füßen.

Sie war zum Glück, wie er bald in Erfahrung

brachte, eine arme Prinzessin, und das machte ihm wieder einigen Muth. Ihr Vater war Wirth an der Grenze gewesen, hatte aber bei einem unglücklichen Schmuggelzuge seine sämmtlichen Pferde eingebüßt, sich dann in Schulden gestürzt und zuletzt zusehen müssen, wie sein Hof subhastirt wurde. Er lebte nun als Tagelöhner und Schmuggler in einem Grenzdorfe, dem Trunk ergeben und außer Stande, seine Familie zu ernähren. Annika hatte kein Erbe zu erwarten: sie konnte froh sein, daß ihres Vaters Bruder sie als Magd zu sich ins Haus nahm und für sie sorgte. Eine kleine Holzkiste mit Wäsche und Kleidern, in besseren Zeiten angeschafft, als das Schmuggelgeschäft noch blühte, war ihr einziges Besitzthum.

Peter Klars wurde dreister. Das Anschauen genügte ihm nicht mehr; er suchte und fand Gelegenheit, das Mädchen zu sprechen. Und da war es nun bald um seine Ruhe gänzlich geschehen, denn sie erwies sich freundlich gegen den hübschgewachsenen Menschen mit den offenen, treuherzigen, blauen Augen, die ihr wohl besser als Worte sagen mochten, was er für sie empfand. Er sprach das Littauische nicht gut, und sie lachte oft über ihn recht herzlich; aber dann zeigte sie ihm auch die kleinen, blendendweißen Zähne, und er hatte gar Nichts dagegen und lachte mit. Sie verstanden sich recht gut.

Arm war die Annika allerdings, aber auch schön, und das bemerkte der Peter Klars nicht allein. Schönheit ist gesucht wie Reichthum. So fehlte es auch dem

Mädchen nicht an Bewunderern aller Art, die sich an sie drängten und ihr Schmeicheleien sagten und ein freundliches Lächeln zu erhaschen suchten. Da war ihr mancher Wirthssohn auf Stegen und Wegen nach, aber der gefährlichste von allen, die sich um Annika bemühten, war doch der Sohn des deutschen Krügers, weil er's gleichfalls ernst zu meinen schien.

Der deutsche Krüger war der wohlhabendste Mann in der ganzen Gegend. Er besaß zwei Bauernhöfe und machte kleine kaufmännische Geschäfte, die ihm viel Geld brachten; auch seine Krugstube war immer gefüllt. Er selbst war schon in vorgerücktem Alter und sehr kränklich, aber seine noch recht rüstige und energische Frau führte mit starker Hand die weitläufige Wirthschaft und wußte sich überall in Respect zu setzen. Ihr einziger Sohn, einst der Erbe ihrer ganzen Verlassenschaft, war Konrad, ein ziemlich schwächlicher und gutherziger Mensch. Konrad Hilgruber und Peter Klars waren die besten Freunde schon vom Confirmandenunterricht her, den Peter bei dem Pfarrer des Dorfes genossen hatte. Konrad war beim Präcentor in die Schule gegangen und wußte Mancherlei, was den kleinen, wißbegierigen Nehrunger interessirte, und Peter andererseits konnte immer etwas Neues von seinen Hafffahrten und Fischzügen erzählen. So fanden sie sich jedesmal zusammen, und Peter mußte oft, wenn das Haff für die Rückfahrt zu stürmisch war, oder im Winter ein zu dichter Nebel darüber lag, beim Krüger über Nacht bleiben, ohne daß es

den alten Klars Etwas kostete. Da Peter ein stiller und bescheidener Knabe war, hatten Hilgrubers gegen diese sich immer herzlicher gestaltende Freundschaft Nichts einzuwenden gehabt und es gern gesehen, wenn er auch später auf jeder Reise ansprach oder bei gutem Wetter hin und her einmal ihren Sohn nach der Nehrung mit hinüber nahm, was für Konrad jedesmal ein Fest war. Auch als nach einigen Jahren der Krüger starb und Frau Hilgruber nun allein die Wirthschaft übernahm, Konrad aber zu einem deutschen Landwirth in der Nachbarschaft gegeben wurde, um etwas Praktisches für seinen Beruf zu lernen, hatten sie sich von Zeit zu Zeit an Sonn- oder Feiertagen in der Kirche getroffen und in alter Weise einen Nachmittag mit einander verlebt. Mit dem zwanzigsten Jahr war Konrad wieder nach Hause zurückgekehrt, um der Mutter zu helfen, und nun störte die Verbindung zwischen den beiden Freunden Nichts mehr.

Wie erschreckt waren sie gewesen, als sie ihre Neigung zu demselben Mädchen bemerkten! Es war eines Sonntags Abends, als die ersten Eröffnungen erfolgten.

Wie so oft schon in letzter Zeit, hatten sie, dem Zuge des Herzens folgend, noch spät einen Gang am Hause des Endoms vorbei nach dem Haken gemacht, wohin Peter von den Dorfbuben sein Boot zur Abfahrt hatte hinausbringen lassen. Annika stand, mit dem jüngsten Kinde ihres Onkels auf dem Arm, am Fenster und erwiderte freundlich ihren Gruß. Als sie

sich dann auf einen der großen Steine setzten, die schon zur Hälfte vom Wasser des Haffs bespült wurden, und die gluthrothe Herbstsonne auf die fernen grauen Sandberge der Nehrung niedersinken und einen hellen Schein über das weite Wasser werfen sahen, da fing ganz unversehens Konrad von der Annika an, so daß es Peter Klars ordentlich durchs Herz fuhr, ihren Namen zu hören. Wie sie ein so hübsches und ordentliches Mädchen wäre, sagte er, und daß er ganz verliebt in sie sei und ohne Bedenken um sie freien möchte, wenn er sein eigener Herr wäre. Aber nun dürfe er's nicht wagen, da seine Mutter nie in eine solche Partie willigen und zeitlebens mit ihm hadern würde, wenn er in diesem Punkt gegen ihren Willen handelte. Denn da sie sich Alles, was sie besäßen, durch eigenen Fleiß selbst zusammengebracht hätten, so sollte es nun auch in der Familie erhalten und gemehrt, aber nicht verzettelt werden. Seine Mutter wäre selbst ganz arm gewesen, als sie heirathete, aber eben deshalb wolle sie nun gerade für ihn eine reiche Partie, weil sie wüßte, wie schwer es ihr geworden. Er habe schon von weitem bei ihr angefragt, aber nichts Tröstliches vernommen. Und doch wolle er seine Hoffnung nicht aufgeben, sondern vertrauen, daß sich Alles zum Besten wende.

Dem armen Peter war's gewesen, als ob er von dem Stein hinab ins Haff sinken solle. Eine lange Weile saß er ganz bleich und stumm da, so daß Konrad ihm zuletzt ängstlich ins verstörte Gesicht schaute,

und dann stand er langsam auf, schob sein Boot ins Wasser und trat mit einem Fuß hinein, bereit, sich mit dem anderen vom Lande abzustoßen. Betroffen reichte ihm der Krügerssohn seine Hand zum Abschied hinüber. Peter blieb unbeweglich. „Was fehlt dir denn?“ fragte Konrad endlich ganz ängstlich. In dem jungen Fischer tobte und kämpfte es; seine Augen blitzten unheimlich, und die Faust krampfte sich fest um das Ruder zusammen, das er auf den Sand gestemmt hatte. „Liebt dich die Annika?“ brachte er endlich grollend heraus. „Mein Gott, ich weiß es ja nicht,“ antwortete der Freund bestürzt. Peter Klars ließ matt den Arm mit dem Ruder niedergleiten, athmete lang auf, schob die blaue Mütze aus der Stirn, lächelte und reichte Konrad die Hand. „Wir sprechen ein ander Mal mehr davon,“ sagte er und stieß das Boot in die graugrünen Wellen, die der scharfe Abendwind gegen das Land trieb.

Eine Hafffahrt wie diese hatte Peter Klars noch nicht gemacht. Er zog das Segel auf und ließ das kleine Fahrzeug treiben, wohin es wollte, in die Nacht hinaus. Auf offenem Wasser wurde der Wind heftig und riß am Segel eine Schote ab, er merkte es nicht. Das Boot hätte kentern können und er würde zu seiner Rettung Nichts gethan haben. Seine Gedanken brüteten über seinem Geheimniß. Jetzt erst wurde es ihm zur Gewißheit, daß er Annika liebe, daß er der unglücklichste Mensch sein müßte, wenn er sie nicht besitzen könnte. „Sie haben noch nicht mit einander

gesprochen," dachte er, „aber wir haben auch noch nicht mit einander gesprochen; er weiß nicht, ob sie ihn liebt, aber ich bin nicht besser daran. Sie ist freundlich zu mir, aber zu ihm vielleicht ebenso. Und er ist der reiche Krügerssohn, und ich ein armer Fischer von der Nehrung. Wenn er ihr sagt, daß er ihr gut sei, dann wird sie nicht widerstehen; und wenn dann auch Nichts daraus wird, mir ist sie für ewig verloren." — Dann sprach wieder die Stimme der Freundschaft: „Schweige und laß ihn gewähren; er kann sie reich und glücklich machen! Und dann kochte es wieder in seinem Herzen auf, wie siedendes Blut, und er rief laut: „Nein, so weit geht Freundschaft nicht. Ich liebe sie und sie muß mein sein, sollt' ich auch mit ihm auf Tod und Leben um sie kämpfen! Aber Etwas bieten muß ich ihr können," schloß er; und nun war der Plan fertig, zur See zu gehen und sich in einigen Jahren ein hübsches Stück Geld zu verdienen. Dann ließ sich ein Kahn kaufen und die Fischerei im Großen betreiben. Das konnte immerhin als ein Gewicht gelten, das sich gegen den Krüger in die Wagschale werfen ließ.

Mit seinem Vater war die Sache bald in Ordnung gebracht; auch ein Schiff war bald gefunden, das noch vor Winters Anfang mit einer Ladung Getreide nach England gehen und von dort eine Reise nach Spanien machen wollte. Aber je näher der Tag der Abfahrt heranrückte, desto undenkbarer schien es ihm, daß er ohne Abschied von Annika fort sollte. Was konnte nicht in der Zwischenzeit geschehen, und

sie wußte nicht einmal, daß er ihretwegen fortgegangen war. Aber Konrad —! Durfte er ihn betrügen? Sein ehrliches Herz litt es nicht.

Endlich beschloß er, ihm offen zu sagen, wie es mit ihm stünde. Er kleidete sich sonntäglich an, fuhr hinüber und suchte den Freund auf, der ihm mit aller Herzlichkeit entgegenkam. „Komm zum Haken," sagte er ganz feierlich, „wir haben mit einander zu sprechen." Und dann schüttete er ihm sein Herz aus, versicherte ihn, daß er ohne die Annika nicht leben könne, und daß er sie Keinem gönne, auch ihm nicht, und daß ihre Freundschaft zu Ende sein müßte, wenn er ihm das Mädchen nehme. „Aber sie selbst soll entscheiden," schloß er; „und sie soll Alles wissen. Keiner von uns soll sie überraschen, sondern wir wollen Hand in Hand zu ihr gehen und ihr sagen, daß wir sie Beide lieben, und sie fragen, wem sie angehören wolle. Wenn sie dann dich nennt, so will ich nicht murren, sondern in die weite Welt hinausgehen und euch Beide nicht mehr wiedersehen. Dann mußt du mir aber einen heiligen Schwur leisten, daß du sie zum Altare führen willst, wie es auch komme. Wählt sie mich, so weiß ich, daß du dich kränken, aber mein Recht achten wirst, auch wenn ich fern bin." Das sprach er recht treuherzig und möglichst fest, obgleich ihm die Thränen in den Augen standen. Konrad aber erblaßte, zitterte und schlug nicht in die dargebotene Hand. „Weiß Gott," sagte er nach einer Weile, „daß ich dem Mädchen gut bin und daß deine Mittheilung mich schwer

trifft, aber deinen Vorschlag kann ich nicht annehmen, so achtbar er auch ist. Ich kann mich jetzt noch nicht binden und der Annika nicht ein festes Versprechen geben; deshalb darf ich sie auch jetzt nicht fragen. Warum bist du so eilig?" — „Weil ich sie liebe!" rief Peter Klars leidenschaftlich; „und weil ich's ernst mit ihr meine. Wenn du dasselbe von dir sagen kannst, so komm mit mir!" — „Geh allein!" antwortete der junge Krüger nach einigem Kampfe, „ich kann mich nicht entschließen." Der Nehrunger zuckte die Achseln. „Wie du willst!" sagte er, doch erzürnt, sich im Freunde getäuscht zu haben, und machte sich auf den Weg; Konrad folgte schweigend. An Edoms' Hof blieb der Fischer noch einmal stehen und sah Konrad fragend an. Der aber schüttelte traurig den Kopf, grüßte kleinlaut und schritt dann weiter.

An demselben Abend sprach Peter mit Annika im Geheimen. Er sagte ihr Alles, auch daß der reiche Krügerssohn, sein Freund, ihr gut sei, und daß er selbst sie erst nach Jahren werde in sein kleines Fischerhaus einführen können, weshalb sie sich wohl bedenken möge. Aber die Annika bedachte sich nicht lange, sondern legte ihren Arm in den seinigen und gestand ihm ohne Zögern, daß sie ihm gleich von Anfang an gut gewesen sei und auch von keinem Anderen Etwas wissen wolle, am wenigsten von Einem, der nicht einmal das Herz habe, frei heraus zu sprechen. — Es traf sich gut, daß Endoms und seine Frau gerade nach der Stadt gefahren waren. Da gingen die Beiden hinaus

auf den einsamen Haken und saßen zusammen bis in die sinkende Nacht, mit einander von der Zukunft plaudernd. Und da, als sie endlich Abschied nahmen, schwuren sie einander zu, daß sie sich angehören wollten für Zeit und Ewigkeit, solange auch jetzt die Trennung dauern sollte.

Als Peter Klars vom Lande abstieß und bald hinter ihm die Gestalt seiner Annika im Nebel zerrann, und die Ufer immer matter und unbestimmter zurücktraten, begleitete ihn noch lange der Schein eines Lichtes, das von einem hohen Punkt mitten im Dorfe her auf das Haff hinableuchtete. Er wußte, daß dort der Giebel des Kruges lag und daß Konrad oben sein Schlafstübchen hatte. Erst als auch dieses Licht unter die grauen Wellen getaucht war, wurde ihm das Herz ganz leicht. „Ich bin ihm Nichts schuldig geblieben,“ sagte er sich mit Befriedigung.

---

## II.

Daß Peter Klars wirklich zur See ging und später die schöne Annika heirathete und in die Fischerkathe führte, die ihm sein Vater auf dem Gericht hatte verschreiben lassen, wissen wir schon, können uns auch denken, daß er als braver Seemann eine schöne Heuer erhalten und einen großen Theil in blanker Münze bei Seite gelegt und dann vor der Hochzeit das alte

Haus frisch abgeputzt und die Fensterläden blau gestrichen und den Mast mit dem rothen Wimpel vor der Thür aufgerichtet hat, damit Jedermann gleich im Vorbeigehen wisse, daß dort ein Seemann wohne. Das lag Alles schon länger als ein Jahr zurück von der Zeit, wo dem alten Klars der kleine helläugige Engel zwischen den rothen und blauen Astern erschienen war.

Peter Klars hatte sein Ziel, die schöne Annika heimzuführen, mit leidenschaftlichem Eifer verfolgt und sich's gar nicht anders träumen lassen, als daß er sich von seinem Glück nie wieder trennen werde, wenn es ihm erst zu Theil geworden. Als das Ziel nun aber erreicht und das Glück gewissermaßen in Sicherheit gebracht war, hatte sich bald wieder die Sehnsucht nach der weiten See eingestellt, erst leise mahnend in den langen Nachtstunden, die auf dem Fischerkahne zugebracht werden mußten, dann immer heftiger zum Unmuth über die Veränderung der Lebensweise reizend, wenn es viele Tage Nichts auf dem Haff zu thun gab, Netze und Segel ruhig auf dem Stangengerüst trockneten und die Sonne wie eine Schnecke über den Himmel schlich, als ob sie die weißen Sandberge gar nicht mehr erreichen könne. Anfangs machte es ihm Vergnügen, Abends mit seinem jungen Weibchen einen Spaziergang über die Dünen nach dem Seestrande zu unternehmen und ihr von seinen Fahrten zu erzählen, aber bald merkte er, daß sie doch kein rechtes Verständniß für diese große Natur hatte und ihm nicht nachempfinden konnte, wenn er die Seemöve beneidete,

die mit weit ausgebreiteten weißen Flügeln über die Wellen hinsegelte. Annika fühlte sich beklommen in der schauerlichen Einsamkeit zwischen einer Sand- und einer Wasserwüste. Die See kam ihr vor wie ein Ungeheuer mit tausend Zungen, die unaufhörlich zum Lande hinaufleckten, um es zu verschlingen. Ihr Traum war ein kleines Haus unter grünen Birken, eine freundliche Wiese, von einem klaren Bächlein durchschlängelt, ein Feld daneben, auf dem die goldenen Aehren wogten, und ein Wald in der Ferne. Sie hütete sich wohl, ihrem Manne zu verstehen zu geben, daß sie Etwas vermisse, aber sie vermochte auch nicht in seine Stimmung einzugehen und seinem Gedankenfluge zu folgen. Sie hatten sich von Herzen lieb und strebten doch innerlich aus einander, ohne sich dessen bewußt zu werden. Das alltägliche Leben gab ihnen nicht genug Anregung zu gemeinsamer Thätigkeit. Annika freilich hatte mit Besorgung der häuslichen Angelegenheiten eine hinreichende Beschäftigung, um nicht Grillen fangen zu dürfen; der Beruf der Hausfrau ist immer und überall derselbe, sie findet sich daher auch leicht in jedem Hause zurecht, in das sie der geliebte Mann einführt. Aber Peter Klars kam sich fast überflüssig vor neben seinem Vater und konnte sich einen ganz anderen Wirkungskreis denken, der die volle Manneskraft in Beschlag nahm und reichlichen Gewinn versprach. Wer erst einmal auf der schwankenden See festen Fuß gefaßt hat, kann das bewegliche Element nicht mehr entbehren.

Peter Klars wurde ganz melancholisch und verdrießlich. Zuletzt mochte er den Strand, den er so lieb hatte, gar nicht mehr sehen, und wenn er von der Stadt zurückkam, war er jedesmal ein paar Tage krank, so daß Annika ernstlich um ihn besorgt wurde. Endlich hielt er sich nicht länger zurück und eröffnete ihr den Grund seiner Verstimmung. „Sei nicht traurig,“ sagte er ihr, „daß ich mich von hier fortsehne. Du weißt ja, daß ich dich lieb habe, wie keinen Menschen auf der Welt; daher kannst du ganz ruhig sein, auch wenn ich nicht immer bei dir bin. Wir sind noch jung und leben hoffentlich noch lange mit einander, und wenn wir kurze Zeit getrennt waren, wird das Wiedersehen immer um so schöner sein. Es soll auch nur einige Jahre dauern, bis ich Etwas erspart habe, was uns später im Alter und in schlechten Zeiten helfen kann. Ich möchte dich gern recht sorgenfrei wissen und bin doch so arm; wenn ich aber zur See fahre, giebt es einen schönen Nebenverdienst, der für jetzt gar nicht angegriffen werden darf. Unser Haus ist klein und unser Kahn ist noch kleiner, da sind wir uns eigentlich überall im Wege, mein Vater und ich, obschon wir's uns nicht merken lassen. Aber es wird nicht lange währen und der alte Mann wird hinfällig sein und das Ruder nicht mehr regieren können — das kommt bei uns Nehrungern plötzlich; und dann wird der junge Peter Klars auf seinem Posten sein. Glaube auch nicht, daß die See so gar gefährlich ist, Wasser ist Wasser überall, und auf den kurzen und

stoßenden Haffwellen tanzt unser kleines offenes Fischerboot manchmal noch viel lustiger, als das große Schiff auf den Meereswogen. Wir sind überall in Gottes Hand!“

Annika kam's zu überraschend. Sie antwortete gar nicht, und Peter Klars wartete auch gar nicht auf Antwort, sondern ließ ihr Zeit, sich in den neuen Gedanken hineinzufinden. Er wußte von sich selbst, daß man in dergleichen Fällen nicht schnell mit sich fertig wird und erst mancherlei Stimmung durchzukämpfen hat, bis man ruhig die Vernunft sprechen läßt. Aber als er nach dem Boot ging, das sein Vater schon zur Ausfahrt in Stand gebracht hatte, küßte er sie recht herzlich und streichelte ihr das blonde Haar. Und dann auf dem Haff erfuhr auch der Alte, was bevorstand.

Es flossen noch viele Thränen, als die junge Frau allein war; dann aber betete sie und las ein langes Capitel in ihrer littauischen Bibel. Am nächsten Morgen dachte sie schon ruhiger über die Sache nach und wog den Vortheil für und wider gegen einander ab. Noch einen Tag später hatte ihr heiterer Sinn wieder ganz die Herrschaft zurückerlangt, und als die Fischer nach Hause kamen, ging sie ihrem Mann entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Wie du willst, Peter, wenn du mir nur gut bleibst!“

So ging denn Peter Klars wieder zur See. Im Dorfe drüben gab's dieserhalb freilich ein allgemeines Verwundern und auch die Frau Hilgruber nahm Notiz

von diesem Ereignisse. „Hat Euer Mann keine Ruhe mehr zu Hause,“ fragte sie Annika, als sie mit Fischen zu Markt kam und auch im Kruge ansprach, um kleine Einkäufe zu machen. „Ihr hättet Euch mit der Heirath nicht so beeilen sollen; vielleicht hätte sich ein Anderer gefunden, der Euch ein besseres Leben verschaffte.“ Sie dachte an ihren Sohn, der ganz schwermüthig geworden war und viel kränkelte und dem sie doch nie ihre Einwilligung gegeben hätte. Jetzt freilich konnte sie gut reden. „Mein Mann ist mir schon recht,“ antwortete Annika, drehte sich kurz um und ging weg. Draußen aber im Hausflur fand sich der junge Krüger zu ihr und bat sie, nicht zu vergessen, daß Peter Klars sein Freund sei, wenn sie auch in letzter Zeit wenig mit einander verkehrt hätten, und sich an ihn zu wenden, wenn sie irgend einmal des Schutzes bedürftig oder in Noth sei. Annika dankte freundlich, aber etwas verlegen und machte sich eiligst fort, damit Niemand sie mit Konrad Hilgruber sprechen sehe. Sie wußte ja, wie es mit seinem Herzen stand, und auch anderen Leuten war's kein Geheimniß geblieben.

Es währte ihr das erste Mal eine halbe Ewigkeit, bis Peter zum Besuch kam. Aber als er dann wohlbehalten anlangte, sonnengebräunt und viel männlicher in seiner ganzen Haltung, recht stattlich in seiner kleidsamen Matrosentracht, und einen Beutel mit lauter blanken Thalern mitbrachte und allerhand schöne Sachen aus fremden Ländern, war die Freude um so größer und hinterher der Abschied nicht mehr so schwer. Es

war ihr ein rechter Stolz, sich mit ihm drüben in der Kirche zu zeigen und ihre Schätze zur Schau zu stellen. Madame Hilgruber namentlich sollte große Augen machen über ihr Glück. Dafür mußte sie freilich einmal von ihr hören: „Ihr putzt Euch ja, Frau Klars, als ob Ihr Eroberungen machen wolltet!" Annika konnte sie nicht leiden und ging ihr doch nicht aus dem Wege.

Reise nach Reise wurde ohne Unfall zurückgelegt; Wind und Wetter waren meist günstig, und immer nach einigen Monaten sah der junge Matrose sein kleines Vaterhaus auf der Nehrung wieder. Das letzte Mal nahm er eine schöne Hoffnung mit, die ihm das Scheiden recht schwer machte, zumal sein Schiff eine etwas größere Tour in Aussicht hatte. Aber als er dann heimkehrte und sein schönes Weib ihm freudestrahlend mit ihrem Knaben auf dem Arm entgegenkam, gab's ein Begrüßen, wie noch nie zuvor. Was hatte er nicht Alles für den kleinen Schelm mitgebracht, der noch nicht einmal auf der Welt war, als er es einkaufte. Annika lachte unter Thränen beim Auspacken. Das ganze Fischerdorf wurde zusammengebeten zur Nachfeier der Kindtaufe, und es ging einmal hoch her unter dem Mast vor dem kleinen Fischerhause. Selbst der alte schwachsinnige Hans Niels, der Nestor im Dorfe, trank ein Glas zu viel und verwechselte in seinen Gedanken die drei Peter Klars mit einander und nannte die Annika nicht anders als Barbe, weil er an die erste Kindtaufe beim alten Klars dachte, bei der er ja mitgetrunken hatte.

Der glückliche Vater konnte sich nicht satt sehen an seinem munteren Buben, der nach Littauer Art in einer großen buntgeblümten Mütze steckte und drollig genug aussah. Stundenlang konnte er an der Wiege sitzen, einem Korbe, der an der Spitze einer mit dem anderen Ende unter einen Deckbalken gesteckten elastischen Stange hing und bei der leisesten Berührung auf und ab wippte. Es machte ihm tausend Spaß, den kleinen Schlingel im Schlaf seine süßen und sauren Gesichter ziehen zu sehen, oder zu beobachten, wie er aufwachte, erst mit den Augen blinzelte, dann bei noch halb geschlossenen Lidern himmelte, daß nur das Weiße zu bemerken war, dann mit dem rechten und dann mit dem linken probirte, ob sich das Licht ertragen lasse, und endlich den Mund zum Weinen verzog und ein gewaltiges Lamento anstimmte, wenn's nicht sofort zu trinken gab. Auch Annika kam ihm ganz neu und ordentlich ehrwürdig vor, wenn sie in ihrer ruhigen, immer gleichmäßigen Weise um den Kleinen herumwirthschaftete und mit einem gewissen, beinahe feierlichen Ernst die Windeln legte, oder gar den Schreihals tränkte. „Man weiß nun doch, wozu man auf der Welt ist," dachte er bei sich und sagte es wohl auch laut zur Annika, die freundlich nickte. Viel sprechen war nicht ihre Art.

In den ersten Wochen war Peter Klars mit seinem jungen Glück so beschäftigt, daß er sein Schiff ganz vergaß. Er hatte zum Herbst noch eine Reise vorgehabt, gab sie aber auf, um sich nicht so bald von den

Seinen trennen zu dürfen, und beschloß, im Winterhafen liegen zu bleiben. Eigentlich beschloß er gar Nichts, sondern trödelte einen Tag nach dem anderen hin, bis es zu spät war, sich noch heuern zu lassen. Annika hielt sich still und ließ ihn gewähren; es war ihr ganz recht, daß er von selbst und ohne ihre Bitten blieb. Im Stillen hoffte sie, daß er gar nicht mehr gehen würde. Sie wagte sogar Andeutungen, ob es nicht gerathen sein würde, sich drüben auf dem Festlande anzukaufen und dem kleinen Peter ein sicheres Nest zu bereiten. „Soll er auch Nehrunger Fischer werden?“ sagte sie; „das ist ein beschwerlicher Erwerb hier. Und wer weiß, wie lange unser Häuschen noch steht? Der Sandberg rückt immer weiter vor; nach dem letzten Sturm war das Dach schon handhoch vollgeweht, und wir mußten hinterm Stall einen Weg schaufeln wie im Winter bei hohem Schneefall. Da ist's doch drüben besser unter grünen Birken und Linden, und das Land trägt Jahr aus Jahr ein seine Früchte, die man ohne Lebensgefahr erndten kann.“ — Er wurde gar nicht ärgerlich über solche Reden, wie sonst wohl, sondern nur still und nachdenklich. Am Ende sagte er aber doch: „Es reicht noch nicht zu! Wenn's schon einmal Haus und Hof sein soll, dann auch ordentlich. Was meinst du, wenn wir einmal ein Kruggrundstück erhandeln könnten, wie das Hilgrubersche drüben, oder meinetwegen auch nicht ganz so groß.“ — Annika war ganz erschrocken über so kühne Pläne und antwortete: „Wo denkst du hin? Das sind reiche Leute!“ — Der

Seemann schielte nach der Wiege und meinte: „Als der Konrad so klein war, hatten sie auch noch nicht so viel!"

Damit hatten nun wieder seine Gedanken eine Richtung bekommen, die seiner hübschen Frau nicht sehr behagte. Sie ließ seitdem ihre Wünsche nicht mehr laut werden. Aber das half ihr nichts; als im März die ersten sonnigen Tage kamen und den Schnee von den Sandbergen herunterthauten und das Haff unsicher machten, wurde sein Verlangen nach der See wieder heftiger und heftiger. Täglich stieg er auf die hohe Düne und lugte mit einem kleinen Fernrohr, das er sich von England mitgebracht hatte, nach Norden hinaus, ob schon Schiffe den Hafen verließen oder ansegelten; und als er das erste glücklich erspäht hatte, kam er ganz aufgeregt nach Hause und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Als er am nächsten Tage ankündigte, daß er einmal zu Schlitten nach der Stadt wolle, wußte Annika Alles. „Du wirst wieder zur See gehen," sagte sie traurig. „Ich weiß noch nicht," antwortete er ausweichend. „Ich will vorläufig einmal sehen, wie die Schifffahrt in diesem Frühjahre steht und wie viel Heuer gezahlt wird."

„Sag's nur gerad' heraus," brach sie los, „du hast keine Ruhe hier; es treibt dich fort. Daß ich dich nicht zurückhalten kann, weiß ich lange und hab's überwunden; aber daß du auch dein Kind verlassen willst —"

Er ließ sie nicht ausreden, stand auf und ging, ohne ein Wort zu sprechen, hinaus.

Annika gab sich ganz der leidenschaftlichen Aufregung hin, die sie ergriffen hatte. Wie so oft sanfte Naturen das ihnen Widerwärtige lange still in sich aufnehmen, ohne ihre Abneigung merken zu lassen, dann aber plötzlich die Fassung verlieren und, mit dem Volksmunde zu reden, „wild werden", so zog sich auch an dem scheinbar heiteren Himmel ihres freundlichen Gemüths urplötzlich aus den unbemerkt angesammelten Dünsten ein heftiges Gewitter zusammen, das mit zornigen Reden blitzte und mit Thränenströmen fluthete. Als der Seemann nach einer Stunde zurückkehrte, fand er sie verweint und keineswegs beruhigt. „Bin ich dir nicht einer Antwort werth?" begann sie heftig; „gut! Gehe nur; meinetwegen auch ohne Abschied von mir — aber den Jungen sollst du dann auch nicht mehr küssen; er ist dir ja doch gleichgültig!" Und dabei rollten die hellen Thränen wieder über die gerötheten Wangen, und schluchzend grub sie das Gesicht in die hoch aufgestapelten Kissen des Bettes, über das sie sich gebeugt hatte. Peter Klatt hatte seine Frau so noch nie gesehen.

„Dir ist der Junge gleichgültig!" entgegnete er, unwillig den Kopf in den Nacken werfend; „sonst möchtest du daran denken, daß du ihm nicht vergällte Nahrung zu geben hast. Willst du mich nun ruhig anhören?"

Sie schwieg.

Er stand noch eine Weile und wartete auf ein Entgegenkommen. Da sie aber unbeweglich in ihrer Stellung verharrte und nur heftiger schluchzte, wendete

er sich schnell zum Gehen und schlug heftig die Thür hinter sich ins Schloß, so daß das kleine Schiff, das auf dem Brett darüber stand, herunterfiel und vollkommene Havarie machte.

Peter Klars wurde doch nachdenklich. Wenn er sich die Wahrheit gestand, so war es ihm recht lieb, daß am anderen Tage das Thauwetter fortdauerte und der Nachbar erklärte, er gebe seinen Schlitten nicht her, weil man auf sichere Rückfahrt über das Eis nicht mehr rechnen könne. Er hatte nun einen plausiblen Grund, vorläufig nachgeben zu können, ohne es eingestehen zu dürfen. Annika wurde in Folge dessen ruhiger, konnte aber den früheren freundlich-vertraulichen Ton nicht so bald wiederfinden und blieb gegen ihren Mann zurückhaltend, weil sie dem Aufschub nicht traute. Der alte Klars, der die Veränderung wohl merkte, schüttelte verdrießlich den Kopf und brummte: „Weiber sind doch Weiber!" Er hätte gar Nichts dagegen gehabt, wenn die frühere ihm ganz behagliche Ordnung zurückgekehrt wäre und er zum Frühjahr wieder das Regiment in die Hand bekommen hätte.

Dem jungen Seemann wurde dieses hinterhaltige Schmollen von Tage zu Tage unerträglicher. Seine offene, gerade Natur drängte zu einer freimüthigen Auseinandersetzung, und das um so mehr, als er auch seine Annika und mit ihr das Kind unter dem Druck dieser allseitigen Mißstimmung leiden sah. „Es geschieht doch aus Liebe", sagte er sich, „und aus Sorge

für den Kleinen, daß sie dich nicht fortlassen will: sie ist ein gutes Weib.“ So paßte er denn die Gelegenheit ab, wo der Alte draußen die Ritzen im Kahn mit Werg verdichtete und daran bis zum Abend zu klopfen hatte, um sich einmal gründlich mit ihr auszusprechen. Freilich war's keine Kleinigkeit, eine gute Einleitung zu finden. Er machte sich erst in der Stube viel zu thun, ohne doch eine bestimmte Arbeit fest anzugreifen, sammelte die trockenen Blätter in den Blumentöpfen am Fenster, bastelte an dem kleinen zerbrochenen Schiff und stieß so oft die Wiege an, bis der jüngste Peter Klars, der ganz sanft schlief, richtig aufwachte. Als ihn dann die Mutter auf den Schoß nahm und zu beruhigen suchte, trat er nahe heran und streichelte die Backen des Kleinen, meinte dabei aber eigentlich Annika. Sie gab noch immer kein Zeichen, daß ihr eine Annäherung erwünscht sei. Da machte er denn endlich kurzen Proceß, nahm ihre Hand und sagte: „So können wir nicht mit einander leben, Annika; und so können wir nicht von einander scheiden. Wir müssen ins Klare kommen.“

Die Augen wurden ihr sofort wieder naß und ein paar große Thränen perlten herunter; aber sie ließ ihm ihre Hand und hielt sich ruhig.

„Warum bist du auf einmal so verändert?“ fuhr er fort. „Wir sind ja doch einig darüber gewesen, daß ich zur See fahren sollte, solange mein Vater noch der Fischerei vorstehen kann. Habe ich denn nun etwas Anderes gewollt? Wenn man dich sieht, muß

man glauben, daß ich dich schwer gekränkt habe und etwas Unbilliges von dir verlange. Und doch will ich nur auf meinem Wege weiter gehen, den du selbst gut geheißen hast. Was hast du gegen mich?"

„Das war früher," antwortete sie weinerlich; „da waren wir noch allein. Glaube mir nur, es hat mir im Stillen Sorge genug gemacht, wenn es draußen über die Seeberge stürmte, daß unser kleines Haus zitterte, und ich dich auf der grausigen See wußte; wenn ich dich verloren hätte, was wäre aus mir geworden? Aber was lag auch viel an mir? Nun freilich ist's anders. Du hast ein Kind, an das du denken sollst. Wenn du dem den Vater nimmst, so ist's eine schwere Sünde, die du gar nicht verantworten kannst, Peter."

Der Seemann hob tief bewegt den Knaben von ihrem Schoß und drückte ihn an sich. „Ich habe den Jungen so lieb wie du," sagte er, „und ich denke gerade an ihn, wenn ich nicht zu Hause bleiben und faulenzen will, sondern für ihn arbeite, damit er's einmal im Leben nicht schwer hat. Was wir bisher erspart haben, reicht nicht weit und geht leicht wieder drauf, wenn's nicht vermehrt wird. Ich bin doch nun einmal ein Fischer und kein Landmann, muß mich dem Wasser vertrauen und mein Leben in Gottes Hand stellen. Viele tausend Männer gehen jährlich zu Schiff, die Frau und Kind zu Hause lassen müssen, denn es ist nun einmal ihr Lebenserwerb, und ein ehrenwerther Erwerb. Lieben sie alle die Ihrigen

nicht, wie sie sollten? Das hast du dir nicht gut überlegt, Annika. Auf der ganzen Welt ist Nichts, was ich lieber hätte, als euch Beide! Wenn du daran zweifeln kannst, so hast du kein gutes Herz. Ich weiß, daß du mich nicht vergessen kannst, auch wenn ich fern bin; und du sollst auch von mir glauben, daß sich bei mir Nichts ändert, wenn ich euch verlasse, um desto besser für euch zu sorgen."

Er küßte den Knaben und sah sie so treuherzig und bittend an, daß sie nicht länger widerstehen konnte. „Ich glaub's auch," sagte sie und drückte seine Hand; „aber wir könnten nun so schön zusammenleben und unser Glück mit einander genießen. Gehst du zur See, so ist wieder Alles gestört, und wir können unseres Lebens nicht froh werden."

„Aber nach einigen Jahren um so besser," fiel er lebhaft ein. „Wenn diese Entbehrungen hinter uns sind, wenn wir nicht mehr ängstlich und mühselig für unser tägliches Brot zu sorgen haben, dann wird die Freude um so größer sein. Ich habe mir's nun einmal zugeschworen — schon damals, als ich dir sagte, daß auch der reiche Konrad Hilgruber ein Auge auf dich habe, und du doch dem armen Nehrunger Fischer die Hand reichtest — ich habe mir's zugeschworen, daß ich dir auch ein hübsches Haus und einen grünen Garten schaffen will. Und nun kommt noch unser Peter dazu; der darf hier auf der Nehrung nicht bleiben. Soll der arme Junge auch, wie ich einmal, Meilen weit laufen müssen, um die Schule zu be-

suchen, wo doch wenig genug zu erlernen ist? Drüben zum Präcentor muß er, wie der Konrad, und vielleicht gar nach der Stadt, wenn er größer geworden ist. Wenn man in die Welt hinauskommt, wie ich, merkt man erst, was das für einen Unterschied macht, ob Einer Etwas gelernt hat oder nicht. Der Klars könnte einen guten Steuermann abgeben, hat mein Capitän oft genug gesagt, wenn er nur eine bessere Schule gehabt hätte! Siehst du, das kränkt Einen; und wenn man ein Kind hat, will man doch nicht, daß es ihm ebenso gehe. Da muß man sich's nicht sauer werden lassen als Vater oder Mutter, und nicht fragen, was am angenehmsten, sondern was am nützlichsten ist. Und darum bitte ich dich, Annika, sei freundlich, wenn ich thue, was ich muß."

Sie stand auf, legte die Hände auf seine Schultern und gab ihm einen herzlichen Kuß. Dann nahm sie ihm das Kind ab, drückte sein Köpfchen an ihr Gesicht, um ihre Rührung zu verbergen, und ging in der Stube wiegend und ein Schlaflied summend auf und ab.

Peter Klars erwartete keine Antwort; er wußte, daß sie nun wieder ganz ausgesöhnt waren und daß er Freiheit hätte, zu handeln. Er übereilte seine Abreise nicht; aber als er dann nach einigen Wochen, als das Haff eisfrei geworden war, erklärte, nach der Seestadt fahren zu wollen, gab sie ihm dafür auch den Wunsch auf den Weg, daß er ein gutes Schiff und einen freundlichen Capitän finden möchte.

Der eigentliche Abschied freilich, als er schon nach wenigen Tagen zurückkam und die Nachricht brachte, daß er durch Vergünstigung eines bekannten Rheders auf dessen ganz neuer, aber bereits segelfertiger Barke als Matrose für eine weite Reise angenommen worden sei, war noch schwer genug. Annika bestand darauf, ihn diesmal bis zur Stadt zu begleiten, so viel auch ihr Mann abredete. Sie war gegen alle Gründe taub und hatte immer nur die eine Antwort: „Aufs Schiff kann ich dir nicht folgen, aber von hier bis dahin ist noch ein Tag, und an dem soll unser Peter seinen Vater nicht missen!“ So machte sich denn eines Morgens frühe die ganze Familie aus dem kleinen Fischerhause auf den Weg. Der alte Klars hatte das große Boot neu gestrichen und mit einem neuen Wimpel versehen, so daß es recht stattlich aussah und auch von der ganzen am Haffufer versammelten Dorfschaft gebührend bewundert wurde. Da gab es ein Händedrücken und Glückwünschen von allen Seiten. Der greise Hans Niels konnte mit der ganzen Begebenheit nicht recht fertig werden, ließ sich hundertmal wiederholen, daß der Peter Klars zur See gehe, erinnerte sich nun, gehört zu haben, daß er heirathen wolle, und ermahnte ihn mit zitternder Stimme nachdrücklich, nicht das Nachhausekommen zu vergessen, damit seine Braut kein Herzeleid habe. „Das ist ja meine Frau, Großpapa Niels,“ lachte der Seemann, „mit ihrem Jungen dazu.“ Die blöden Augen des Alten suchten vergebens im Kreise herum, während er die linke Hand wie ein

Hörrohr ums Ohr legte und sich an seinem Stabe zu Klars überbeugte. „Ja, ja, jung," sagte er sanft lächelnd, „sie ist noch sehr jung und kann ein paar Jahre warten, aber mach's nicht zu lange, mein Sohn — nicht zu lange, sonst kann der alte Hans Niels nicht mehr zu deiner Hochzeit." Darüber gab's ein Lachen und Kichern unter Männern und Frauen, und der Alte lachte recht herzlich mit, als ob er wüßte, warum. Großvater Klars stand schon mit seinen hohen, blankgethranten Wasserstiefeln am Boot, das nicht bis dicht ans Land gebracht werden konnte, und mahnte zur Eile. Und nun hob der Matrose sein schönes Weib mit sammt dem Knaben hoch auf den Arm, trug sie kräftig und sicher durchs Wasser und setzte sie unter dem Hurrahrufen des Völkchens auf die Mastbank ab mit einem herzhaften Kuß natürlich, der bis ans Ufer hin schallte. Der alte Klars gab dem Fahrzeug eine Wendung mit der Spitze ins offene Haff hinaus, und dann einen Stoß vorwärts, sprang hinten hinein, ergriff den Bootshaken und schob mit ihm den Kahn weiter. Nach wenigen Minuten legte sich schon der Wind hinein und fort ging es nach Norden, daß das Wasser am Vordersteven rauschte und die Wellen überspritzten.

Annika war recht munter bei der Abfahrt; aber je näher sie dem Seetief und der Stadt kamen, desto nachdenklicher und ernster wurde sie. Sie lehnte sich an ihres Mannes Schulter und faßte seine Hand, immer schweigsam. Auch er wußte Nichts zu reden,

nachdem sie nicht geantwortet hatte, als er ihr zeigte, wie weit ins Haff hinaus das einfließende Seewasser durch seine Färbung kenntlich bleibe, als ob es zu stolz sei, sich mit Süßwasser zu mischen. Schon wurde die lange Reihe der Holzschneidemühlen sichtbar, in deren Nähe einige große Schiffe ankerten, um ihre Ladung von geschnittenen Hölzern unmittelbar einzunehmen. Wie eine Nußschale tanzte das kleine Fischerboot daran vorüber. Nun öffnete sich das breite Seetief mit der Fernsicht auf den Leuchtthurm und die in weißen Schaum gehüllten Steinmolen, und rechts lag die freundliche Stadt hinter einem Mastenwalde, der sich auf den Fluß fortsetzte und dann mitten hindurchzog. Peter Klars zeigte auf einen stattlichen Dreimaster, der mitten im Tief vor Anker lag und schon die Segel gelockert hatte. „Das ist mein Schiff.“ Annika schreckte zusammen, daß der Knabe in ihrem Arm erwachte und zu schreien anfing.

Sie setzten ans Land. Es war Mittag geworden, und sie aßen zusammen, was sie von Hause mitgebracht hatten, schweigsam und traurig. Dann legte das Boot an, das den Capitän hinüberholen und auch den Matrosen mitnehmen sollte. Es war nicht länger zu zögern. Peter Klars fühlte, daß er selbst weichmüthig wurde, und einen Augenblick dachte er: Es ist doch nicht recht, daß du gehst! Aber es war zu spät zu anderer Entscheidung. Er schüttelte seinem Vater die Hand und rief ihm, viel lauter als nöthig war, zu: „Nimm mir Weib und Kind in Acht!“ Dann hob

er den kleinen Peter auf und küßte ihm Stirn und Mund und Augen und beide Hände und jeden Finger. Erst als die Bootsleute ein Zeichen gaben, legte er ihn auf die mitgebrachten Kissen nieder und umarmte seine Annika. „Ich habe eine böse Ahnung," schluchzte sie mit thränenerstickter Stimme; „wir werden uns nicht wiedersehen!" — „O doch — doch, so Gott will!" sagte er und machte sich los. „Vergiß uns nicht!" rief sie ihm nach. Er legte die Hand aufs Herz: „Treu bis in den Tod!"

Annika trocknete ihre Thränen. Nun einmal das letzte Wort gesprochen war, wurde sie ruhiger. Sie sah das schlanke Boot über das Wasser fortgleiten, und immer unkenntlicher wurde ihres Mannes Gesicht. Sie bemerkte nur noch, daß er ihr von Zeit zu Zeit zunickte und dann mit dem Hut schwenkte. Endlich sah sie ihn an der Strickleiter hinauf über Bord steigen.

Der alte Klars mahnte zur Rückkehr, damit die Nacht sie nicht auf offenem Haff träfe. Aber sie wollte das Schiff noch ausgehen sehen und es so weit begleiten, als das Land reichte. „Laß dann wenigstens den Knaben hier," bat der Alte. Auch das verweigerte sie. Fest in das große, wollene Tuch gewickelt, das sie um die rechte Schulter geschlagen und unterm linken Arm durchgezogen hatte, nahm sie das Kind auf ihrem Gange durch die Stadt und nach der Nordmole mit sich. Indeß setzte sich auch das Schiff langsam in Bewegung und folgte ihr schneller und schneller. Noch ehe sie den Leuchtthurm erreicht hatte, glitt es an ihr

vorüber; Peter Klars stand auf einer Strickleiter und schwenkte zum letzten Male seinen Hut.

Sie machte den kleinen Peter aus dem Tuch frei und hob ihn hoch auf, mit dem kleinen Gesicht nach dem Schiff zugekehrt, und hielt ihn, solange die Kraft ihrer Arme ausreichte. Dann sank sie matt auf einen Stein nieder und hielt sich an dem eisernen Ringe, der darin eingelassen war. Bald blendete die niedersteigende Sonne so stark, daß die Segel nicht mehr zu unterscheiden waren. Sie kehrte traurig zurück.

---

## III.

Es ist mit Träumen und Ahnungen ein eigen Ding, sie treffen manchmal zu. Und weil sie manchmal zutreffen, so behaupten sie für sanguinische Naturen und melancholische Gemüther noch immer den Werth von Orakeln. Die Ahnungen namentlich, die selten auf etwas Freudiges gehen, meistens auf etwas Schmerzliches, Trübes, Bedrohliches — wer zeichnet sie nicht gewissenhaft in das Erinnerungs-Notizbüchlein seiner Erfahrungen ein, wenn sie in Erfüllung gehen, und wer vergißt nicht, wenn Bekümmerniß sich in Freude wandelt, daß er sich mit ihnen umsonst gequält hat? Annika hatte trübe Ahnungen gehabt, als sie von ihrem Manne Abschied nahm, und sollte bald Grund haben, viel darüber nachzudenken.

Das schöne Barkschiff war zunächst nach einem englischen Hafen bestimmt, wurde aber durch widrige Winde schon in der Ostsee so beschädigt, daß es in Kopenhagen anlaufen mußte und langen Aufenthalt hatte. Erst nach beinahe drei Monaten erhielt der alte Klars auf seine wiederholten Anfragen im Comptoir des Rheders die Antwort, daß die Ankunft des Schiffes von dem englischen Correspondenzrheder gemeldet sei, daß man aber auch in der Nordsee viel schlechtes Wetter zu bestehen gehabt habe. Die Mannschaft sei wohl. In der Stadt sprach man von einer zweiten nicht unbedeutenden Havarie.

Wieder nach einiger Zeit hieß es, die Barke habe Ballast eingenommen und wolle in einem französischen Hafen ankehren, um dort entweder passende Rückladung einzunehmen oder sich nach Amerika zu befrachten. Das war ein Schreck für Annika; denn fehlte ihr auch von der geographischen Lage dieses Welttheils jede nähere Kenntniß, so hatte sie doch die Vorstellung einer gewaltigen Entfernung, wenn sie das Wort hörte, das ihr Mann nur ausgesprochen hatte, wenn er von sehr fernen Reisen berichtete, die man zu Schiff machen könne. In seiner nicht sehr instructiven Weise hatte er dann zugefügt, man müsse, um dorthin zu gelangen, um die Erde herum auf die andere Seite, was Annika jedesmal ein schreckhafter Gedanke gewesen war. So machte ihr denn auch diese Nachricht die lebhafteste Unruhe. Sie fragte den alten Klars, was er von Amerika wüßte, und wurde durch seine Mittheilungen

nur noch mehr in Angst gesetzt. Er hatte Etwas davon gehört, daß die Erde eine Kugel sei, und daß es auch auf der hinteren Seite Menschen gebe, die gerade unter ihnen sein müßten, weil sie selbst ja doch oben wären; man solle dort aber gar nicht merken, daß man eigentlich auf dem Kopfe gehe. Annika suchte vergeblich, sich daraus einen Vers zu machen, und hatte schlaflose Nächte, worunter auch der kleine Peter litt.

Wieder vergingen Wochen und Wochen. Der Alte mußte eine neue Reise nach Memel machen, und die junge Frau begleitete ihn. Im Comptoir hieß es, das Schiff sei ausgegangen, aus dem französischen Hafen aber bisher kein Telegramm angelangt. Es kam dem Alten so vor, als ob man nicht recht mit der Sprache heraus wollte.

„Es dauert zu lange," meinte Annika; „sie sind nicht ehrlich gegen uns und halten hinter dem Berge; wir wollen uns bei den anderen Matrosenfrauen erkundigen."

Da fand man denn überall schwere Besorgnisse. Das Schiff habe sich schlecht bewährt; die Takelage sei zu schwer, jeder Sturm müsse es in große Noth bringen. Von anderen, die sich gut durchgebracht, seien schon Nachrichten angelangt. Annika machte die Rückfahrt nach ihrem Fischerdorf mehr todt als lebendig.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen kam ein Brief an den Fischer Klars. Der Rheder schrieb, er bedauere, melden zu müssen, daß sein Schiff wahrscheinlich unter=

gegangen sei; das Nähere könne er bei ihm erfahren. „Ich hab's ja gewußt," jammerte die unglückliche Frau; „es war seine Todesfahrt!"

Es war seine Todesfahrt! Das „Wahrscheinlich" des Briefes hatte noch eine geringe Hoffnung auf ein „Vielleicht" der Rettung gelassen. Welcher Faden ist der Hoffnung zu dünn, welcher Halt zu schwach, daß sie sich nicht daran mit allen Kräften hält und klammert? Und wenn die Liebe hofft —! Aber bald mußten die letzten Zweifel schwinden. Uebereinstimmende Nachrichten bestätigten den Untergang des Schiffes. Ein Engländer, der die entgegengesetzte Tour machte, hatte das Schiff im Sturm getroffen; es hatte bereits zwei Masten verloren oder gekappt und schien leck zu sein, da die Mannschaft an den Pumpen war. Die See ging so hoch, daß es unmöglich war, ein Boot auszusetzen. Sechs Stunden später, bei noch verschlimmertem Wetter, war ein Holländer vorbeigegangen und hatte nur noch ein Wrack getroffen, das von den Wellen umhergeworfen wurde. Es waren Menschen darauf erkannt, ohne daß die Zahl genau bestimmt werden konnte. Sie hatten vergebens mit Tüchern gewinkt. Ueber die Identität konnte kein Zweifel sein, weil die Schiffsfigur, eine weiße, stark vergoldete Büste, deutlich zu unterscheiden gewesen war. Der Holländer hatte, wie der Capitän und der Steuermann beurkundeten, das schon tief gesunkene Wrack kurze Zeit im Auge behalten, dann aber plötzlich verschwinden und nicht wieder auftauchen sehen. Es mußte

untergegangen sein. An die Rettung der Menschen war gar nicht zu denken gewesen.

Annika Klars konnte sich als Wittwe betrachten, und sie that's auch vor allen Leuten, denn sie legte Trauerkleider an und ließ drüben in der Kirche für den Verstorbenen beten. Aber tief im Herzen sprach doch manchmal noch eine Stimme: „Es kann ein Irrthum sein; ein Schiff gleicht dem anderen; er ist nicht ertrunken, er wird zurückkehren!" Wenn sie dann ihrem Knaben in die freundlichen Augen sah, sprach sie wohl halblaut zu ihm: „Sag du mir's, lebt dein Vater noch?" Und wenn das Kind dann lachte und mit den Händchen lustig herumfuchtelte, küßte sie es, daß es fast ersticken wollte, und sagte: „Du kannst es wissen, wenn es die Engel wissen; Gott hat dir's eingegeben!" Und dann weinte sie wieder stundenlang und konnte sich nicht zufrieden geben, so daß der alte Klars ein strenges Wort sprechen und sie erinnern mußte, daß sie Pflichten gegen ihr Kind habe und sich schonen müsse. „Es ist ja am besten," rief sie dann verzweifelt, „wenn ich sterbe, ich und das Kind; was sollen wir nun auf der Welt?"

Es war vielleicht gut, daß nach einigen Monaten ein Document anlangte, das völlige Gewißheit über den Untergang des Schiffes gab. An die irische Küste hoch im Norden war eine verschlossene Flasche ans Land getrieben und von den Fischern aufgefangen, in welcher sich ein Papier befand. Die Flasche war der Behörde abgegeben, die den Inhalt untersucht und ein Schreiben in deutscher Sprache gefunden hatte, das auf

manchen Umwegen an den Rheder gelangte. Es war der letzte Bericht seines Capitäns, in der sicheren Aussicht auf das nahe Verderben geschrieben und nach seinem Vornehmen in der letzten Minute seines Lebens über Bord geworfen, als ihn selbst schon die Todeswogen umspülten.

So mußte denn auch der letzte Schimmer von Hoffnung schwinden.

Und doch leuchtete sie noch manchmal wenigstens im Traum auf. Dann glaubte die Fischersfrau Tritte draußen im Hausraum zu hören und die Thür sich öffnen zu sehen. Ein heller Lichtschein drang in die Stube, als ob plötzlich die Sonne durch eine dicke Wolkenbarre breche, die den ganzen Horizont versetzt hatte. Und mitten in diesem Lichtscheine trat Peter Klars über die Schwelle in seinem rothen Hemde und blanken, schwarzen Hut, gerade wie er abgefahren war; er ging auf die Wiege zu und beugte sich über den Knaben und stand so eine lange Weile regungslos, als ob er sich nicht satt sehen könnte an dem lieben Gesicht. Sie erhob sich im Bette und lauschte still, um ihn nicht zu stören, so still, daß ihr zuletzt der Athem stockte. Und wenn sie dann endlich aufspringen und ihn umarmen wollte, war Alles verschwunden. Nur der Mond lugte durch das niedrige Fenster und warf einen Lichtschleier über die Wiege; und der alte Klars hustete schwer und sagte: „Du hältst wieder keine Ruhe, Annika, sitzest aufrecht im Bett und sprichst mit dem Mondschein. Schlafe, Kind, schlafe!“

Manchmal träumte sie so auch bei Tage mit wachenden Augen. Sie konnte ganz vergessen, daß Peter Klars todt war, und ihrem Kleinen von ihm erzählen, wie er bald wiederkommen und schöne Sachen mitbringen werde. Es ist so schwer, sich einen geliebten Menschen, den man frisch und gesund hat scheiden sehen, todt zu denken. Hat man ihn bleich und starr vor sich gehabt in dem schwarzen Sarge und seine kalte Hand gefaßt und die Erde auf den Sargdeckel poltern gehört und ihm ein Kreuz auf den Hügel gesetzt, dann hat man ihn ausgeschlossen vom Leben und sucht ihn dort nicht mehr. Aber wenn er fern gestorben ist, bleibt eine Lücke zwischen Sein und Nichtsein, die sich nicht ausfüllen lassen will durch einen kalten Bericht, dem die Anschauung fehlt. Er ist fern und bleibt fern, aber todt ist er nicht — nicht in der Weise wie Einer, der hinter der Kirche auf dem Friedhof ruht und auf dessen Grab wir einen Kranz legen. Arme Fischerin!

---

## IV.

Auch hier bewährte sich wieder die alte Erfahrung, daß ein Unglück selten allein kommt. Die kleine Familie hatte bisher in einem gewissen Wohlstande gelebt; jetzt zeigte sich's schon im nächsten Winter, daß der alte Klars den Anstrengungen seines Berufes nicht mehr

lange gewachsen sein würde. Vergebens hatte er alle Kraft daran gesetzt, sich's nicht merken zu lassen, wie tief ihn der letzte Schicksalsschlag getroffen hatte; der Kummer nistete sich nur um so tiefer ein und zehrte an seinem Lebensmark. Dazu kam die stille Sorge um seine Schwiegertochter und seinen Enkel, die nun allein auf ihn angewiesen waren. Nur noch wenige Jahre hatte er Zeit, ihre Zukunft sicher zu stellen, ein Gedanke, der ihn mit unruhiger Hast zur Arbeit trieb und zu Anstrengungen verleitete, die außer Verhältniß zu dem bestenfalls zu erzielenden Gewinn standen. Noch kein Jahr verging und er war eisgrau. Wie es sein Sohn vorhergesehen hatte, brach seine scheinbar eiserne Natur ganz plötzlich zusammen; ein schwerer Husten quälte ihn Tag und Nacht, und gichtische Beschwerden lähmten ihn oft wochenlang derart, daß er nicht das Haus verlassen konnte. Ohne genügend hergestellt zu sein, setzte er sich dann wieder aus Besorgniß, daß der Haushalt nicht bestehen könne, dem schlimmsten Wetter aus, hielt sich viele Stunden im dichtesten Nebel auf dem Eise auf, um nicht seinen Antheil an der Winterfischerei zu verlieren, und mußte mehr als einmal von den Nachbarn auf dem Handschlitten nach Hause gefahren werden, wo dann ein neues Krankenlager begann. Annika pflegte ihn nach Kräften und bat ihn dringend, sich zu schonen. „Wollt ihr hungern?“ war seine stete Antwort.

Der nächste Sommer stellte ihn wieder einigermaßen her. Da die alte Lene, eine Ausgedingerin,

sich gegen geringe Vergütung für ihren Ausfall am Spinnverdienst des kleinen Peter annahm, so begleitete die Fischersfrau den Alten auf seinen Hafffahrten und suchte ihm die Arbeit möglichst zu erleichtern. Aber sie selbst war viel zu zart gebaut und zu wenig an die Strapazen des Fischerlebens gewöhnt, um ausreichende Dienste leisten zu können. Es blieb ein gequältes Dasein ohne entsprechenden Erfolg; die früheren Ersparnisse mußten schon angegriffen werden, wovon freilich der Alte Nichts wissen durfte.

Und dann kam noch ein Herbst mit seinen Nordweststürmen und Regengüssen und noch ein langer Winter mit seinen eisigen Nebeln und Schneetreiben. Vater Klars war an das Bett gefesselt und konnte sich kaum rühren. Oft überkam ihn der Krampfhusten so stark, daß er mehrere Minuten ganz weg blieb und Annika schon fürchtete, sein Ende sei gekommen. Sie scheute den meilenweiten Gang über das gefrorene Haff nicht, um ihm aus der Apotheke des Marktorts Thee mitzubringen, aber er hatte nur geringe Erleichterung davon. Als die Krankheit sich zusehends verschlimmerte, suchte sie auch den Arzt auf, der ein Recept verschrieb. Das Tränkchen schmeckte dem Alten so gut, daß er es nicht nach Verordnung löffelweise nahm, sondern auf einen Zug austrank. Annika ließ es so oft als möglich neu bereiten; er war kindisch geworden und dachte nicht mehr an die Kosten, die er verursachte.

Endlich stellte sich in einer Nacht eine völlige

Lähmung der einen Seite ein. In ihrer Angst machte sich die Fischersfrau wieder auf den Weg, verirrte sich aber im Nebel und kam endlich so erschöpft drüben im Dorfe an, daß sie auf der Straße niedersank und von mitleidigen Menschen nach dem Kruge geschafft werden mußte, den sie sonst stets gemieden hatte. Konrad Hilgruber, der jetzt die äußere Wirthschaft führte, nahm sich ihrer freundlich an und sorgte dafür, daß seine Mutter ihr trockene Kleider und eine kräftige warme Suppe gab. „Du scheinst ganz vergessen zu haben,“ sagte er ihr, als sie allein am Ofen saßen, „daß dein verstorbener Mann mein Freund war. Ich habe vergebens gehofft, daß du dich an mich wenden würdest, Annika; denn ich höre, daß es euch schlecht geht. Aufdringen habe ich mich nicht wollen.“

Sie sah eine Weile schweigend vor sich hin; ihre bleichen Wangen rötheten sich wieder ein wenig. „Ich weiß, daß Sie gut sind,“ antwortete sie endlich beklommen; „aber wir haben noch, was wir brauchen. Ich danke Ihnen.“

„Du sagst mir nicht die Wahrheit, Annika,“ wendete er ein. „Dein Vater hat so wenig Fische zu Markt gebracht, daß ihr von der Einnahme nicht leben könnt. Auch weiß ich, daß du schon Sachen im Dorfe verkauft hast, die dir sonst lieb waren. Warum gehst du mir vorbei?“

Sie wischte mit dem Rücken der Hand ein paar Thränen fort, die sich ihr aus den Augen stahlen, und kehrte das Gesicht von ihm ab. „Ich will keinem

Menschen beschwerlich fallen," sagte sie leise, „und Ihnen am wenigsten."

„Warum mir am wenigsten?" fragte er schnell. Da sie schwieg, legte er seine Hand auf ihre Schulter und wiederholte nochmals mild und freundlich seine Frage: „Warum mir am wenigsten, Annika?"

„Weil ich weiß, daß Sie mir Nichts abschlagen würden," gab sie zur Antwort, „und daß ich Ihnen keine Vergütung anbieten könnte; wir sind noch nicht Bettler."

„Aber wenn ihr zu stolz seid, von euren Freunden Hülfe anzunehmen, könnt ihr's werden," sagte er ernst. „Es würde mir eine Freude sein, dir von meinem Ueberfluß mittheilen zu können. Sage mir aufrichtig, brauchst du Geld?" — Sie schüttelte den Kopf.

„Du sollst es nicht geschenkt nehmen. Ich will dir's darleihen bis auf bessere Zeiten, und du magst mir als Zinsen hin und her ein Gericht Fische bringen."

„Es kommen keine besseren Zeiten," erwiderte sie, „und ich leihe nicht, wenn ich nicht zurückzahlen kann."

Er zog sie ein wenig zu sich herum und faßte ihre Hand. „Kann ich dir denn gar keine Gefälligkeit erweisen?" fragte er eindringlich. „Sieh, es wäre mir eine rechte Freude, dir mit irgend Etwas dienen zu können."

Sie besann sich und lächelte verschämt. „Ich möchte schon Etwas bitten," sagte sie zögernd und ein wenig die Augen zu ihm aufschlagend. „Aber Sie

müssen mir ganz bestimmt sagen, wenn es Ihnen nicht paßt.“

„Gewiß, gewiß! Sprich nur!“

„Der alte Klars ist letzte Nacht schwer erkrankt und ich will deshalb zum Doctor. Wenn Sie mir nun ein Fuhrwerk geben wollten, daß ich ihn einmal mit hinübernehmen könnte — aber das ist eine unverschämte Bitte.“

„Nichts weniger als das,“ rief er aufspringend. „Die Pferde stehen ja faul im Stall; ich lasse sogleich anspannen und fahre selbst.“

Annika wollte Einspruch thun, aber er hatte schon das Zimmer verlassen, ehe sie zu Worte kommen konnte.

„Wohin?“ fragte die Krügersfrau verwundert, als sie ihren Sohn nach dem Stalle laufen sah.

„Ich werde die Annika Klars zum Doctor fahren,“ antwortete er schnell und ohne sich aufzuhalten.

„Du selbst?“

„Ich selbst!“

„Das möchte sich denn doch schlecht schicken! Wir haben ja noch einen Knecht, wenn denn schon das Fuhrwerk gegeben werden soll.“

„Ich weiß, was ich zu thun habe, Mutter,“ sagte er ernst und sehr bestimmt. „Der alte Klars ist zum Tode krank,“ setzte er hinzu, gleichsam um seine Eile zu entschuldigen.

Die Krügersfrau blieb noch eine Weile in der offenen Thüre stehen, schüttelte verdrießlich den Kopf

und biß die Lippe. „Das kommt ja recht hübsch,“ murmelte sie, „der Herr Sohn fängt an, selbständig zu werden.“ Dann trat sie ein und schlug die Hausthür hinter sich zu.

Annika hörte die ganze Unterredung. Das darf nicht geschehen, daß er selbst mitfährt! fuhr ihr sofort blitzschnell durch den Kopf. Sie überlegte einen Augenblick, wie sie's hindern könne. „Daß ich doch lieber ganz geschwiegen hätte,“ sprach sie halblaut vor sich hin. Endlich faßte sie sich kurz, zog ihr wollenes Tuch fest um den Kopf, schlich zur Hinterthür hinaus und eilte auf der Dorfstraße weiter.

Kaum aber hatte sie die letzten Häuser hinter sich, als sie ein Schellengeläute vernahm, das sich ihr mehr und mehr näherte. Sie beflügelte ihren Schritt, aber der tiefe Schnee hielt sie auf. Nach wenigen Minuten schnauften schon die Pferde ihr im Rücken, und eine bekannte Stimme rief: „Warum läufst du denn fort, Annika? Hat dir das Anspannen zu lange gedauert? Nun schnell hinein!“

Sie trat zur Seite und ließ den Schlitten vorfahren. „Ich steige nicht ein,“ sagte sie.

„Sei nicht närrisch, Frau. Weshalb nicht?“

„Weil Sie sich selbst bemühen.“

„Ich thu's gern.“

„Aber ich darf's nicht annehmen. Geben Sie mir die Leine, ich kann selbst fahren, und kehren Sie zurück, Herr Hilgruber.“

„Durchaus nicht! Die Pferde sind im Stalle über-

müthig geworden und müssen eine starke Hand fühlen. Sieh nur — sie werden schon jetzt unruhig."

„Aber Ihre Mutter —"

„Was kümmert dich meine Mutter? Sie wundert sich über Manches, worüber nichts zu wundern ist." Dabei sprang er vom Schlitten, trat zur Fischersfrau und nöthigte die noch unschlüssig Widerstrebende auf den mit einer Decke belegten Strohsitz. Er selbst setzte sich daneben, und fort sauste der Schlitten durch den Winternebel.

Eine Weile blieben Beide stumm. Aber als sie sich erst an die Lage gewöhnt hatten, kam bald ein Gespräch in Gang und wurde so lebhaft, daß ihnen die Meile bis zum Marktort noch nie so kurz vorgekommen war. Annika erzählte von ihren traurigen Erlebnissen, und Konrad Hilgruber nahm recht warmen Antheil daran. Dann sprach er selbst von den Veränderungen in seinem elterlichen Hause, daß er früher stets in großer Abhängigkeit gehalten worden sei, nach seiner Großjährigkeit aber doch die Wirthschaft übernommen habe und nun sein eigener Herr wäre, wenn schon seine Mutter noch immer gern mitrede, was ihr auch eigentlich nicht zu verdenken sei, da sie ja während der Krankheit seines Vaters und später nach seinem Tode für Alles gerade wie ein Mann habe sorgen müssen. Nun dränge sie ihn immer, daß er eine reiche Partie machen solle, aber er könne sich nicht entschließen, des Geldes wegen zu heirathen, und wolle sein Herz sprechen lassen. Das fand Annika

recht lobenswerth, obgleich sie ihre Meinung für sich behielt.

„Es wird sich unter den reichen Wirthstöchtern schon eine finden," sagte sie, „die Ihnen gefällt."

„Ich glaub's nicht," antwortete er leise. „Sie sind alle dumm und eingebildet, eitel und verputzt. Es ist mir auch ganz und gar nicht um's Geld. Ich möchte eine Frau haben, die mich lieb hat und der ich etwas werth bin und die auch im Hause nicht das große Wort führen will. Wenn ich vor Jahren hätte wählen können — aber das ging damals nicht an."

Sie schwieg und sah auf die Pelzdecke hinunter.

„Aufrichtig gesagt," fuhr er nach einer Weile treuherzig fort, „ich kann noch immer nicht vergessen, daß ich der Annika Endoms einst von Herzen gut gewesen bin. So 'was sitzt fest."

Es war ihr, als sähe er sie dabei so eigenthümlich prüfend an, als ob er noch andere Gedanken im Rückhalt hätte. Sie merkte nun erst, daß sie beim Fahren allmählich dicht zusammengerückt waren, erhob sich ein wenig und setzte sich seitwärts dicht an den Leiterbaum.

Der Krüger peitschte auf die Pferde los, die durchaus ihre Schuldigkeit thaten und nun im gestreckten Galopp die Anhöhe zu dem Marktorte hinaufjagten, daß der Schnee von ihren Hufen die Schlittendecke völlig weiß überzog. Es war der Fischersfrau recht lieb, daß man am Ziele anlangte, ehe ihr Begleiter das Gespräch wieder aufnehmen konnte.

Doctor und Apotheker wohnten zusammen und arbeiteten einander getreulich in die Hand, wir wollen hoffen, nicht zum Schaden der Kranken, die aus dem Apothekerladen in die Doctorstube geschickt wurden und von dort mit dem Recept wieder in den Apothekerladen zurückkamen. Der Apotheker, ein jovialer junger Mann, mit rundem Gesichte, schwarzem Bärtchen, und immer vergnügten Augen, stand in gestickten Pantoffeln und mit der Pfeife im Munde auf der Schwelle und grüßte freundlich. „Du hast ja heute einen vornehmen Kutscher, Annika,“ sagte er zur Fischersfrau, als sie sich nach dem Doctor erkundigte.

„Herr Hilgruber hat die Güte —“ erwiderte sie ihm schüchtern.

„Na, wird ihm wohl nicht gerade schwer geworden sein,“ fiel er lachend ein, „mit einer so hübschen Frau spazieren zu fahren. Was macht der Alte?“

Sie berichtete.

„Der Doctor ist nach der Grenze gefahren,“ sagte der Apotheker, „muß aber bald zurück sein. Hat wieder einmal Einer von einer russischen Kugel einen Schuß durchs Bein bekommen. A propos, du hast ja schon gehört, daß sie deinen Vater in Rußland gegriffen haben?“

Sie wurde kreideweiß. „Auch das noch?“ murmelte sie kaum hörbar. Der Apotheker trat zu Konrad Hilgruber, klopfte den Pferden auf den runden, glatten Rücken und erkundigte sich nach den Dorfneuigkeiten.

Eine halbe Stunde darauf kam auch wirklich der

Doctor zurück, ein junger, äußerst thätiger, und in seinem Dienste unermüdlicher Mann. Es war ihm nichts Neues, bevor er noch vom Schlitten gesprungen war, schon wieder ein anderes Fuhrwerk auf sich warten zu sehen. „Heute Nacht kommt Ihr nicht aus dem Stiefel, Doctor!“ rief ihm der Apotheker zu.

„Wenn es sein muß,“ erwiderte er etwas phlegmatisch, indem er sich aus seinem Pelz wickelte. „Ihr macht Euch unnütze Kosten,“ sagte er der Fischersfrau, nachdem er mit großer Ruhe ihre Mittheilung angehört hatte, „dem Alten wird kaum zu helfen sein. Aber wenn's Euch beruhigt, soll's mir auf eine Nacht nicht ankommen. Habt Ihr Etwas zu essen drüben?“

Annika sah verlegen zu Boden. „Vielleicht frische Fische.“

„Und Krähenbraten,“ fiel der Apotheker ein. „Laßt Euch nicht darauf ein, Doctor, und füttert erst.“

„Das wird denn doch wohl nöthig sein. Aber da wird unsere Alte wieder ein gutes Gesicht machen, wenn ich ihr zur unrechten Zeit komme.“

„Nur hübsch liebenswürdig sein,“ meinte der Apotheker.

Unter der Alten war die Haushälterin gemeint, eine wahre Hexe von Endor, von der sich die beiden Junggesellen tyrannisiren ließen. Sie kochte vortrefflich und hatte stets die Speisekammer gefüllt, machte aber jedesmal tausend Redensarten, ehe sie mit Etwas vorrückte, besonders wenn es außer der Zeit verlangt wurde. Diesmal fand der Doctor sie auffallend gefügig;

er wußte freilich nicht, daß die Annika für jedes Recept noch ein gutes Gericht Fische extra gebracht und pflichtschuldigst an den Hausdrachen abgeliefert hatte.

Während der Doctor sich restaurirte, trat der junge Krüger zu ihm in die Stube, zählte eine Reihe harter Thaler auf den Tisch und sagte, daß Frau Klars die für seine Bemühungen schickte. „Das hat ja keine Eile," meinte der Doctor. Aber der Apotheker verstand die Absicht besser. „Die Annika wird dich nachher noch einmal bezahlen wollen," sagte er; „dann nimm aber Nichts an." „Aha!" brummte der Doctor und metzelte unter dem Geflügel weiter herum, das ihm gerade unter die Gabel gekommen war.

Auf der Rückreise konnte das frühere Gespräch natürlich nicht wieder aufgenommen werden. Der Doctor und Annika theilten die Sitze, und für Konrad Hilgruber blieb neben der letzteren nur ein kleines Plätzchen, auf dem er mehr balancirte als saß, indem er die Füße auf den Schlittenflügel gestellt hatte. Aber sie konnte nun doch auch nicht fortrücken, wenn er ihr einmal zu nahe kam und mit seinem Arm ihre Schulter berührte. Die Fischersfrau schien auch nicht darauf zu merken; sie trug sich mit schweren Gedanken über die Zukunft und fragte den Arzt nach den näheren Umständen der Gefangennehmung ihres Vaters.

„Was werdet Ihr denn eigentlich anfangen?" fragte der Doctor, halb theilnehmend, halb neugierig, „wenn der alte Klars sterben sollte? Habt Ihr schon darüber nachgedacht?"

„Da muß ich Gott sorgen lassen," antwortete sie betrübt; „ich weiß mir nicht zu helfen."

„Ihr werdet in dem Fischerhause auf der Nehrung doch unmöglich bleiben können," fuhr der Doctor fort. „Das Haus nährt Euch nicht, und der Fischerkahn ist Euch ganz unnütz, weil Ihr ihn nicht regieren könnt."

„Vielleicht finde ich Einen, der ihn mit sammt dem Fischergeräth pachtet und mir einen Antheil vom Ertrage abgiebt. Was dann noch fehlt, muß ich durch Handarbeit verdienen."

„Hm, hm!" brummte der Arzt. „Das ist unsicher. Ihr seid noch jung und hübsch obendrein — Ihr müßt wieder heirathen."

Der Krüger horchte hoch auf und setzte seine Pferde in lebhaftere Gangart.

„Ich bin ja verheirathet," sagte Annika ruhig, als ob darüber gar kein Zweifel sein könne.

Der Doctor lächelte. „Eigentlich doch wohl nicht. Freilich seid Ihr nicht Wittwe wie andere Wittwen, die ihren Mann begraben haben — Ihr könnt keinen Todtenschein vom Pfarrer beibringen. Aber todt ist er doch nun einmal."

Sie seufzte. „Ich werde wohl lernen müssen, daran zu glauben."

„Habt Ihr noch immer Hoffnung?" fragte der Doctor überrascht. „Vergeßt nicht, es sind bald zwei Jahre, daß er von Hause fortging, und es existiren Leute, die das Schiff, auf dem er sich befand, haben

im Sturm untergehen sehen. Der Capitän hat die Flasche nicht eher ausgeworfen, als im letzten Augenblick, das geht aus seinem Schreiben klar hervor. Wie kann da noch von Rettung die Rede sein?"

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich," sagte sie, nicht gerade zuversichtlich, aber auch nicht im Tone des Zweifels.

„Es wäre Thorheit," fuhr der Doctor eifrig fort, „wenn Ihr Euch darauf steifen solltet. Wenn Euer Mann wirklich nicht mit dem Schiffe selbst untergegangen wäre, was, wie gesagt, kaum denkbar ist, so müßte doch nun schon längst Nachricht von ihm da sein. Das Schiff ist ja nicht auf dem Stillen Ocean gesunken, sondern in der Nähe von Frankreich, höchstens zwanzig oder dreißig Meilen von der Küste. Hätte er überhaupt das Land erreicht, so würde er's bald erreicht haben müssen. Auch wenn ihn ein anderes Schiff aufgenommen hätte, so würde er doch schon nach wenigen Monaten einen Hafen angelaufen haben. Nein, nein, schlagt Euch das aus dem Sinn, Annika." Sie schwieg nachdenklich.

„Ihr müßt Euch so bald als möglich freie Hand schaffen," setzte ihr Begleiter seine gutgemeinte Ermahnung fort. „Es giebt ja ein Mittel dazu. Geht aufs Gericht und laßt Euren Mann für todt erklären, dann ist's so gut, als ob er vom Pfarrer ins Kirchenbuch eingeschrieben ist."

Das war ein Gedanke, der ihr bisher gänzlich fremd geblieben; ja, sie verstand den Doctor nicht

einmal vollkommen und sah ihn mit einem jener sprechenden Blicke an, die bedeuten: ich weiß nicht, was du willst. Aber sie hielt es für unschicklich, sich des Näheren danach zu erkundigen, und unterdrückte daher jede Frage. „Es hat ja keine Eile," antwortete sie nach kurzem Bedenken und brach damit das Gespräch ab.

Der alte Klars befand sich in der Pflege der Ausgedingerin, die den ganzen Tag über an seinem Bett laut aus der Bibel gelesen hatte, wovon er selbst freilich Nichts verstand, da er besinnungslos dalag. Der kleine Peter schlief schon, als man anlangte; ihm galt der erste Gruß der Fischersfrau. Während der Arzt aufmerksam den Kranken besichtigte und die alte Lene über seinen Zustand während des Tages examinirte, trat auch Konrad Hilgruber an das Bett des Kleinen und betrachtete das schlafende Kind, das mit dem einen Beinchen das Deckbett zurückgestoßen und die runden Arme behaglich über den Kopf gestreckt hatte. Es war ein Bild vollkommenster Ruhe und Befriedigung, der versöhnende Gegensatz zu dem alten Manne, der einige Schritte seitwärts krampfhaft athmete und vielleicht nie mehr zum Leben erwachte. Annika hatte die Hände gefaltet und blickte mit feuchten Augen auf ihren Liebling und Seelentrost. Ihr mochte Manches im Kopfe herumgehen, was sich nicht in Worte, vielleicht nicht einmal in ein Gebet fassen ließ. Die Anwesenheit des Krügers schien sie kaum zu bemerken.

Endlich brach derselbe das Schweigen. „Ein schöner Knabe!“ sagte er; „ganz seine Mutter!“ Sie sah erschreckt zur Seite. „Er hat des Vaters Augen,“ antwortete sie lebhaft. „Sie müssen ihn sehen, wenn er wacht.“ Er versprach, einmal bei Tage zu kommen.

Der Arzt gab keine Hoffnung, erklärte aber, noch einige Stunden warten zu wollen, in denen wahrscheinlich die Entscheidung eintreten werde. Ein längerer Aufenthalt war auch schon der Pferde wegen nöthig, die sich von dem weiten Weg ziemlich erschöpft zeigten.

Wie es denn in entlegenen Orten gewöhnlich ist, daß sich zu dem einen Kranken, zu welchem der Arzt gerufen ist, noch andere Kranke finden, die von der Gelegenheit profitiren wollen, so stellte sich auch diesmal vor dem Hause ein großer Theil des Dorfes ein, Viele allerdings nur aus Neugierde, um zu erfahren, wie es mit dem alten Nachbar Klars stünde, die Meisten aber in der Absicht, dem Doctor ihr Leid zu klagen. Der gefällige Mann hörte Alle freundlich an und besuchte nach und nach fast sämmtliche Fischerhütten. Inzwischen blieben Konrad Hilgruber und Annika allein bei dem Kranken. Er half ihr, ein weißes Tuch über den großen Tisch legen, einige Teller und Gläser darauf setzen und auf dem Heerde Feuer machen. Der Doctor hatte sich kochendes Wasser zu einem kräftigen Grog bestellt, zu welchem er die nöthigen Ingredienzien selbst mitgebracht hatte. Brot und Salz fanden sich im Speiseschrank, und auch einige Eier wußte die Fischersfrau aufzutreiben, die sie nun abkochte. Der

Krüger beobachtete sie mit wahrem Vergnügen in ihrer stillen Geschäftigkeit und konnte kein Auge von ihr lassen, wenn sie am Heerde stand und das flackernde Feuer ihr Gesicht mit rother Gluth überzog. Von Zeit zu Zeit sprachen sie über gleichgültige Dinge, aber immer ernst, fast in feierlicher Stimmung.

Nachdem der Doctor wieder zurückgekommen war, setzten die beiden Männer sich zu Tisch und packten dann die Kiste mit dem Mundvorrath aus, den die Haushälterin gnädigst für die Reise bewilligt hatte. Annika wurde vergebens gebeten, gleichfalls Platz zu nehmen; sie hätte es für die größte Ungeschicklichkeit gehalten, sich mit ihren Gästen zusammen an den Tisch zu setzen. Konrad Hilgruber sprach fast nur den Speisen zu, welche die Wirthin selbst aufgetragen hatte, und meinte ihr dadurch eine Aufmerksamkeit zu beweisen, welche von ihr nicht unbemerkt blieb, wiewohl sie andererseits den Doctor durchaus nicht nöthigte. Noch war das frugale Mahl nicht ganz beendet, als das Athmen des Kranken schwerer wurde und einen röchelnden Ton annahm. Der Doctor trat sofort ans Bett und fühlte den Puls. Gleich darauf stellte sich ein heftiger Krampfhusten ein, der den ganzen Körper erschütterte; der alte Klars schlug noch einmal die Augen auf, ließ einen irren Blick über die Umstehenden schweifen, machte eine vergebliche Anstrengung zu sprechen, sank matt in die Kissen zurück und verschied nach wenigen Minuten. Annika drückte ihm die Augen zu.

Als nach einer Stunde der Mond aufgegangen war und ein bleiches Dämmerlicht durch den Nebel auf die weite Eisfläche warf, spannte der Krüger seine Pferde an. „Ich sehe dich bald wieder," sagte er, als er Annika zum Abschied die Hand reichte. Dann gab's eine stille Fahrt. Kein lebendes Wesen ringsum, nur die Glocken klangen fort und immerfort in ihrer eintönigen Weise, wie ein unaufhörliches Grabgeläute. Der Doctor hatte den Kragen seines Schafspelzes hoch aufgeschlagen, so daß nicht einmal die Mütze sichtbar wurde, die Hände kreuzweise in die Aermel gesteckt und versuchte zu schlafen. Der Krüger schlief nicht, aber er träumte. Nur manchmal schreckte er auf, wenn das Eis mit donnerartigem Krachen riß, wie das in Frostnächten zu geschehen pflegt, oder wenn die Pferde vor einer Spalte scheuten, die übersprungen werden mußte. Erst gegen Morgen kam er in sein Bett.

---

## V.

Der alte Klars wurde in einen weißen Holzsarg gelegt, den die Fischer aus einigen Brettern zusammennagelten, und begraben. Annika war nun mit ihrem Knaben allein in dem kleinen Fischerhause und hatte vollauf Zeit, darüber nachzudenken, was nun aus ihnen werden solle. Ein beträchtlicher Theil der Ersparnisse ihres Mannes lag freilich noch wohlverwahrt unter

einem Ziegelstein des Heerdes; aber die Summe war an sich nicht groß und mußte bald verbraucht sein, wenn man davon lebte. Lohnende Arbeit für eine Frau war in einem Fischerdorfe nicht zu finden, und der Kahn mit dem Geräth blieb für sie selbst ohne Nutzen. Es schien ihr nach reiflichem Ueberlegen das Beste, die ganze Habe möglichst vortheilhaft zu verkaufen und nach dem Festlande überzusiedeln, das kleine Capital anzulegen, und sich mit den Zinsen und ihrer Hände Arbeit weiter zu helfen, bis ihr Kind erwachsen sein würde. In diesem Vorsatze wurde sie noch bestärkt, als ein Nachbar für seinen zweiten Sohn, der kürzlich vom Militär entlassen war, eine Stelle suchte und ihr selbst mit annehmbaren Anträgen entgegenkam.

Als sie nun auf dem Gericht nähere Erkundigungen einzog, hieß es wieder, daß sie über das Haus nicht so ohne Weiteres verfügen könne und zunächst ihren Mann für todt erklären lassen müßte, worauf dann über das Kind eine Vormundschaft eingeleitet werden würde. So sehr sich aber auch der alte Gerichtsrath bemühte, ihr begreiflich zu machen, daß dies eine durchaus gesetzliche Procedur sei, die jede Andere in ihrer Lage zur Anwendung bringen würde, um sich freie Hand zu schaffen, so war sie doch nicht zu vermögen, den nöthigen Antrag zu stellen, und kehrte unverrichteter Sache zurück.

Bald machte sich das ganze Vornehmen aus einem anderen Grunde unausführbar. Mare, die Schwester der Fischersfrau, kam eines Tages zum Besuch nach

der Nehrung und setzte sie in große Aufregung. Sie bestätigte, daß ihr Vater auf einem Schmuggelzuge in Rußland gefangen genommen sei; anfangs hätte man nicht gewußt, wohin er von den Grenzsoldaten gebracht worden, da denselben das tiefste Stillschweigen anbefohlen sei. Erst als sie mit einem derselben ein Verhältniß angeknüpft, habe sie herausgebracht, daß er sich vorläufig im Gefängniß einer Nachbarstadt befinde. Mehrere Kundschafter seien nun im Geheimen dorthin abgegangen, aber man habe ihn selbst nicht sprechen können und nur erfahren, daß er mit dem nächsten großen Transport nach Sibirien abgeführt werden solle. Wäre er erst aus der Grenzstadt fort, so höre die Möglichkeit auf, an seine Rettung zu denken, und man könne ihn als todt betrachten, denn aus Sibirien komme so leicht Niemand wieder zurück. Schon in der Gouvernementsstadt würden die Gefangenen so gut bewacht, daß eine Verbindung mit ihnen nicht mehr herzustellen sei; es komme daher Alles darauf an, seine Befreiung zu versuchen, solange er noch in der Nähe wäre. Dazu gehöre aber Geld, um den Inspector des Gefängnisses zu bestechen. Daß er bestechlich sei, wisse man schon von früheren Fällen her; auch habe kürzlich noch ein anderer Schmuggler über die Sache mit ihm gesprochen. Er wolle ihn in eine Zelle dicht über dem Erdboden bringen und ihm im Brote eine Feile zustecken, mit der er leicht die Eisenstäbe beseitigen könne. Dann habe er nur die Zeit abzupassen, wann der Wachtposten sich auf der ent-

gegengesetzten Seite des Hauses befinde, um schnell auszubrechen und das Weite zu suchen. Dafür verlange der Beamte jedoch hundert Rubel, eine Summe, die sie in ihrer Armuth natürlich nicht aufbringen könnte. Da hätte sie denn an ihre gute Schwester Annika gedacht, die ja für eine wohlhabende Frau gelte und jedenfalls doch ein Haus habe, auf welches sich Geld würde aufnehmen lassen, und wollte deshalb anfragen, ob sie ihren Vater nach Sibirien schleppen lassen oder das Nöthige zu seiner Befreiung thun wolle. Die Fischersfrau kam dadurch in arge Verlegenheit. Sie hätte freilich sagen können, daß sie ihr Haus für jetzt weder verkaufen noch verpfänden dürfe und baares Geld nicht besitze; aber Letzteres wäre eine Lüge gewesen, die ihr so schwer aufs Gewissen hätte fallen müssen, daß sie darüber ihr Leben lang nicht mehr hätte froh werden können. Denn es handelte sich ja doch um ihren Vater, und viel mehr noch um ihre Mutter und die jüngeren Geschwister, die nun ganz hülflos dastanden. Andererseits hatte sie aber auch allen Grund, an sich selbst und an ihr Kind zu denken, dessen kleines Vatererbe auf solche Weise seiner Bestimmung entzogen werden sollte. „Sein Vater ist dafür in den Tod gegangen,“ sagte sie sich, „ich darf das Geld nicht anrühren.“ Dann aber drohte ihr wieder ihr eigener Vater, sie wußte ja, welch entsetzliches Schicksal seiner wartete, wenn er sich nicht befreien konnte. Und sie sollte schuld daran sein, da sie doch die Mittel hatte, zu helfen? Hatte sie selbst doch nur

für ein geliebtes Wesen zu arbeiten und war noch jung und kräftig. Sie wagte nicht, ihre Schwester einfach abzutröſten, und ſprach nur den Zweifel aus, ob der Gefängniß-Inspector auch Wort halten werde, wenn er das Geld empfangen hätte.

„Das wird er," versicherte das Mädchen; „er weiß ja, daß er ſonſt nicht drei Tage zu leben hätte; der erſte Schmuggler, der über die Grenze käme, würde ihn niederſchießen."

„Gut denn," ſagte Annika entſchloſſen, aber mit zitternder Stimme, „ich will geben, was ich habe. Mag mir der liebe Gott verzeihen, wenn ich an meinem armen Kinde ſündige, um meinen Vater ſeinen Kindern zu erhalten." Sie führte ihre Schweſter an den Heerd, ſcharrte die Torfaſche aus einem Winkel fort, kratzte den Lehm aus den Fugen zwiſchen den Ziegeln und hob einen Stein auf. Es war eine kleine Höhle darunter, in welcher ein lederner Beutel lag. „Nimm!" ſagte ſie mit gepreßter Stimme und vergebens bemüht, die hervorquellenden Thränen zurückzuhalten, „nimm! Es iſt unſere ganze Habe, der ſchwere Verdienſt meines Mannes, meines Kindes Erbe. Wir ſind nun nicht viel beſſer als Bettler." Das Mädchen griff haſtig zu. „Du biſt gut, Annika!" rief ſie. „Gott wird dir's vergelten!" Die Fiſchersfrau wandte ſich ab, nahm den kleinen Peter auf, der mit einem Schiffchen ſpielte, und drückte ihn ans Herz. Mare eilte fort. —

Auf Konrad Hilgruber hatten des Doctors Worte

tiefen Eindruck gemacht. Was hieß das: Einen für todt erklären lassen? Er benutzte seinen nächsten Aufenthalt in der Stadt, um sich bei einem Rechtsanwalt darüber genau zu informiren. Die Sache sollte gar keine besonderen Schwierigkeiten haben, da ja unzweifelhaft feststehe, daß das Schiff im Sturm gesunken, auch die vom Gesetz vorgeschriebene Wartezeit verstrichen sei. Der Krüger hatte keinen Namen genannt, sondern den Fall als ganz allgemein vorgetragen. Und so fragte er denn zuletzt auch, ob die hinterbliebene Frau, wenn ihr Mann für todt erklärt sei, sich in jeder Beziehung als Wittwe betrachten, also auch wieder heirathen könnte. Auch dies wurde unbedenklich bejaht. Konrad Hilgruber zahlte mit bestem Dank seine Conferenzgebühren und ging in der heitersten Stimmung fort.

Und diese heitere Stimmung hatte Bestand; sie blieb ihm auch zu Hause treu und setzte nicht nur sämmtliche Hausgenossen, die an sein grämliches Wesen gewöhnt waren, sondern auch die Gäste der Krugstube in Verwunderung. Er hatte sonst stets den Kopf auf die Brust hangen lassen und immer mürrisch vor sich her gesehen und kein Wort über die Noth hinaus gesprochen. Jetzt trug er sich aufrecht, sah frei aus den Augen, pfiff sich ein Liedchen vor, wenn er Ställe und Scheunen revidirte, trank mit dem Nachbar ein Glas Bier oder Grog und konnte dazu ganz gemüthlich plaudern, wenn sich einige gute Bekannte um den weißen Tisch zusammengesetzt hatten. Seine kranke

Gesichtsfarbe verlor sich von Tag zu Tag mehr und machte einem frischen Roth Platz. „Was ist doch nur in unseren jungen Herrn gefahren?“ fragten sich die Knechte erstaunt, wenn er sie zur Arbeit aufmunterte und überall mit gutem Beispiel voranging. „Er wird ordentlich hübsch,“ meinten die Mägde, und eine von ihnen wollte ihn sogar schon vor dem Spiegel gesehen haben, wie er sich das Haar aus der Stirn strich und den blonden Backenbart aufkrauste. Das mußte eine ganz ungewöhnliche Erscheinung gewesen sein, da sie so viel Aufsehen machte. Wer aber bei dieser wunderbaren Aenderung am nachdenklichsten wurde, war seine Mutter, die Krügerin. Sie hatte sich schon völlig an den Gedanken gewöhnt, daß ihr Sohn ganz in die Fußtapfen seines Vaters treten und ihr das Regiment im Kruge lassen werde bis an ihr Lebensende. Auch nach seiner Großjährigkeit, als sie sich genöthigt gesehen hatte, ihm die äußere Wirthschaft abzutreten, war dies doch ihrer eigenen Erklärung nach mehr „auf dem Papier“, als in Wirklichkeit geschehen. Freilich beschränkte sie ihn nicht in seiner persönlichen Freiheit und auch nicht in seinen Ausgaben, aber sonst war kein Unterschied zwischen früher und jetzt merklich geworden. Sie war nach wie vor die Seele des Ganzen, die bewegende und ordnende Kraft, die Respectperson im Hause und auf dem Hofe. Konrad ging ihr scheu aus dem Wege und war viel für sich; sie tadelte ihn deshalb oft genug und sagte ihm, daß er endlich ein Mann werden müßte, fühlte sich aber doch in ihrer

dominirenden Stellung ganz behaglich. Jetzt erkannte sie ihn kaum wieder in seiner Heiterkeit und Geschäftigkeit und zerbrach sich im Stillen den Kopf darüber, was wohl vorgegangen sein könnte. Als Frau fiel sie natürlich sofort darauf, daß er verliebt sein müsse, aber so gut sie auch aufpaßte, konnte sie doch nicht herausbringen, auf wen er sein Auge geworfen. Von den Wirthstöchtern im Dorfe war es sicher keine, sonst würde er Besuche gemacht haben, und in der Umgegend hatte er ihres Wissens gar keinen Verkehr. Nach welcher Richtung hin also rathen?

Sie ließ es an bezüglichen Bemerkungen keineswegs fehlen, gelegentlich auch nicht an Sticheleien, um ihn zum Sprechen zu reizen. Aber er lachte nur und sagte: „Es wird sich Alles finden, laß mir Zeit!"

Das Wetter war flau geworden, häufige Regengüsse hatten das Eis des Haffs überschwemmt und mürbe gemacht, so daß fast vierzehn Tage lang die Verbindung mit der Nehrung nur durch leichte Handschlitten herzustellen war. Aus dem Fischerdorfe waren nur wenige Leute herübergekommen, und Annika war unter ihnen nicht. Der Krüger erfuhr von ihnen, daß der alte Klars beerdigt sei und daß seine Schwiegertochter habe verkaufen wollen, daß dann aber plötzlich die Unterhandlungen abgebrochen seien. Sie wird sich nicht halten können, war die allgemeine Ansicht. Ende März kam plötzlich wieder Frost, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Eisdecke sich schon nach zwei Nächten genügend stärkte, um schwere Lasten tragen zu können.

Der Nebel hob sich, und die spiegelblanke Fläche, jetzt wieder nach allen Seiten hin durch Fuhrwerke belebt, lud recht freundlich zu einer Spazierfahrt ein. Auf eine solche Gelegenheit hatte der Krüger nur gewartet. Er gab dem Knecht Befehl, die Hufeisen der Pferde zu schärfen und den leichten Schlitten anzuspannen.

„Wohin wirst du fahren?" fragte Madame Hilgruber, der diese Vorbereitungen nicht unbemerkt geblieben waren.

Er besann sich einen Augenblick, ob er eine ausweichende Antwort geben solle. Dann aber sagte er entschlossen: „Nach der Nehrung, Mutter!"

„Nach der Nehrung?" wiederholte sie überrascht. „Hast du dort Geschäfte?"

„Wie man's nehmen will. Wenn man keine Geschäfte hat, kann man sie sich ja machen."

„Als ob es nicht hier genug zu thun giebt! Ich wüßte doch auch wahrhaftig nicht, was du auf der Nehrung zu suchen hättest?"

„Das ist ja auch lediglich meine Sache," erwiderte er ruhig.

Madame Hilgruber wurde roth im ganzen Gesicht. „So? Deine Sache?" eiferte sie. „Ich soll also nicht einmal mehr erfahren, was mein Herr Sohn treibt? Viel Kluges kann's denn doch unmöglich sein, wenn's vor mir versteckt wird!"

„Es ist gar kein Geheimniß," beruhigte er sie. „Die Klarssche Fischerkathe, höre ich, soll verkauft werden; und da will ich einmal nachfragen."

Sie sah ihn erstaunt an, offenbar halb im Zweifel, ob er sie nicht auf eine falsche Fährte bringen wolle, halb beunruhigt durch das Licht, das ihr plötzlich aufgesteckt wurde. „Was in aller Welt geht uns das an?“ fragte sie in einem Ton, der wie das erste Grollen eines heraufziehenden Gewitters klang.

„Wenn nicht uns, so doch mich!“ entgegnete er mit dem festen Willen, seine Gelassenheit zu behaupten.

„Willst du dir etwa eine Fischerkathe kaufen? Vielleicht zum Sommerlogis, wie die reichen Kaufleute in Schwarzort? So weit sind wir denn doch noch nicht.“

„Du weißt, Mutter, daß ich mit Peter Klars befreundet war.“

„Ach, das ist lange her. Er hat sich wenig genug um dich bekümmert.“

„Das hat seine guten Gründe gehabt, Mutter — und jetzt ist er todt.“

„Und die Annika ist Wittwe —“ platzte sie ingrimmig heraus.

„Ja wohl! Und in sehr traurigen Umständen.“

„Die dich doch hoffentlich nicht beschweren? Warum ging ihr Mann zur See und ließ seine Familie im Stich. Aber das sollte Alles ein Ansehen haben, als ob sie reiche Leute wären. Wenn man die Fischersfrau Sonntags in ihrem Staat zur Kirche gehen sah —“

„Laß das, Mutter,“ unterbrach er sie. „Ich höre nicht gern übel von ihr reden.“

„Und ich werde doch wohl noch meine Meinung sagen können!“ fuhr sie heftig auf.

„Aber ich werde thun können, was ich für gut befinde.“

„Und was wird das sein?“

„Das sollst du erfahren, wenn ich selbst darüber im Klaren bin,“ sagte er unwillig, indem er sich zum Gehen abwandte.

„Faule Fische!“ rief die Krügerin ihm nach. „Mache mir keine Dummheiten, Konrad, das rathe ich dir! Wir könnten uns sonst sehr ernstlich erzürnen!“

„Das sollte mir leid thun,“ antwortete er, schon die Thür öffnend, und ging mit schnellen Schritten auf den Hof, wo der Knecht mit dem Fuhrwerk wartete. Madame Hilgruber stemmte die Hände in die Seiten und sah ihm ärgerlich aus dem Fenster nach. „Ich glaube, der Junge wäre toll genug —“ brummte sie verbissen in sich hinein, ohne ihre Befürchtung völlig auszusprechen. Die Mägde klagten über einen schlechten Tag.

Der junge Krüger hatte diesen Sturm vorhergesehen; er schüttelte ihn freilich etwas durch und setzte ihn anfangs in eine unbehagliche, frostige Stimmung. Als er aber erst über die freie Eisfläche hinsauste, mit sich selbst allein, ganz sein eigener Herr, warf er den Unmuth leicht von sich ab und setzte sich in seinem Entschluß nur um so mehr fest. „Meine Mutter soll erfahren,“ wiederholte er sich hundertmal, „daß ich ihrer Zuchtruthe gänzlich entwachsen bin. Nun gerade, weil

sie's nicht will! Ich werde zeigen, daß ich meinen Kopf und mein Herz für mich habe." — Wie es von Natur gutherzigen und schwachen Menschen oft geht, daß sie die mangelnde Energie des Charakters durch Eigensinn aufzuwiegen suchen, sobald sie einmal in einer einzelnen Sache von einer besonders starken Neigung gespornt werden, so versteifte sich nun auch der Krüger so fest auf seinen Plan, daß die besten Gründe ihn von der Verfolgung desselben nicht hätten abbringen können; daß aber die Gründe seiner Mutter keineswegs die besten wären, sondern von einem sehr unsauberen Geiste eingeblasen würden, glaubte er von vornherein annehmen zu können. Seine Mutter fragte bei Allem, was sie that oder gut hieß, nur immer nach dem Vortheil, und ihm kam es auf Herzensbefriedigung an. So konnten sie, in diesem Augenblick wenigstens und in dieser Angelegenheit, unmöglich zusammenstimmen.

Es machte in dem Fischerdorfe einiges Aufsehen, als der Krüger seine munteren Pferde durch die mit hohen Eisstücken umstellten Wuhnen hindurch auf das Ufer hinauflenkte und die Dorfstraße entlang fuhr. Ueberall sah man hinter den kleinen Fenstern neugierige Gesichter, und hier oder da traten die Bewohner sogar aus der Thür hinaus, um dem Schellengeläute nachzuforschen und zu sehen, wo der Schlitten eigentlich halten werde. Es gab endlich einmal einen Stoff zur Unterhaltung und man beutete ihn gewissenhaft aus.

Auch Annika wischte, als sie von fern die hellen

Schlittenglocken vernahm, eine Fensterscheibe rein ab, ließ den kleinen Peter hinausschauen und behielt selbst noch Raum genug übrig, einen prüfenden Blick auf die Landstraße zu werfen. Ein rechter Schreck überfiel sie, als sie Konrad Hilgruber erkannte, und das Blut stieg ihr ins Gesicht, als er ihr und dem Knaben freundlich zunickte und gleich darauf vor der Hausthür die Leine anzog und vom Schlitten sprang. Sie konnte sich nicht entschließen, ihn draußen zu bewillkommnen, sondern rührte sich nicht von der Stelle und wartete ab, was weiter erfolgen würde. Er aber strängte ruhig die Pferde los, behielt die Leine in der Hand, trat ans Fenster, klopfte an und fragte: „Ist's erlaubt, einzutreten, Annika?" — „Die Thür ist offen," antwortete sie ausweichend. „Ich habe mit dir zu sprechen," sagte er, immer dem kleinen Peter zunickend, der das fremde Gesicht mit einiger Scheu betrachtete. „Darf ich eintreten?" — Sie besann sich. „Ich will lieber hinauskommen," entgegnete sie dann aufstehend; „wir können vielleicht zum Nachbar gehen, dessen Frau zu Hause ist." — „Warum zum Nachbar?" fragte er zurück. „Ich habe mit dir allein zu sprechen. Darf ich kommen?" Sie schwieg und er nahm's für Zustimmung, führte die Pferde unter Wind, band sie an einen Steinanker, der neben dem umgestülpten Kahne lag, schüttete ihnen Futter vor und trat ins Haus.

Mit einem heiteren „Guten Tag, Annika!" bot er der Fischersfrau die Hand. Sie reichte ihm ver=

legen die ihrige, ohne den Knaben vom Arm zu lassen, und wartete seine weiteren Eröffnungen ab. Er betrachtete sie eine Weile, wie sie mit niedergeschlagenen Augen und gerötheten Wangen vor ihm stand, und glaubte sie noch nie so schön gesehen zu haben. Er hätte ihr's am liebsten gleich sagen mögen, hielt sich aber doch zurück und besann sich auf die Einleitung, die er sich ausgedacht hatte, um im rechten Moment nicht verwirrt zu werden.

Und so fragte er denn, recht vergnügt lächelnd, mit aller Sicherheit: „Ich höre, du willst deine Kathe verkaufen, Annika? Ist's richtig?“

Sie athmete beruhigt auf; es war also einfach ein Geschäft, was ihn herführte. „Es ist davon die Rede gewesen,“ sagte sie. „Wollen Sie mir einen Käufer zuführen?“

Das war gerade die Antwort, die er erwartet hatte, und die seinige darauf war schon bereit. „Und wenn ich nun selbst kaufen möchte?“ fragte er zurück, indem er freundlich und zugleich ein wenig listig mit den Augen zwinkerte.

Es lag in dem Ton, in welchem er diese Frage stellte, wieder Etwas, das die Fischersfrau stutzig machte. Sie sah ihn forschend an und konnte nur um so weniger aus ihm klug werden.

„Sie selbst?“ wiederholte sie mit dem Ausdruck des Zweifels. „Was sollten Sie wohl mit einer Fischerkathe anfangen wollen?“

„Das kann ja dem Verkäufer gleichgültig sein,“

meinte er. „Ich zahle einen guten Preis, und euch ist geholfen."

„Es geht nicht," sagte sie nach einer Weile ernst. „Das Gericht erlaubt es nicht. Wenn's aber auch ginge, so würde ich wissen, daß es nicht Ihre Absicht sein kann, das Grundstück zu erwerben, das Ihnen ganz unnütz wäre. Ich verstehe Sie wohl; Sie haben ein gutes Herz und wollen mich nicht in Noth lassen, weil Sie — weil Sie — meines Mannes Freund waren und vielleicht so viel übrig haben, um ein gutes Werk thun zu können. Das mag Ihnen der liebe Gott vergelten, daß Sie auch nur daran gedacht haben. Aber annehmen kann ich Ihr Anerbieten nicht, das wäre ein Unrecht."

Es wurde ihm recht warm ums Herz, wie er sie so freundlich über sich sprechen hörte und in ihre lieben Augen sah. „Ich bin gar nicht so uneigennützig, wie du glaubst," antwortete er. „Ich hätte meine Bedingungen zu stellen, und wer weiß, ob dir die den Preis werth wären."

„Bedingungen?" —

„Ja wohl! Ich will nur kaufen, wenn ich Alles mitkaufen kann, was sich im Hause befindet — Nichts ausgenommen."

Das war der eigentliche Trumpf, den er ausspielen wollte, und er war innerlich recht froh, daß es ihm geglückt war, ihn auf so ungezwungene Manier anzubringen.

„Das ist nicht viel, Herr," antwortete sie, ohne

die Verfänglichkeit seiner Bedingung zu merken. „Wir haben nur die einfachsten Wirthschaftssachen und das Fischereigeräth gehört so wie so zum Hause. Es kann für Sie wenig Werth haben."

Nun kam doch die Reihe an ihn, verlegen zu werden, denn er mußte deutlicher mit der Sprache heraus. „Ich sage Alles, Nichts ausgenommen!" wiederholte er nachdrücklich und stockte wieder. Und dann kam ihm plötzlich ein glücklicher Gedanke, der weiter half. Er faßte das Kind mit beiden Händen, hob es auf seine Schulter und sagte: „Auch der kleine Peter muß dabei sein."

„O, der bleibt bei der Mutter!" erwiderte sie schnell und ängstlich, indem sie den mit den Beinen strampelnden und weinenden Jungen wieder an sich nahm und an die Brust drückte.

„Oder die Mutter bei ihm," ergänzte er lachend. „Nein, sie sollen sich nicht trennen; aber ich möchte sie Beide für mich haben."

Nun ging Annika das Verständniß auf. Sie trat ein paar Schritte zurück und setzte sich auf die Bank. Ihr war so beklommen, daß sie am liebsten hätte aus dem Hause laufen und draußen frische Luft schöpfen mögen. Er aber folgte ihr, setzte sich dicht neben sie und ergriff ihre Hand, um sie nicht fortzulassen. Sie sollte nun Alles hören.

„Du weißt ja, Annika," flüsterte er ihr zu, und seine Stimme zitterte dabei anfangs merklich, „du weißt ja, daß ich dir nicht seit gestern gut bin, auch

nicht seit ehegestern. Es sind Jahre darüber vergangen, seit du von der Grenze nach unserem Dorf kamst; damals ein junges Mädchen, dessen Herz noch ganz frei war. Und schon damals, gleich als ich dich am ersten Sonntag in der Kirche sah, wußte ich, daß ich dich lieb haben müßte, wie keine Andere auf der Welt. Ich gab dir's auch später zu erkennen, so gut ich es verstand, aber da ich schüchtern war und mich wenig vordrängte, mag wohl nicht viel davon zu sehen gewesen sein. Oder ich habe dir auch nicht sonderlich gefallen, wie nun einmal meine Art war. Ich konnt's dir nicht sagen, weil ich abhängig war, aber ich hoffte, du würdest noch ein paar Jahre Zeit haben, und dann wollt' ich vortreten. Ganz für mich allein vermochte ich's aber doch nicht zu behalten, und als ich es dem Einzigen mittheilte, vor dem ich glaubte kein Geheimniß haben zu dürfen, da verlor ich den Freund. Das konnt' ich freilich nicht wissen, daß er selbst dich liebte, und daß du ihm im Geheimen schon zugethan warst. Es war ein schwerer Schlag, als ich's erfuhr, und von dem Augenblick an gab ich dich ganz auf, denn ich wollte dem Freunde nicht entgegenstehen. Ich ging dir aus dem Wege, aber je länger ich dich nicht sah, desto größer wurde die Sehnsucht nach dir. Das machte mich ganz krank, so daß die Leute sagten, ich würde nicht lange leben. Und ich freute mich darüber, weil ich doch wenig vom Leben hatte und nicht einmal einer Menschenseele klagen konnte, was mir fehlte. Erst als dein Hochzeitstag gewesen war, wurde ich

ruhiger, aber vergessen konnte ich dich doch nicht und nicht aus meiner Stube über das Haff nach der weißen Nehrung schauen, ohne an dich zu denken und mein altes Leid aufzufrischen. Ich hatte mir vorgenommen, ledig zu bleiben und einmal mein Hab und Gut deinen Kindern zu vermachen, als ob's die meinigen wären. Und, weiß Gott! Annika, ich habe gewünscht, daß du mit Peter Klars glücklich sein möchtest und er mit dir, und kein böser Gedanke ist mir in den Sinn gekommen, solange er lebte. Es ist mir auch schwer zu Herzen gegangen, als ich hörte, er sei mit seinem Schiff untergegangen und elendiglich umgekommen, denn er blieb doch mein Freund, und du verlorst einen lieben Mann und den Vater deines Kindes. Aber das darfst du mir nicht verdenken, Annika, daß die alte Hoffnung wieder bei mir auflebte, als es gewiß wurde, daß er gestorben sei und du nun wieder ledig wärst und für mich zu haben. Ich wollte dir Zeit lassen, dich mit deinem Schmerz auszusöhnen, und so habe ich bis jetzt still gewartet. Aber als es neulich der Zufall fügte, daß wir wieder zusammentrafen, da wurde ich mit mir einig, nicht länger zu zögern und dir ein offenes Geständniß zu machen. Und nun ist's gesagt, Annika, mit viel zu viel Worten, aber doch vom Herzen heraus. Sprich du nun — willst du meine Frau sein?"

Sie hatte ihm still und in sich versenkt zugehört; nur manchmal zuckte leise ihre Hand, wenn er ihres Mannes erwähnte, oder ihres Kindes. Auch als er

schon schwieg, änderte sie ihre Haltung nicht, sondern sah eine Weile vor sich hin. Was er gesprochen, hatte sie tief bewegt, und sie wußte nun nicht, wie sie ihm antworten sollte, ohne ihn zu kränken. Erst als er ihre Hand drückte und sich zu ihr überbeugte, richtete sie sich auf, schüttelte langsam den Kopf und sagte: „Für mich ist er ja noch immer nicht todt.“

„Er soll's auch nicht sein,“ entgegnete er mild; „du sollst ihn in treuer Erinnerung halten, und ich will ihn mit dir beweinen. Aber von dem Gedanken mußt du dich entwöhnen, daß er zurückkehren könne; das hieße dein ganzes Lebensglück zerstören und dieses Kind einem traurigen Schicksal überliefern. Denn du wirst zu stolz sein, von mir Etwas anzunehmen, nachdem du meine Hand ausgeschlagen hast, und wenn du auf dich allein angewiesen bist, wie willst du für den Knaben sorgen? Freilich, wenn du mir ganz abgeneigt bist und meinst, Nichts für mich fühlen zu können, dann wär's besser, du sagtest mir es geradezu: denn es könnte doch kein Segen sein bei solcher Ehe, zu der sich der eine Theil widerwillig zwingt. Aber wenn ich dir nicht ganz gleichgültig bin — wenn du nicht daran verzweifelst, mich lieb gewinnen zu können, wenn du meinen Worten vertraust, daß ich deinem Kinde ein zweiter Vater sein will, dann laß alle Rücksichten fallen, Annika, und nimm mir die Hoffnung nicht, von der ich lebe.“

Es war ein so heiliger Ernst in diesen einfachen Worten, daß die Fischersfrau an der Wahrhaftigkeit

seiner Gesinnung nicht zweifeln konnte. Und doch empfand sie für ihn nicht mehr, als für einen Menschen, den man hoch achtet und als seinen besten Freund erkennt. Aber es konnte sich fragen, ob sie überhaupt für irgend Einen auf der Welt mehr empfinden könnte, nachdem sie den Einzigen, den sie liebte, verloren hatte, und so Etwas, wie eine solche Frage, nur nicht so bestimmt formulirt, bewegte sie auch in diesem Augenblick und machte sie unsicher. Sie hätte antworten sollen: „Ich kann nicht wieder lieben!" Aber sie antwortete: „Ich kann nicht wieder heirathen," und so leise und unentschlossen, daß er dadurch keineswegs muthlos gemacht wurde.

„Und weshalb?" drängte er in sie; „weil ich dir zuwider bin?"

„O nein!" berichtigte sie lebhaft. „Glauben Sie das nicht. Ich habe recht viel Vertrauen zu Ihrer Güte und wäre gewiß recht glücklich mit Ihnen geworden, wenn —"

„Wenn —?"

„Wenn ich meinen Mann gar nicht gekannt hätte, und wenn das nicht sein Kind wäre — sein und mein Kind —"

Sie sah dem Knaben mit dem Ausdruck zärtlicher Mutterliebe in die schönen, klaren Augen; und es war noch ein anderer Ausdruck dabei, den der Krüger nicht verstand, weil er nicht daran dachte, daß diese Augen anderen Augen glichen, die sich freilich für ihn längst geschlossen hatten, auf ewig, für die Frau aber jeden

Morgen sich wieder öffneten und das Andenken an den geliebten Mann lebendig hielten.

Seine heitere Zuversicht fing an schwankend zu werden; er hatte nicht gefürchtet, auf so viel Widerstand zu stoßen, und merkte nun erst an diesem Mißbehagen über ihre Ablehnung, daß er eitel genug gewesen war, zu glauben, sie würde seine Bewerbung als ein ganz besonders glückliches Ereigniß begrüßen. Nur äußerte sich dieses Mißbehagen seiner Natur nach nicht in Aerger oder leidenschaftlicher Aufwallung, sondern so, daß die Triebkraft, die ihn bisher über alle Hindernisse hinweggerissen hatte, plötzlich erlahmte und einer merklichen Erschlaffung Platz machte. Es geschah in fast melancholisch weinerlicher Stimmung, daß er zur Antwort gab: „Ich habe Unglück — nicht nur die Lebenden, auch die Todten verdrängen mich.“

Seine Traurigkeit ging Annika zu Herzen. „Ich habe Sie nicht kränken wollen, Herr Hilgruber,“ sagte sie recht aufrichtig und reichte ihm die Hand. „Aber ich kann doch das Geschehene nicht ungeschehen machen und — will Sie nicht betrügen. Ich glaube auch, Sie täuschen sich über sich selbst und über mich; in Ihren Gedanken bin ich noch immer die Annika Endoms, die Ihnen einmal gefiel, und die ein munteres Mädchen war. Aber jetzt ist in dieser langen Zeit viel Freude und viel Schmerz an mir vorübergegangen, und ich bin alt geworden — wenn auch nicht gerade an Jahren. Ich habe einen Mann genommen und verloren, bin Mutter geworden und habe einen alten

Vater begraben, den ich lieb hatte, das werde ich doch nicht vergessen können. Und was wollen Sie nun mit einer Frau, die so Etwas nicht vergessen kann? Arm bin ich auch — das mag für Sie Nichts austragen; aber es giebt Andere, die scheel darauf sehen, daß Sie sich auch noch mit dem fremden Kinde belasten. Das fremde Kind ist aber mein Kind, ich möchte nicht, daß es Einem im Wege wäre. Nein, nein! Das haben Sie nicht gut überlegt; Sie können ein ganz anderes Glück machen."

Ihm schoß wieder das Blut warm ins Herz. „Das laß dich nicht kümmern, Annika!" rief er lebhaft erregt. „Ich verstehe wohl, daß du meine Mutter meinst, und gebe dir Recht, wenn du von ihr nicht viel Freundlichkeit erwartest, obgleich sie so hart nicht ist, wie es wohl manchmal scheint. Ich lasse mir in dieser Sache von ihr keine Vorschriften machen; und wenn es ihr bei mir nicht gefällt, so trennen wir uns. Mag sie den Krug behalten; ich kaufe mich wo anders an und führe dich in eine neue Wirthschaft ein, damit du nach deinem Gefallen leben kannst. Dein Kind, Annika, soll mein Kind sein, so wahr ein Gott lebt! Und was dich betrifft — du bist mir gerade so recht, wie du bist, und ich will gar nicht ändern, was ich nicht ändern kann. Sei nur mit mir zufrieden, und wir werden glücklich sein."

Sie sah zur Erde und schwieg. Er wartete einige Minuten, ohne ihre Hand frei zu lassen, die in der seinigen brannte, und sagte dann mild und freundlich:

„Ich will dich nicht übereilen, Annika; solche Dinge wollen bedacht sein. Es wäre mir lieb gewesen, wenn dich mein Vorschlag froh gemacht hätte; aber ich sehe wohl ein, daß du dich zu der Sache nicht so stellen kannst, wie ich, und so ist mir's für heute genug, daß du mich nicht mit einem kalten Nein nach Hause schickst. Ich will dir Bedenkzeit lassen, acht Tage — oder nein, das ist zu lange für meine Unruhe — drei Tage, Annika! Nach drei Tagen will ich wieder herkommen und bei dir anfragen — gerade um diese selbe Zeit. Und nun sprich für jetzt Nichts mehr entgegen, und wenn's sein kann, auch über drei Tage nicht. Leb wohl und Gott behüt' euch!"

Er neigte sich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn. Auch der kleine Peter ließ sich die Backen streicheln und reichte freiwillig seine Hand zum Abschied. „Wir werden schon gute Freunde werden," sagte der Krüger vergnügt, und Annika mußte lachen. „Das ist ein gutes Zeichen," dachte er bei sich.

Als er draußen nach seinen Pferden ging, bemerkte er die alte Lene, die sich um die Ecke des Hauses schlich und hinter einem Torfhaufen versteckte. „Neugieriges Volk," brummte er und machte die Siehlen fest; „freilich kann's nicht verborgen bleiben." Er ließ die Braunen recht austraben, daß die Glocken munter läuteten, und knallte mit der langen Peitsche vor den Nachbarhäusern, an denen er vorüber mußte. „Sie sollen merken," dachte er bei sich, „daß ich keinen Grund habe, traurig abzufahren."

Die alte Lene hatte nämlich am Fenster gehorcht; und wenn sie auch nicht viel von der Unterhaltung verstanden hatte, so war doch immerhin Manches zu sehen gewesen, so daß sich schon ein Vers zusammenreimen ließ. Bald ging die Neuigkeit von Haus zu Haus, daß der reiche Krüger die Annika Klars heirathen wolle. Am ersten Abend begnügte man sich damit, die Köpfe zusammenzustecken und zu zischeln und hundertmal durchzusprechen, wie es denn nur möglich gewesen sei, daß der reiche Hilgruber seine Gedanken auf die arme Fischersfrau habe richten können, und ob nicht am Ende Alles nur Einbildung wäre. Freilich wußte Diese und Jene sich zu erinnern, daß vor Jahren einmal davon gesprochen worden, die Freundschaft zwischen dem jungen Krüger und Peter Klars sei auseinandergegangen, weil sie dasselbe Mädchen geliebt hätten; aber Andere bestritten ganz und gar, daß die Beiden sich jemals entzweit hätten, und Alle waren darin einig, daß eine solche Jugendliebschaft doch keine Veranlassung zu einem ernstlichen Verhältniß nach so veränderten Umständen sei. Die reiche Sippschaft wundert sich mitunter, wenn eins ihrer Angehörigen eine schlechte Partie macht, aber viel mehr noch wundern sich stets die armen Leute, wenn einmal eins von ihnen gut ankommt. Sie suchen dann in der ganzen Welt herum nach Gründen, nur nicht da, wo sie jedesmal liegen müßten, wenn Einer zum Anderen sagt: „Willst du mein sein?"

Am nächsten Vormittag schon war das Stübchen

im letzten Fischerhause so besucht, wie das Boudoir irgend einer Frau vom Stande in der großen Stadt. Eine Visite drängte die andere, und jeder Besuch war natürlich ganz zufällig und nur aus freundnachbarlichen Rücksichten abgestattet. Wunderlich nur, daß sie Alle immer nach einer kurzen Einleitung auf dieselbe Frage kamen. Annika als kluge Frau hatte das vorausgesehen und sich überlegt, daß es gar nicht lohnen würde, den Versuch zu machen, den Gevattern Etwas aufzubinden, da das Gerede dann noch größer sein und ihrem Ruf vielleicht schaden könnte. Sie befriedigte also die Neugierde vollkommen, setzte nun aber um so mehr durch die nachfolgende Erklärung in Staunen, daß sie entschlossen sei, nicht wieder zu heirathen. Ein Schrei der Entrüstung war die Antwort. Einen solchen Antrag ausschlagen? Den reichen Konrad Hilgruber abweisen? Das wäre ja die reine Narrheit! Ob sie etwa auf den Kronprinzen warten wolle? Oder ob ihr der Krüger nicht hübsch genug wäre, der doch ein ganz respectabler Mann geworden sei und blos die Hand auszustrecken brauche, um die reichste Köllmertochter daran zu haben. Sie wisse gar nicht ihr Glück zu schätzen, sonst hätte sie sich auch nicht eine Minute besonnen! Ob sie etwa hier auf der Nehrung so lange spinnen wolle, bis ihr Peter mit dem Fischerkahn ausfahren und Etwas verdienen könne? Denn das solle sie doch nur nicht glauben, daß die arme Dorfschaft eine so junge Person, noch dazu mit ihrem Kinde, füttern werde, wenn es bekannt sei, daß sie aus purem

Eigensinn eine reiche Heirath ausgeschlagen, die auch ihnen selbst hätte von Nutzen sein können, da man doch wüßte, an wen man sich in der Noth zu wenden hätte. Wenn sie wirklich das Fischerhaus verkaufe, könne sie von dem Gelde doch nicht lange leben und werde noch die Hälfte dem Gericht für das Kind einzahlen müssen. Dann könne sie bei fremden Leuten dienen gehen und den Jungen in Pflege geben! — Solche und ähnliche Reden, bald freundlich, bald unfreundlich vorgebracht, mußte sie von allen Seiten hören, so daß sie zuletzt schon ganz kleinlaut wurde und nur schüchtern Einwendungen machte. Und wenn sie dann wieder mit sich allein war, konnte sie sich doch nicht abstreiten, daß die Leute in vielen Punkten Recht hätten und daß es wirklich mit ihrer Zukunft schlecht aussehe, besonders da sie nun auch das kleine Capital fortgegeben, das früher bei ihren Berechnungen eine wichtige Rolle spielte. Sie nahm die alte Bibel vor und las eifrig darin, um sich Trost zu erholen. Aber es wollte Alles auf ihren Fall nicht recht passen, und wenn sie spät zu Bett ging, drückte sie das Gesicht in die Kissen und weinte und betete: „Gott erleuchte mich."

Konrad Hilgruber war bei schönem Wetter ausgefahren, aber ehe er noch das jenseitige Ufer erreicht hatte, hob ein plötzlich losbrechender Sturm die schwarze Wolke, die den Horizont umlagerte, auf und trieb sie über das Haff. Seine Braunen mußten alle ihre Kraft daran setzen, den Schlitten durch die Schnee-

berge zu schleppen, die an einzelnen Stellen zusammengewirbelt wurden. Erfroren, durchnäßt und nicht in der besten Laune langte er zu Hause an und mußte sich obendrein noch die Frage gefallen lassen, warum er die schöne Annika nicht lieber gleich mitgebracht habe. „Nach drei Tagen entscheidet sich's, Mutter," sagte er ärgerlich und ging auf sein Zimmer.

Der Sturm hielt an und brachte wieder Regen. Mit Besorgniß sah der Krüger am folgenden und nächstfolgenden Tage auf das Haff, wo sich der Schnee mehr und mehr in Wasser auflöste. Noch war der Grund fest, aber wegen der offenen, nur nicht überall sichtbaren Spalten nicht zuverlässig. In der Krugstube wurden viel Geschichten von verunglückten Heufuhren erzählt, und das allgemeine Urtheil war, daß das Eis in kurzem ganz aufgehen werde. „Nur noch zwei Tage muß es halten," dachte der Krüger bei sich — „hinüber muß ich!"

Als nun aber die festgesetzte Zeit verstrichen war, überkam ihn doch einige Bangigkeit. Es war nicht so sicher, daß sein Wagniß gelingen und er gesund zurückkehren würde. Er konnte es nicht übers Herz bringen, diesmal von seiner Mutter zu scheiden, ohne sich mit ihr ausgesprochen und ihr ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben. Er suchte sie deshalb früh Morgens in ihrer Schlafstube auf, schloß die Thür ab, damit Niemand ihn störe, und setzte sich zu ihr ans Bett. „Mutter!" begann er mit fast feierlichem Ernst, „ich habe der Annika versprochen, heute zu ihr hinüber-

zukommen und ihre Antwort zu hören, ob sie mich mag. Ich werde fahren!“

Die Krügerin sprang im Bett auf und starrte ihn mit großen Augen an. „Bist du toll geworden?“ schrie sie ihn an. „Heute über Haff fahren? Und dieser Person wegen?“

„Ich werde fahren,“ antwortete er fest und bestimmt. „Darüber sprechen wir nicht weiter. Aber wenn du mich ruhig anhören willst, möchte ich dich von Allem unterrichten, wozu ich in Zukunft entschlossen bin, für den Fall, daß die Annika mich nimmt, und für den Fall, daß die Annika mich nicht nimmt.“

Sie schlug eine helle Lache auf: „daß sie dich nicht nimmt? Das fehlte wirklich nur noch, daß du dir dort einen Korb holst. So albern ist die Annika nicht!“

„Du kennst sie eben nicht,“ antwortete er achselzuckend. „Sie ist nicht wie andere Weiber. Ich bin ihrer Zustimmung noch durchaus nicht sicher, und gerade deshalb muß ich heute hinüber, mag's kommen, wie es kommt, damit sie nicht denkt, ich sei anderen Sinnes geworden. Giebt sie mir aber ihr Jawort, dann wär's freundlich von dir, Mutter, wenn du dich bei Zeiten darauf vorbereiten möchtest.“

„Und ich sage dir,“ fuhr die Alte auf, „daß das Matrosenweib mir nicht ins Haus kommt, solange ich darin bin,“ und gesticulirte ihm lebhaft mit beiden fleischigen Händen vor den Augen.

„Dann wird Nichts übrig bleiben, als daß du gehst,“ sagte er zögernd und leise, aber doch nicht

unschlüssig, und fügte, als er sie wie versteinert sitzen sah, mit einem Seufzer hinzu: „oder daß ich mich anderwärts anbaue, Mutter!"

Diese ganz unerwartete Energie imponirte ihr denn doch. Freilich kostete es einige Minuten, bis sie sich die ihr gestellte Alternative klar gemacht hatte; dann aber setzte sie das Gespräch nicht im früheren Tone fort, sondern warf sich auf die Seite, stemmte den Ellenbogen ins Kissen und den Kopf auf die Hand, brummte ärgerlich einige unverständliche Worte vor sich hin und fing dann ruhiger und gemäßigter an, ihre Gründe gegen die ihr so verhaßte Partie vorzubringen. Er hielt wacker Stand und ließ sich nicht aus dem Sattel heben, selbst als sie schließlich zu Bitten ihre Zuflucht nahm und in aufrichtiger Besorgniß über das waghalsige Unternehmen ihres Sohnes in Thränen ausbrach. „Mit deinem kranken Vater hab' ich Nichts als Noth und Sorgen gehabt," klagte sie, „und nun wirst du noch das Deinige dazu thun, daß ich im Alter meine einzige Stütze verliere." Er stand bewegt auf, küßte sie auf die Hand, mit welcher sie die Augen bedeckt hatte, und fragte: „Wirst du freundlich hinterher deine Zustimmung geben, wenn ich jetzt die Fahrt aufschiebe?" Sie schluchzte weiter. Erst als er die Frage nochmals dringlicher wiederholte, antwortete sie ausweichend: „Ach! Du wirst dich anders besinnen." Er preßte die Lippen zusammen, verzog das Gesicht zu einem bitteren Lächeln, schüttelte den Kopf und ging.

Als sie aus dem Bett gesprungen war, die Kleider übergeworfen hatte und vor die Hausthür trat, verließ er bereits den Hof und lenkte nach dem Flusse zu. Sie sah das Aufwasser hoch aufspritzen, als die Pferde die Böschung des Ufers hinabtrabten.

Es war eine Fahrt, bei der auch dem Muthigen das Herz schlagen konnte. Von der See her bäumten sich die schwarzen Wolken wie riesige Ungethüme auf, kämpften mit einander, ballten sich zu dichten Massen zusammen, rissen plötzlich wieder ab und jagten mit zerzausten Rändern, einander verfolgend und theilweise überholend, über den bleichen Himmel. Von Zeit zu Zeit brach ein Sonnenstrahl durch die von einem heftigen Windstoß geöffnete Lücke und beleuchtete grell und strichweise die weite Fläche, die wie ein uferloser See dalag, aus welchem hin und her niedrige Schneedämme oder schmutziggraue Eisinseln auftauchten. An manchen Stellen war die Fahrstraße durch kleine Tannenbäumchen kenntlich gemacht, welche nun zum Theil tief im Wasser standen oder auch bereits ihren festen Stützpunkt im Eise verloren hatten und umgefallen waren, so daß die Wellen darüber hinwegschälten. Soweit man umschaute, war kein lebendes Wesen zu entdecken, und die Nehrung lag fern, trostlos grau und öde, oft nur in unsicheren Umrissen erkennbar. Die Pferde trieften von Schweiß, dampften wie kochendes Wasser und wagten nur zitternd Schritt nach Schritt, oft über ein verborgenes Eisstück stolpernd oder in ein ausgewaschenes Loch einbrechend. So

ging es fast zwei Stunden fort, und nicht viel mehr als die Hälfte des Weges war zurückgelegt. Die ermüdeten Thiere konnten nicht mehr vorwärts, er mußte auf einer verhältnißmäßig trockenen Stelle Halt machen.

In der Aufregung und stets die gespannteste Aufmerksamkeit auf das Fuhrwerk richtend, hatte er bisher keine Zeit gehabt, an sich selbst zu denken. Erst jetzt, wo er ermattet die Leine und Peitsche fallen ließ und auf das Chaos rund um sich her ausschaute, fing seine Phantasie zu arbeiten an. Es war ihm, als ob die Wolken immer tiefer zur Erde strebten und ihn vom Boden fortwirbeln wollten; sein Ohr vernahm unheimliche Töne, als ob unter ihm die Wellen am Eise nagten, als ob bald hier bald dort von unten her gegen die Decke gehämmert würde, um zu proben, wo sie am dünnsten sei und am leichtesten brechen werde. Mitunter war's, wie wenn in der Ferne Kanonen gelöst würden und dumpf hinüberdröhnten, und dann knatterte plötzlich das Kleingewehrfeuer ganz in der Nähe, daß er entsetzt aufsprang. „Und wenn sie dich nicht liebt!" stöhnte er; „lieber gleich hier begraben sein!"

Er hielt's keine Viertelstunde aus, bewegungslos in dieser schrecklichen Einöde. Wieder peitschte er die Pferde an, wieder mußte er vom Damm herunter ins Wasser, das bis zur Nehrung zu reichen schien; jede Marke für den Weg verschwand, nur das letzte Fischerhaus drüben gab ihm die Richtung an. Und plötzlich stolperten die Pferde, zogen den Schlitten mit einem

heftigen Ruck an und versanken vor ihm. Mit einem jähen Schrei sprang er hinaus. — —

Annika hatte die letzte Nacht kein Auge zugemacht. Zwar wiederholte sie sich tausendmal: „Er wird nicht kommen — er kann nicht kommen — Gott sei Dank, daß er nicht kommt!" Aber je weiter die Zeit vorrückte und je näher die Stunde kam, in der er so fest versichert hatte, sich wieder einzufinden, desto unruhiger schaute sie aus dem Fenster auf das Haff hinaus, nach der Richtung hin, die er nehmen mußte. „Es wäre Tollheit," sagte sie sich, aber: „Er wäre dessen fähig," mußte sie jedesmal hinzusetzen. Sie ahnte die Leidenschaftlichkeit seiner Neigung und war nicht unempfindlich gegen die Vorstellung, daß er sich ihretwegen in Gefahr bringen könne.

Endlich kam es ihr so vor, als ob sie einen schwarzen Punkt auf der Eis- und Wasserfläche in Bewegung sähe. Sie strengte ihr Auge an und sah den schwarzen Punkt nun ganz deutlich, aber die Bewegung hörte auf. „Es ist Täuschung," dachte sie; aber sie ging doch hinaus und eine Strecke auf den Sandberg hinter dem Hause hinauf, von wo sie eine weitere Umsicht hatte. Die schwarze Stelle auf dem Eise war nicht zu verkennen, aber bei dem trüben Wetter und der weiten Entfernung ließen sich die Umrisse nicht deutlich unterscheiden. Und wenn es der Schlitten war, warum stand er still? Sie erinnerte sich, daß ihr Mann einmal ein kleines Fernrohr von England mitgebracht und zurückgelassen hatte. Eiligst kehrte sie

zum Hause zurück und suchte es aus dem Kasten hervor. Als sie auf ihren früheren Standpunkt zurückkehrte, konnte sie mit bloßen Augen bemerken, daß die dunkle Masse wieder fortrückte. „Er ist's," rief sie. Gleich darauf gab ihr das Glas die Ueberzeugung, daß sie nicht irrte. Mit beklommenem Herzen folgte sie dem Schlitten, wie er sich langsam und meist im Wasser näherte; die Zeit schien sich endlos zu dehnen. Sie wußte, daß ein breiter Eisriß zu passiren war, und zitterte vor dem Gedanken, daß die Pferde ihn verfehlen könnten. Mehrere Nachbarn fanden sich ein und schauten gleichfalls neugierig und ängstlich hinüber, etwa wie man vom Strande aus ein Schiff beobachtet, das im Sturm den Hafen sucht. Plötzlich ließ die Fischersfrau das Glas fallen und kreischte laut auf: „Er versinkt — zu Hülfe!" Die übrigen Zuschauer, denen das Verschwinden des Schlittens nicht unbemerkt geblieben war, machten sich gleichfalls durch verschiedene Ausrufungen Luft, rührten sich aber nicht von der Stelle. „Zu Hülfe!" wiederholte Annika, „es ist der Krüger!" — „Dem nützt sein Geld nichts mehr," hieß es: „ein Wunder, daß er noch so weit gekommen ist."

Aber die Fischersfrau beruhigte sich nicht so bald. Sie lief nach dem Hause hinunter, riß einen Handschlitten aus dem Stall, raffte einige Stangen zusammen, die unter die Dachbalken geschoben waren, und machte sich auf den Weg nach dem Haffe. Nun faßten auch die Männer Muth, folgten ihr und rathschlagten,

was zu thun sei. Man kam überein, ein leichtes Boot auf zwei Schlitten zu setzen und so den Versuch zu wagen, über das Eis und die offenen Blänken die Unglücksstelle zu erreichen. Annika ließ sich nicht abhalten, sie zu begleiten; sie watete, in jeder Hand eine Stange, um sich beim Einbrechen zu sichern, durch das Schneewasser voran. Es war nicht leicht, in der Richtung zu bleiben, da jeder Anhaltspunkt fehlte, aber endlich fand man doch nicht weit von dem Spalt das schwimmende Heupolster, das sich vom Schlitten losgelöst haben mußte. Man machte das Boot frei und setzte über, soweit das Wasser tief genug war. „Dort!" rief Annika, und zeigte auf einen Schneehaufen, der die Fläche überragte. Ein Mensch lag dort, mit dem Oberkörper auf dem Schnee, mit den Füßen im Wasser, scheinbar regungslos. Nach wenigen Minuten war man dort. „Konrad Hilgruber!" rief Annika, neben ihm niederstürzend und seinen unbedeckten Kopf auf ihren Arm hebend. Wie vom Tode erweckt, schlug er die Augen auf, sah mit einem unbeschreiblich glückseligen Blick in ihr übergebeugtes Gesicht, und fiel dann in Ohnmacht zurück.

Man trug ihn nach dem Boot und erreichte glücklich das Fischerdorf.

Am nächsten Tage ging bei heftigem Sturm das Haff auf. Konrad Hilgruber lag krank in der Hütte eines Fischers, und Annika saß neben seinem Bett, eifrig damit beschäftigt, ihn zu pflegen.

---

## VI.

Es gab wieder eine Hochzeit, und eine stattliche obendrein. Das kleine Fischerhaus war von unten bis oben mit grünen Birkenreisern geschmückt; um Thür- und Fenstergerüste zogen sich Tannenguirlanden, in welche bunte Blumen und Bänder eingebunden waren; ein Gemisch von gehackten Tannen und gelben Blüten war von der Hausthür bis zum Hof hinunter über den weißen Sand gestreut, und auf dem mit Laubwerk ausgeputzten Mast vor dem Hause wehte unter dem rothen Wimpel eine große Fahne mit einem mächtigen schwarzen Adler, sobald von Zeit zu Zeit einmal ein Luftzug das Flaggentuch hob. Das geschah freilich, wie gesagt, nur von Zeit zu Zeit, denn es war ein stiller Sommertag, und der blaue Himmel wölbte sich so hoch und rein über der freundlichen Erde, als ob er nie vorher durch ein Wölkchen getrübt gewesen wäre und nie wieder getrübt werden könnte. Die Nehrung selbst schien hochzeitliche Toilette gemacht zu haben, so sauber hoben sich die weißen Sandberge im Sonnenschein von dem lichtblauen Hintergrunde ab, und das Haff lag so ruhig da, wie ein stiller Landsee; kaum daß die durchsichtig grünliche Fläche sich an den nahe dem Ufer vorragenden Steinen ein wenig hob und senkte, oder ein darüber fortstreichendes Lüftchen den Wasserspiegel kräuselte. Es war eine feierliche Ruhe in der ganzen Natur.

Am Haffstrande zeigte sich eine kleine Flotille von

Fischerbooten, alle mit grünem Laubwerk und bunten Wimpeln geschmückt. Ein größeres namentlich war mit einem förmlichen Laubdach überdeckt und fast luxuriös beflaggt. Es stellte das Brautboot vor und lag recht in der Mitte, mit der Spitze ein wenig aufs Land gezogen, damit man trockenen Fußes hineingelangen könnte. Rechts zogen sich die Boote der Nehrunger Fischer hin, von denen kein einziges zurückbleiben wollte, links die der Hochzeitsgäste von drüben, soweit dieselben sich bei der Abholung betheiligten. Kein freundlicheres Bild ließ sich aussinnen.

In dem Fischerhause und vor demselben war ein buntes Leben und Treiben. Aus den geöffneten Fenstern der kleinen Stube tönte Musik, zwei Violinen, ein Baß, eine Clarinette und ganz besonders vernehmlich eine Trompete, die so oft als möglich die ihr angewiesene Mittelstimme verließ und mit der Clarinette um die Wette hoch hinauf fistulirte. Die Musikanten saßen in einer Ecke auf einer trittartigen Erhöhung und hatten ein Fäßchen Bier in ihrer Mitte, dem namentlich der Trompeter oft mitten im Spiel herzhaft zusprach, um dann um so kräftiger wieder einzusetzen. In der Ecke gegenüber war nach littauischer Sitte die Brautlaube von grünen Birkenzweigen errichtet, und davor standen lange, mit weißem Linnen bedeckte Tische, beladen mit ganzen Schüsseln von Fladen und Topfkuchen, Bierkannen und Liqueurflaschen. Es war immer ein dichtes Gedränge rundumher, denn die Gäste, sämmtlich in ihren besten

Sonntagskleidern und mit den vergnügtesten Feiertagsgesichtern, ließen sich durchaus nicht nöthigen. Sie wußten ja, daß es dem reichen Konrad Hilgruber eine rechte Freude war, wenn sie ihm schlagend den Beweis lieferten, wie gut es ihnen schmeckte, und wo möglich gar keinen Rest in Schüsseln und Flaschen ließen. Hatten sie doch gehört, daß dies nur ein kleiner Morgenimbiß wäre, und daß drüben im Kruge noch ganz andere Vorräthe aufgespeichert lägen und ihrer harrten.

In der Brautlaube saßen Konrad und Annika. Sie trug ein Kleid, nach deutscher Sitte gemacht, wie es sich für die künftige Krügerin ziemte, und eine Haube mit Blumen, die ihr ein recht fremdes Aussehen gab, aber von allen Anwesenden am meisten bewundert wurde. Der Bräutigam hatte allen Grund, kein Auge von ihr zu lassen, denn sie war wunderschön trotz der bleichen Gesichtsfarbe und zumeist niedergeschlagenen Augen. Er hielt ihre Hand gefaßt und sprach ihr von Zeit zu Zeit freundlich zu, und dann lächelte sie still und nickte ein wenig, ohne zu ihm aufzusehen, und streichelte mit der anderen Hand das blonde Haar des kleinen Peter, der vor ihr stand und den Kopf hinten über auf ihren Schoß gelegt hatte, eifrig bemüht, einem ungeheuren Stück Rosinenfladen möglichst schnell den Rest zu geben.

„Ich bin so froh, Annika," sagte er herzlich, „daß nun endlich der Tag gekommen ist, der uns vereint. Dir verdanke ich mein Leben; aber das Leben wäre

mir wenig wert gewesen, wenn du dich nicht zugleich entschlossen hättest, es mir lieb zu machen. Ach, ich war recht arm vorher, und nun möchte ich mit keinem Menschen auf der Welt tauschen!"

Sie drückte seine Hand und schwieg.

„Und du solltest auch froh sein, Annika," fuhr er leiser flüsternd fort, „und den Leuten zeigen, daß du gern meine Braut bist und daß sie dir liebe Gäste sind. Ich weiß, daß du mir gut bist, aber ich wollte, daß Jeder es sehen und seine Freude daran haben möchte."

„Laß mir Zeit!" bat sie, indem sie den Kopf auf seine Schulter neigte. „Es wird sich finden, wenn wir erst drüben sind und Alles vergessen sein wird, was hier —"

Ihre Stimme wurde unsicher; sie drückte das Tuch vor die feuchten Augen, schmiegte sich aber fester an ihn, um gleichsam durch ihre Zärtlichkeit den Eindruck zu mildern, den die Rückerinnerung an eine ihm unliebe Vergangenheit hervorgerufen haben mußte.

Er verstand sie. „Wenn du willst," sagte er, „so brechen wir sofort auf; mir ist's recht."

„Nein, nein!" antwortete sie schnell und wie erschreckt. „Nicht vor der bestimmten Zeit. Wer weiß, wann ich wieder einmal hier einspreche — und ich habe das Haus doch lieb gehabt." Dann sah sie ihn freundlich an, streichelte seine Backe und sagte recht mild und zutraulich: „Das mußt du mir nicht verdenken, Konrad; auch dein Haus soll mir lieb werden."

Es kamen Hochzeitsgäste heran und hinderten die Fortsetzung des Gesprächs. Die Fischersfrauen der Nachbarschaft konnten nicht viel und nicht laut genug von dem Glück reden, das Annika machte. „Das passirt einem Nehrunger Kind selten,“ meinte die Hanna Pippis, eine kleine, ziemlich beleibte Person mit verdächtig gerötheter Nase, „daß es so zu Wohlstand kommt. Aber freilich bist du auch eigentlich kein rechtes Nehrunger Kind,“ setzte sie hinzu, „und hast das Glück schon mitgebracht, denn den Peter Klars hätte auch Manche von hier gern genommen.“

„Aber das muß wahr sein,“ wandte sich Urte Gulbis an den Bräutigam, „Sie bekommen eine gute Frau, mit der Sie gewiß auskommen werden; sie ist mild wie ein Lamm und hat niemals einen Streit gehabt. Alles was recht ist!“ Der Krüger reichte der auffallend langen und starkknochig gebauten Fischersfrau lachend die Hand und ließ sich dieselbe derb schütteln. Er wußte, daß sie in dem Ruf stand, ihren Mann zu prügeln, wenn er nicht nach ihrer Pfeife tanzen wollte, und würdigte ihr Lob also um so mehr. „Ich denke, Ihr seid für strenges Regiment, Urte,“ scherzte er.

„Immer wie es sein muß, Herr Krüger,“ antwortete sie ganz ernst zustimmend; „wenn der Mann liederlich ist, muß die Frau ihm die schlechten Gedanken austreiben. Na — das wird hoffentlich bei Ihnen nicht nöthig sein!“

Die alte Lene war in ihrer Art ganz sentimental

gestimmt, hatte fortwährend die weiße Schürze vor den Augen und greinte: „Ach, du mein Gottchen, wer hätte das gedacht, als hier so großer Gram war über den armen Peter Klars und als nachher der alte Mann, sein Vater, hier in dieser Stube krank lag und ich bei ihm wachte, und die junge Frau gar nicht wußte, ob sie nun Wittwe sei oder nicht — wer hätte das gedacht —! Und nun solche große Hochzeit mit Essen und Trinken vollauf, und drüben ein stattliches Haus mit der schönen Wirthschaft, Scheunen und Ställe, Vieh und Pferde — da wird der kleine Peter alle Tage reiten können — ja wohl, mein Goldchen, das wirst du, und kannst dir aussuchen den Braunen oder den Schimmel; und wenn die alte Lene herüberkommt und zum Doctor will, dann wirst du sie nicht auf ihren alten Füßen laufen lassen, sondern anspannen lassen, wie ein großer Herr, für die alte Lene, die dich manches Mal auf den Armen getragen hat. Nicht wahr, das wirst du, mein Goldfischchen?"

Dabei kauerte sie vor dem Kleinen nieder und küßte ihm die Hände und streichelte der Braut die Kniee. „Nein! Du wirst kein Seemann," plauderte sie weiter, „du wirst kein Seemann, wie dein Vater, Peterchen. Das Wasser hat keine Balken — und mein Mann ist auch ertrunken, als einmal das Fischerboot umschlug. Aber mich hat hinterher Keiner gefreit, und ich habe mir kümmerlich mein Brot verdienen müssen — ach Gott, ach Gott!"

Auch Hans Niels, der Graukopf, lebte noch, aber

er war ganz blind geworden und tappte mit dem Stock umher. Die jungen Leute reichten ihm von Zeit zu Zeit ein Gläschen Kümmel und amüsirten sich über seine Redseligkeit. Da er nur mühsam einzelne Worte auffing, die ihm ins Ohr geschrieen wurden, so wußte er nicht recht, was die ganze Festlichkeit zu bedeuten hatte, und reimte sich wieder in seinem schwachen Kopf eine ganz eigene Geschichte zusammen. Er erinnerte sich, daß Peter Klars zur See gegangen war und die Annika heirathen wollte, aber, daß er sie wirklich geheirathet hatte, war ihm in Vergessenheit gekommen, und da er nun Etwas von Hochzeit hörte, meinte er nicht anders, als daß der Seemann, den man schon für todt gehalten hatte, zurückgekehrt sei und die Annika heimführe. Er hatte schon viel wunderliches Zeug darüber zu den Gästen gekost und wollte nun zum Brautpaar gebracht sein, um ihm den Segen zu geben. Er tappte am Tisch entlang bis zur Brautlaube, immer vor sich hin sprechend: „Wo ist die Annika? Ich kenne doch wohl die Annika — die hübsche Braut — wo ist denn die Annika und der Bräutigam, mein Junge — wo denn?"

Annika war froh, die alte Lene in ihren Herzensergüssen auf gute Art unterbrechen zu können, stand auf, reichte dem zitternden Greis die Hand und sagte ihm ins Ohr: „Hier, Hans Niels, setz dich zu mir."

Er lachte vergnügt. „Kann stehen, kann stehen," schmunzelte er, immer mit dem Kopf nickend; „werde mich doch nicht in die Brautlaube setzen! Ja, vor

fünfzig Jahren — vor fünfzig Jahren, da ging's schon — ha, ha, ha. Aber du hast einen guten Platz da — einen sehr guten Platz. Der Peter Klars ist ein braver Junge — hab' ihn ja über die Taufe gehalten vor fünfzig Jahren — oder ist's noch nicht so lange her? Kann sein, kann sein; aber brav ist er wie sein Vater, der Peter Klars, und sein Großvater, der hieß auch Peter Klars. Ja, was ich sagen wollte — du bist auch brav, Annika, und den braven Leuten geht's am Ende immer gut. Hast treu am Peter gehalten — obgleich alle Leute sagen, daß er auf der See ertrunken sei! Immer wie Gott will — wie Gott will; es ist auch nicht Alles wahr, was die Leute sagen — immer wie Gott will. — Meine Dore hat dazumal auch auf mich warten müssen, lang, lang — fünfzig Jahre — oder nein, fünf Jahre, ganz recht, lange fünf Jahre; aber sie ist mir treu geblieben, bis sie starb; dafür kann kein Mensch, und nun find' ich sie gewiß einmal im Himmel. Wo ist der Peter Klars — deine Hand, mein Junge! Sagten schon Alle, daß du ertrunken wärest — aber es ist nicht Alles wahr, was die Leute sagen."

Einer von den Nachbarn schrie ihm ins Ohr: „Das ist ja der Konrad Hilgruber, mit dem sie Hochzeit macht!"

Der Alte nickte freundlich. „Hilgruber, ganz recht — das ist der Krüger drüben im Dorfe, ich kenn' ihn wohl, er hat eine schlimme Frau. Na, mag er sehen, wie er mit ihr zurecht kommt, er hat das

Geld dazu. Sein Schnaps und Bier soll uns schmecken, Kinder. Juchhe!"

Er versuchte am Stock einen Hopser zu machen und wäre dabei bald rücklings übergefallen. Man lachte allerseits, nur die Annika lachte nicht, und der Bräutigam sah verlegen lächelnd zur Erde. Die Annika überließ der alten Lene den kleinen Peter und ging zur Thür hinaus und um das Haus herum, wo keiner von den Gästen sie störte, kniete in den Sand nieder und wehrte den Thränen nicht länger, die sie so lange gewaltsam hatte zurückpressen müssen. Sie meinte es gar nicht überleben zu können, von dem Fischerhause zu scheiden, in dem sie einst so glücklich gewesen war. Es überkam sie der Gedanke, daß man auch den Todten treu sein müsse, wenn man sie recht geliebt habe, und wieder regte sich der alte Zweifel: ist er auch wirklich todt? Sie hätte gern nur noch einmal auf die hohe Düne steigen und aufs Meer schauen mögen, das sein Grab sein sollte. Aber sie konnte nicht hinauf, ohne von den Hochzeitsgästen gesehen zu werden, und sie überlegte auch, daß sie den guten Konrad nicht kränken dürfte, der doch nicht mit ihr fühlen könnte. Schon wurde es auch vor dem Hause laut; man lief nach dem Strande, um die Kähne flott zu machen, und erkundigte sich, wo die Braut geblieben sei. Sie durfte nicht länger verweilen, wenn sie nicht das ganze Fest stören wollte. Als sie sich erhob und einige schwankende Schritte machte, mußte sie sich an der Mauer halten; aber sie raffte gewaltsam alle Kraft

zusammen, trocknete die Augen und trat mit heiterem Gesicht unter die Gäste. Nur Konrad wußte, daß sie geweint hatte, und wußte, warum.

Man fuhr ab. Die Musik auf einem besonderen Boot voran, dann das Brautboot mit der grünen Laube gleich hintendrein, und nun das Gefolge ohne feste Ordnung, wie ein Keil, dessen breite Seite dem Lande zugekehrt war. Annika sah nicht mehr zurück. Sie lehnte sich an die Brust des Bräutigams, der sie umfaßt hatte, und flüsterte ihm zu: „Jetzt ist's überwunden — ganz gewiß." — „Zeige meiner Mutter ein recht frohes Gesicht," bat er, „sie macht sich sonst Gedanken." —

Im Dorfe blieben nur einige Ausgedinger und alte Frauen bei den Kindern zurück, und Niclas Binsas der dreizehnjährige Hütejunge, mußte wieder zu den Pferden auf die ziemlich entlegene Weide, die er nur auf eine Stunde hatte verlassen dürfen, um doch auch von der Hochzeit Etwas abzubekommen. Er war Ortsarmer und schon vom siebenten Jahre ab drüben als Gänsejunge vermiethet gewesen, seit vorigem Jahre aber nach seiner Einsegnung nach Hause genommen, um zu allerhand Diensten gebraucht zu werden. Als die kleine Flotte abfuhr, war er schon unterwegs über die hohe Düne nach der Wiese, die im Schutz einiger Birken und Weiden zwischen den Sandbergen lag. Er sah oft zurück nach den abfahrenden Kähnen und wäre gar zu gern auch des Krügers Gast gewesen. Aber er hatte nicht einmal einen Sonntagsrock und

mußte sich solche Gedanken ganz und gar vergehen lassen.

Als er oben anlangte, hatte er die weite, spiegelglatte See vor sich. Ganz in der Ferne war ein Schiff sichtbar, das nur langsam von der Stelle rückte, obgleich die Masten bis hoch hinauf mit Segeln behängt waren. Es steuerte in der Richtung nach der Hafenstadt. Da Niclas sonst Nichts zu thun hatte, warf er sich in den Sand und machte sich einen Zeitvertreib daraus, das Schiff zu beobachten, auf dem freilich selbst sein scharfes Auge einzelne Theile nur schwer zu unterscheiden vermochte.

Bei dieser Ausschau in die Ferne war ihm anfangs entgangen, daß sich noch ein anderes Fahrzeug auf dem Wasser zeigte. Es war ein Ruderboot, das sich in der Richtung vom Schiffe her nach dem Strande zu bewegte. Erst als es sich bis auf eine kleine halbe Stunde genähert hatte, fiel es ihm in die Augen und fesselte nun seine ganze Aufmerksamkeit. War es in der That schon nichts Gewöhnliches, daß ein Schiff an dieser Stelle so nahe der Nehrung seinen Cours auf die Seestadt hin nahm, so mußte noch mehr auffallen, daß hier ein Boot ausgesetzt wurde, selbst wenn das schöne Wetter eine Landung ganz ungefährlich machte. Bald erkannte Niclas deutlich zwei Ruderer, einen Mann am Steuer und einen vierten Mann vorn in der Spitze, der nicht beschäftigt war. Seine scharfsinnigsten Combinationen reichten nicht aus, das Räthsel zu lösen.

Das Boot lief auf den Sand. Der vierte Mann ergriff einen Packen, der auf dem Boden unter der Ruderbank lag, verabschiedete sich von den Uebrigen und sprang hinaus. „Aha, ein Schmuggler!" dachte Niclas. Das Boot stieß sofort wieder ab, machte Kehrt und stach in die See. In einiger Entfernung vom Lande wurde ein Mast mit einem Segel aufgerichtet; doch konnten wegen des stillen Wetters die Ruder nicht ganz entbehrt werden.

Der Mann, der ans Land gesprungen war, geberdete sich ganz unsinnig. Er warf sich auf die Erde nieder und drückte das Gesicht in den Sand, blieb eine Weile so liegen, richtete sich dann wieder auf, kniete nieder und hob die Arme wie ein Betender zum Himmel. „Das scheint ein Toller zu sein, den sie haben aussetzen müssen," calculirte Niclas. Es wurde ihm etwas ängstlich zu Muth, als der Fremde seinen Packen aufnahm und sich auf den Weg landeinwärts machte. Er sah ihn über den Strand gehen und bald darauf auf der niedrigen Vordüne erscheinen, wo er sich nach rechts und links umschaute, offenbar um sich zu orientiren. Dabei konnte ihm Niclas nicht unbemerkt bleiben, zumal derselbe aufgestanden war, um bequemer beobachten zu können. Der Fremde stieg sofort die Vordüne hinunter und schlug die Richtung nach der hohen Düne und nach der Stelle ein, wo der Hirt stand. „Dem wird's schlecht gehen," dachte der Junge, „er kommt gerade in den Trieb-Sand, wenn er zwischen den Sandbergen hindurch will." Aber zu

seiner großen Verwunderung vermied der Fremde die gefährliche, durch äußerliche Kennzeichen kaum unterscheidbare Grenze, machte dann einen kurzen Umweg am Sandberge hinauf und näherte sich darauf erst der hohen Düne. Niclas überlegte jetzt, ob es nicht das Beste sei, davonzulaufen, aber die Neugierde überwand seine Furcht. Jetzt winkte ihm auch der Mann zu, und noch ehe er mit sich schlüssig werden konnte, stand derselbe schon an seiner Seite.

Er war nach seinen Kleidern ein Matrose; ein dichter, blonder Bart umzog das von der Sonne fast kupferroth verbrannte Gesicht, der in den Nacken gedrückte Hut ließ die ganze Stirn frei.

„Bist du aus dem Dorfe?“ fragte er, den Jungen scharf fixirend, als ob er sich wunderte, einen Unbekannten anzutreffen.

„Ja, Herr, ich bin vom Dorfe,“ antwortete Niclas schüchtern. „Seit dem vorigen Jahre haben die Fischer mich hergenommen, weil ich ihnen drüben nicht genug verdiene. Ich bin ein Ortsarmer.“

„So, so — darum,“ murmelte der Matrose und schickte sich zum Gehen an. Nach einigen Schritten hielt er aber wieder, strich sich den Bart, rückte den Hut noch weiter von der Stirn zurück, so daß die blonden Haare sichtbar wurden, machte dann eine schnelle Wendung und kehrte zu Niclas zurück. „Wie geht's da unten?“ fragte er, nach den Fischerhäusern zeigend.

„Ich danke, gut!“ erwiderte Niclas, jetzt schon

vertraulicher geworden, da er merkte, daß ihm der Fremde Nichts anhaben würde. „Wollt Ihr hinab?"

„Ja wohl!" bestätigte der Matrose; „aber ich möchte mich vorher noch nach Diesem und Jenem erkundigen. Willst du mir Auskunft geben?"

Niclas meinte, daß er zu schlechter Zeit komme, da er nur Wenige zu Hause treffen werde. „Sind die Fischer auf dem Haff?" frägte der Fremde.

Der Junge lachte. „Gewiß, aber nicht mit ihren Netzen. Wenn Ihr die Augen anstrengt, könnt Ihr dort noch die Boote auf dem Wasser bemerken."

„Was giebt's denn?" forschte der Andere.

„Hochzeit, Herr, große Hochzeit drüben im Kirchdorf, und unsere Fischer sind dazu eingeladen; die Braut ist von hier."

Der Matrose schien sich wenig für diese Mittheilung zu interessiren. „So, so, Hochzeit —" brummte er, nachdenklich vor sich hinsehend; „wer weiß, wen man zu Hause trifft."

„Zu wem wollt Ihr denn?" fragte Niclas.

Er erhielt keine Antwort darauf; der Andere schien die Frage ganz überhört zu haben. Er wühlte mit dem Fuß im losen Sande und schien unschlüssig, was er zunächst beginnen solle. Nach einer Weile fragte er seinerseits: „Kennst du einen gewissen Peter Klars?"

„Meint Ihr den alten Peter Klars, Herr?"

„Ja wohl, den alten. Ist er vielleicht auch bei der Hochzeit?"

„O nein, Herr!“ erwiderte Niclas, verschmitzt lächelnd, „der geht nicht mehr auf Hochzeit — er ist todt.“

„Todt!“ rief der Matrose mit dem Ausdruck des Entsetzens, daß dem Jungen wieder ganz bange wurde. „Also todt —!“ wiederholte er nach einer Pause fast tonlos und bedeckte die Augen mit der Hand, welcher das Bündel entfallen war.

„Ihr habt wohl seinen Sohn gekannt,“ fragte Niclas theilnehmend, „der auch Matrose war?“

„Ihn selbst — ihn selbst!“ jammerte der Fremde. „Sein Sohn — was weißt du von seinem Sohn?“

„Nun — der ist schon vor mehreren Jahren ertrunken, Herr; es thut mir leid, Euch so schlechte Nachrichten geben zu müssen.“

„Ist er wirklich ertrunken?“

„Ja wohl, darüber ist gar kein Zweifel. Man hat ja sein Schiff versinken gesehen.“

„Das kann richtig sein. Aber muß er auch mit versunken sein?“

„Versteht sich! Sonst wär' er doch ans Land gekommen. Das Gericht sagt auch, daß er todt ist.“

„Das Gericht?“

„Ja wohl! Er ist vom Gericht für todt erklärt, wie sie's nennen.“

Der Seemann riß die Augen weit auf und starrte ihn, bewegungslos wie ein Steinbild, einige Secunden lang an. Dann fingen seine Lippen an zu zittern, und ein grinsendes Lachen verzerrte den Mund. „Also

für todt erklärt —?“ stieß er mühsam heraus; „oho, das geht schnell! Für todt erklärt — ja, dann ist kein Zweifel weiter.“ Die Rede ging in ein unheimliches Lachen über.

Niclas sah ihn verwundert an und wagte nicht, weitere Erklärungen zu geben. Erst als der Matrose ihn fragte: „Wer hat denn solche Eile gehabt, mein Junge?“ zeigte er mit der Hand über das Haff und meinte recht pfiffig:

„Ich glaube wohl, der da drüben.“

„Wer?“

„Nun, der reiche Krüger, Herr?“

„Konrad Hilgruber?“

„Gewiß! Ihr kennt auch den?“

„Und aus welchem Grunde —?“

„Hm! Er ist ja der Bräutigam.“

„Konrad Hilgruber — der Bräutigam — — und die Braut — die Braut —?“

„Nun, das ist ja eben die Annika Klars, des ertrunkenen Peter Klars Wittwe.“

Fragen und Antworten hatten einander gejagt. Mehr und mehr vorgebeugt, und immer hastiger und wilder hatte der Fremde seine Erkundigungen eingezogen. Jetzt, als das Letzte gesagt war, rollten seine Augen, schwollen die Stirnadern blau an; seine Kniee schlotterten und knickten ein, die kräftige Gestalt brach zusammen, wie vom Hiebe einer Axt ins Genick getroffen, machte eine unfreiwillige Bewegung vorwärts

und fiel schwer mit dem Gesicht auf den Sand. Das Alles war ein Augenblick.

---

## VII.

Niclas sprang entsetzt einige Schritte zur Seite, sah ängstlich zurück, gewahrte kein Lebenszeichen und lief in athemloser Hast eine Strecke den Sandberg hinab. Erst in einiger Entfernung machte er Halt und wagte wieder einen Blick rückwärts. Er überlegte, was zu thun sei; noch nie hatte er sich in einer so schwierigen Lage befunden.

Nach dem Dorfe war's noch eine halbe Stunde; bis er Jemand fand, der ihn begleitete, dauerte sicher ebenso lange. Sollte er nicht wenigstens erst nachsehen, was dem Manne fehle, oder ob er wirklich todt sei, wie es den Anschein hatte? Das Herz schlug ihm heftig, aber allmählich fand sich doch wieder ein wenig Muth ein; er beschloß, abzuwarten, ob der unheimliche Gast von selbst wieder zu sich kommen würde.

Darauf mußte er freilich lange warten. Endlich war es ihm, als ob er ein leises Wimmern vernähme, wie wenn ein Kind recht schmerzlich weinte. Er horchte gespannt auf — und ganz recht, jetzt bewegte sich auch der Kopf, und die weit ausgestreckten Hände griffen in den Sand, vielleicht um einen Stützpunkt zu suchen.

Das Mitleid wurde bei Niclas rege, er trat erst langsam und zögernd, dann immer eiliger den Rück-

weg an, kniete neben dem Kranken nieder und war ihm behülflich, sich aufzurichten und auf die Seite zu werfen. Es war ein trauriger Anblick; der Fremde blutete aus Nase und Mund, und in seinem Bart hingen zusammengeballte Klumpen Sand; die halb geöffneten Augen waren wie verglast. Niclas band ihm das Halstuch ab und bemühte sich, ihn zu reinigen, soweit dies ohne Wasser möglich war. „Haltet Euch ruhig," redete er ihm zu; „ich will ins Dorf hinab und Leute herbeiholen."

Der Matrose legte die Hand auf seinen Arm und bedeutete ihm, zu bleiben. Es war ersichtlich, daß er alle Energie des Willens aufbot, sich wieder in den Stand zu setzen, Herr seiner Kräfte zu werden. Er richtete sich mit Anstrengung auf, sah nach dem Haff hinüber, schauerte zusammen und brachte endlich mühsam die Worte heraus: „Das sind sie?"

„Ich sehe die Fischerkähne nicht mehr," antwortete der Hirtenjunge. „Sie müssen bald dort sein."

„Und dann? — in die Kirche?" — stöhnte der Seemann schmerzlich heraus.

„Wahrscheinlich!" bestätigte Niclas. „Vielleicht giebt's aber zuerst auch noch ein großes Essen im Kruge. Es geht heute hoch her."

Der Kranke versuchte aufzustehen, sank aber matt zurück und mußte den Kopf auf den Arm stützen. „Erzähle doch — wie das Alles gekommen ist," bat er, „daß die Annika so schnell" — Er konnte nicht fortfahren.

„Sie selbst hat eigentlich nicht recht gewollt,“ berichtete Niclas, „aber sie haben ihr Alle zugeredet, daß sie eine Närrin wäre, so eine Partie auszuschlagen, da ihr Mann nun doch einmal todt sei und sie nach dem Tode des alten Klars nicht aus und nicht ein wüßte, zumal mit ihrem Kinde.“

„Mit ihrem Kinde?“ fragte der Seemann lebhafter; „es lebt also?“

„Ja wohl, der Junge lebt und ist auch mit drüben, und der Krüger hat versprochen, daß er ihn halten werde, wie sein eigenes Kind, und in die Präcentorschule schicken wolle. Dem wird's einmal nicht fehlen.“

„Weiter — weiter!“

„Ja, die Annika mochte nicht und soll viel geweint haben. Aber nachher kam er das zweite Mal herüber, als schon das Eis aufgehen wollte, und brach mit dem Fuhrwerk ein, daß die schönen Pferde ertrinken mußten, und wurde nur mit Mühe und Noth gerettet und ins Dorf gebracht. Da lag er mehrere Wochen schlecht krank, so daß wir an seinem Aufkommen schon verzweifelten, und seine Mutter glaubte gar, er sei todt, denn beim Eisgange konnte kein Boot hinüber, ihr Nachricht zu bringen. Da soll sie sich schwere Vorwürfe gemacht haben, daß sie von dieser Heirath Nichts hat wissen wollen, denn sie hatte in ihrem Stolz auf eine ganz andere Schwiegertochter gerechnet. Als sich nun aber ihr Sohn der Annika wegen in Lebensgefahr begeben hatte und als sie erfuhr, daß er bei

uns todtkrank liege, da kam sie herüber und sagte ihm, daß er thun könne, was er wolle, und daß sie ihm nicht weiter hinderlich sein werde. Das half ihm denn bald wieder auf die Beine, aber er blieb noch bei uns einen ganzen Monat lang, und da hat denn die Annika endlich auch Vernunft angenommen und nachgegeben, und so ist heute die Hochzeit."

Der Fremde hatte während dieser Erzählung düster vor sich hingesehen und schwer geathmet. „Ich weiß nun Alles," sagte er und nach einer Weile: „ich muß hinüber — auch bei der lustigen Hochzeit sein. Vielleicht komm' ich noch zur Zeit."

„Das wird nicht angehen, Herr," meinte Niclas. „Sie haben sämmtliche Boote mitgenommen."

„Zum Teufel!" rief der Seemann ingrimmig, „auch das noch! Kein einziges Boot zurückgelassen?"

„Soviel ich weiß, nicht," versicherte Niclas. „Der kleine Klarssche Handkahn liegt zwar auf dem Sande, aber der Boden ist an mehreren Stellen ausgefault."

„Ich will nachsehen," sagte der Fremde, nun wirklich aufstehend. „Vielleicht läßt sich schnell ein Brett übernageln. Auf alle Fälle aber bringe die Pferde herunter."

„Die Pferde, Herr?"

„Wir müssen bis zum nächsten Dorfe reiten, dort wird ein Boot aufzutreiben sein."

„Das sind zwei Stunden, Herr, und bis Ihr hinüberkommt —"

„Ich will's so!"

„Aber die Pferde gehören nicht mir."

Der Matrose bückte sich nach seinem Bündel, zog ein Tuch heraus, in welches Geld eingebunden war, und gab dem Jungen einige große Silberstücke. „Ich will's schon mit dem Fischer richtig machen," fügte er hinzu.

Nun widerstand Niclas nicht länger. Er lief nach der Weide, während der Matrose, jetzt schon einigermaßen gekräftigt, den Sandberg hinabstieg.

Er fand das geschmückte, nun wie ausgestorbene Fischerhaus. Die Thür war unverschlossen und nicht einmal angelegt, auch die Fenster standen weit offen, und die Ueberreste der Speisen waren von den Tischen noch nicht abgeräumt; Stühle und Bänke lagen unordentlich umher. Der Fremde schauerte sichtlich, als er seinen Fuß auf die Schwelle setzte; er schien von einer ähnlichen Empfindung ergriffen zu werden, wie Jemand, der ein Haus betritt, in welchem eben eine verbrecherische That verübt worden, deren Spuren noch überall kenntlich sind. Er zögerte einzutreten und lehnte den Kopf gegen das Thürgerüst, indem er die Augen schloß und die Lippen zusammenpreßte, daß sie alle Farbe verloren. Er ächzte und stöhnte wie ein Schwerverwundeter, der mit dem Tode kämpft. Dann aber erfaßte ihn eine plötzliche Wuth; er riß die Birkenreiser herunter und zerbrach sie in tausend Splitter, zerzauste die Tannenguirlanden, die vom Gesimse herabhingen, und trat sie mit Füßen, stürmte in

die Stube über Tisch und Bänke weg und warf die grüne Brautlaube um, deren Blätterbehang schon welk geworden war.

Dabei lachte er wild und stieß Verwünschungen aus; es war, als ob ein böser Geist auf der Stätte aufräumte, auf der noch eben laute Lust und ungebundene Fröhlichkeit geherrscht hatte.

Das Zerstörungswerk war bald beendet; auch seine Kraft erschöpfte sich schnell. Er taumelte hinaus nach dem kleinen Boot zu, das seitwärts vom Hause auf dem Sande lag, und ließ sich matt darauf nieder. Der nach oben gekehrte flache Boden war in der That an einigen Stellen durchlöchert, uud als er mit der Faust daraufschlug, brach das morsche Holz ein.

„Verdammt!" murmelte er ingrimmig zwischen den Zähnen; „es sinkt zehn Schritte vom Lande. Und während ich hier die Zeit vertrödle, gehen sie drüben zur Kirche — Teufelei!"

Endlich nach einer qualvollen halben Stunde kam der Junge mit den Pferden, wenn man diese mit struppigem, glanzlosen Fell überzogenen Knochengerippe dafür gelten lassen wollte. Der Matrose riß Niclas den Zügel des einen aus der Hand, schwang sich darauf und galoppirte das Haff-Ufer entlang mit solcher Eile, daß ihm der Junge kaum zu folgen vermochte. Nach wenigen Minuten waren sie hinter dem Sandberge verschwunden. —

Im Hilgruberschen Kruge ging's flott her, seit der Pfarrer von der Tafel aufgestanden und nach

einem Schlußtoast auf das junge Paar nach Hause gegangen war.

Er hatte in der Kirche eine gebührend lange Rede gehalten und selbst die alte Madame Hilgruber zu Thränen gerührt, die beim Empfang des Brautpaares auffallend steif und förmlich gewesen war, als ob sie keinen Zweifel darüber lassen wollte, daß sie die Partie nicht gerade für ein Glück ansehe. Als dann der Segen über das junge Paar gesprochen war, hatte sie ihre Schwiegertochter vor allen Leuten umarmt und sogar dem kleinen Peter einen Kuß gegeben, was Annika ihr mit einem dankbaren Blick vergalt. Dann war man nach dem Kruge zurückgekehrt, wo in der kleinen Wohnstube ein Tisch für die jungen Eheleute und die Brauteltern, die gleichfalls erschienen waren, für den Pfarrer und einige andere Honoratioren gedeckt stand, während in der großen Krugstube nebenan die übrigen zahlreichen Gäste an langen Tafeln Platz nahmen und sich die aufgetragenen Gerichte gut schmecken ließen, ohne viel auf Nöthigung zu warten. In der kleinen Stube gab's Wein, hier dagegen Bier im Ueberfluß, und wer ein Schnäpschen vorzog, durfte nur seitwärts an den Schenktisch treten, wo heute aus jeder beliebigen Flasche gratis eingegossen wurde. Selbst draußen vor der Hausthür war ein großes Faß Bier aufgestellt, und wer auch nicht zur Hochzeit eingeladen war, konnte sich seinen Krug füllen lassen. An den offenen Fenstern drängte sich die Dorfjugend und trieb zur Kurzweil der Gäste ihre Possen.

Aber das rechte Vergnügen ging, wie gesagt, erst an, als der Herr Pfarrer gegen Abend das Haus verlassen hatte. Jurgis Endoms, der Brautvater, hatte sich in seiner Nähe gar nicht wohl gefühlt und den Augenblick herangesehnt, wo er den sauren Wein, der ihm gar nicht behagte, mit der Schnapsflasche vertauschen könnte. Er war glücklich aus dem russischen Gefängniß entschlüpft und hatte, seit es gewiß war, daß seine Tochter den reichen Krüger heirathen würde, ans Arbeiten gar nicht mehr gedacht. Es hatte Madame Hilgruber eine nicht geringe Ueberwindung gekostet, ihn gleichfalls zur Hochzeit einzuladen und auf gleichem Fuße zu behandeln. Jetzt gab er das Signal zur lauten Lustbarkeit, indem er in die Krugstube eilte, rechts und links die Tische bei Seite schob, eine Liqueurflasche ergriff und bald trinkend, bald tanzend, bald singend unter den Gästen die Runde machte. Auf einen Wink des Krügers räumten die Knechte und Mägde nun das Zimmer ganz auf und schafften Raum für die Musikanten; ein lustiger Walzer ertönte, Konrad forderte seine junge Frau zum ersten Tanz auf, und bald wirbelten die Paare dicht hinter einander, laut jauchzend, durch den Saal, während die älteren Personen nun im kleinen Wohnzimmer Platz nahmen und der Flasche zusprachen. Jetzt erst konnte der Trompeter zeigen, daß er Lunge habe; man duldete nur kleine Pausen zwischen den Tänzen, soviel man brauchte, um selbst etwas Luft zu schnappen, und als erst nach Sonnenuntergang die Lichter auf dem von

Tannenzweigen geflochtenen Kronleuchter angezündet wurden und die Köpfe gehörig erhitzt waren, schien das Vergnügen den Höhepunkt zu erreichen. Annika mußte mit Jedem einen Tanz machen und kam kaum für Augenblicke von der Diele. Konrad bat sie besorgt, sich zu schonen, aber sie antwortete, es schicke sich nicht anders, und darin mußte er ihr freilich Recht geben.

Endlich aber schlug sich Madame Hilgruber ins Mittel; sie nahm ihren Sohn und seine junge Frau bei Seite und theilte ihnen im Geheimen mit, daß sie sich jederzeit zurückziehen könnten; nur müßten sie es die Gäste nicht merken lassen, weil bei deren aufgeregter Stimmung sonst doch viel Lärmen zu gewärtigen sei.

„Gut denn, noch einen lustigen Tanz, Annika," sagte der Krüger, „und dann ins ernste Leben hinein." Sie lehnte sich auf seinen Arm und folgte ihm in den Kreisel der Tanzpaare; aber schon nach wenigen Umdrehungen merkte er an ihrem hastigen Athmen, wie sehr sie erschöpft war, und entzog sich mit ihr in der Nähe der Ausgangsthür wieder dem Strudel, um wo möglich ungesehen zu entschlüpfen. Da — —

Es war ein entsetzlicher Schrei, der plötzlich die Gesellschaft erschreckte und selbst den Trompeter außer Fassung brachte, der noch eben dem mitwalzenden Brautpaare zu Ehren seine brillantesten Läufer losgelassen hatte. Er kam von der Thür her — die Tanzenden stoben aus einander, die Trinkenden brachen

entsetzt aus der kleinen Stube vor, die Musik schwieg. — Annika lag ohnmächtig auf dem Boden, Konrad starrte nach der Thür hin, wie auf ein Gespenst, und dieses Gespenst war der Matrose, der hoch aufgerichtet am Eingange stand, mit seinen Armen den Weg sperrte nnd fürchterliche Blicke auf die Gruppe gegenüber schoß.

Einen Moment herrschte lautlose Stille, dann murmelten die Zunächststehenden zaghaft und leise: „Peter Klars!“ Das Schreckenswort pflanzte sich weiter und weiter fort, wurde immer lauter und vielstimmiger wiederholt. Es wurde von den vor den Fenstern Stehenden aufgefangen und weiter geleitet; bald hörte man von hundert Stimmen wild durcheinander rufen: „Peter Klars lebt — Peter Klars ist angelangt.“

„Ja, Peter Klars lebt!“ rief der Matrose mit gellender Stimme, „Peter Klars lebt und kommt, sein Weib abzuholen.“ Dabei sah er mit einem herausfordernden Blicke rings im Kreise herum, als ob er fragen wollte: „Wer wagt's, sie mir vorzuenthalten?“

Dann aber, als Alles umher schwieg und selbst Konrad Hilgruber wie betäubt dastand, sank er neben Annika zur Erde nieder, bedeckte ihren kalten Mund und die geschlossenen Augen mit seinen Küssen, streichelte ihr blondes Haar, hob ihren Kopf auf seinen Arm und preßte ihn an seine Brust. Dabei gab er ihr die süßesten Schmeichelnamen, bald in deutscher, bald in littauischer Sprache, und bat sie, doch ins Leben zurückzukehren. „Ich bin es ja!“ rief er, „ich

bin's, den du verloren glaubtest, und ich habe dich wieder und halte dich in meinen Armen und verlasse dich nie mehr — wach auf, Annika, wach auf und komm mit mir! Was hast du Alles leiden müssen meinetwegen, Annika, du schönes, liebes Weib, aber nun ist's vorbei, nun ist Alles wieder gut — nun bleiben wir zusammen bis an unser Lebensende." Und wieder küßte er sie und wieder drückte er sie an sich; auf der ganzen Welt schien in diesem Augenblick für ihn Nichts zu sein, als sie.

Annika hörte Alles, aber es war ihr, als ob sie sich nicht regen könne, und sanft zum Tode hinüberträume. Und dann überkam sie eine fürchterliche Angst, daß sie doch zur Wirklichkeit erwachen müsse; eine Centnerlast legte sich auf ihre Brust und versetzte ihr den Athem — sie wollte schreien und konnte keinen Laut herausbringen; sie wollte weinen, aber statt der Thränen quollen die Blutstropfen langsam vom Herzen nach den Augen und versiechten dort in den brennend heißen Höhlen. Es war ein schrecklicher Zustand, den endlich ein heftiger Krampfanfall erleichterte. Sie schlang die Arme um seinen Hals und schluchzte an seiner Brust: „Du kommst zu spät."

Der Seemann fuhr erschreckt auf: „Zu spät? Annika! — du kannst nicht mehr zu mir zurück?"

„Tödte mich," jammerte sie, „tödte mich — ich habe ihm am Altare mein Jawort gegeben."

„Und mir nicht?" rief er aufgeregt. „Mir nicht zuerst?" Er legte die Hand auf ihre Schulter, drückte

sie von sich ab und betrachtete sie mit einem zornig strengen Blick. „Du hast mir deinen Schwur nicht gehalten! — Du versprachst mir treu zu sein bis zum Tode — noch beim Abschied, Annika — und nun so bald Alles vergessen? Untreu geworden deiner ersten Liebe — abgefallen von mir! Wie willst du das vor Gott verantworten? Und du, Jämmerlicher," wandte er sich an Konrad, „wie willst du's verantworten, deinen Freund betrogen und beraubt zu haben! Hab' ich unehrlich gegen dich gehandelt? Sprich!"

Der Krüger wurde noch bleicher. „Du warst für todt erklärt," sagte er mit zitternder Stimme.

„Für todt erklärt!" hohnlachte Peter Klars. „Wer erklärt die Lebenden für todt? Wer hat die Macht über Leben und Tod außer Gott?! Das ist ein Bubenstück, für das ich Rechenschaft fordern werde." Er riß Annika wieder an sich und verdeckte ihr Gesicht mit der Hand. „Aber sie ist mein!" rief er, „sie soll mein sein — ich liebe sie noch, sie ist mein Weib. Wenn ich ihr verzeihe, ist sie mein Weib, und ich will verzeihen, wenn sie bereut, ich will verzeihen, wenn sie mich noch liebt. Ihr habt sie gequält und gepeinigt, bis sie nachgegeben hat, aber ihr Herz hat von dieser Treulosigkeit Nichts gewußt. Ihre Schwäche und Noth habt Ihr benutzt, aber es soll Euch nichts helfen. Ich liebe sie und sie ist mein Weib!"

Konrad Hilgruber wagte keinen Widerspruch; aber seine Mutter hatte sich bereits von dem ersten betäubenden Schrecken so weit erholt, um vortreten

und das Wort ergreifen zu können. So sehr sie gegen die Heirath gewesen war, so wenig war sie doch jetzt geneigt, ihren und ihres Sohnes Rechten irgend Etwas vergeben zu lassen. Es ärgerte sie, daß Konrad nicht Einspruch that und sich vor den Leuten nicht muthiger bewies. Sie stellte sich daher hinter ihn, rüttelte ihn an der Schulter und sagte so laut, daß alle Anwesenden es hören mußten: „Ich hoffe, mein Sohn hat nicht vergessen, daß er heute in der Kirche getraut ist. Die Ringe sind gewechselt, und der Pfarrer hat den Segen gesprochen.“

Peter Klars sah wüthend auf. „Wer wagt hier mitzusprechen?“ fragte er herausfordernd.

„Ich!“ entgegnete sie vortretend, so daß sie nun dicht vor ihm stand. „Ich denke, Ihr kennt mich noch, obgleich Ihr Euch lange genug in der Welt herumgetrieben habt und vergessen haben mögt, wie es zu Hause aussieht.“

„Das Wort mag Euch der Teufel bezahlen!“ schrie der Matrose außer sich. „Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht einen Tag früher zurück konnte!“

„Ruhig, Mutter,“ bat Konrad, „wir dürfen nicht sein trauriges Schicksal außer Acht lassen.“

„Aber wir dürfen uns auch nicht in unserem eigenen Hause Grobheiten sagen lassen,“ erwiderte sie streng. „Wir sind in unserem Recht und wissen Nichts von Betrug und Falschheit. Es wäre mir lieb gewesen, Peter Klars, wenn Ihr gestern nach Hause gekommen wäret, sehr lieb. Es hätte mir Nichts aus-

gemacht, die Vorbereitungen zur Hochzeit umsonst getroffen zu haben; denn ich habe sie nicht gewünscht und habe genug dagegen gesprochen. Aber heute steht die Sache anders. Annika ist meines Sohnes Frau geworden und wird seine Frau bleiben, ob es mir und Euch gefällt oder nicht. Und darum fordere ich Euch auf, dieses Haus zu verlassen und den Frieden der Eheleute nicht zu stören. Morgen ist die Krugstube wieder für Jedermann offen, und ich will Euch den Eintritt nicht weigern, wenn Ihr wegen Eures Besitzthums mit Annika abzurechnen habt, oder über Euer Kind verfügen wollt. Steh auf, Annika, und folge mir. Du gehörst zu meinem Sohne."

„Versuch's, sie mir zu entreißen!" rief Peter Klars, die halb Ohnmächtige fester an sich ziehend. „Ich will doch sehen, wer mir mein Weib rauben wird, wenn ich's in meinem Arme halte! Als Ihr meintet, ich sei todt, da konntet Ihr Euch an meinem Eigenthum vergreifen; aber nun wißt Ihr, daß ich lebe, und wer daran zweifelt, dem will ich mit diesen derben Matrosenfäusten das Verständniß öffnen. Das ist meine Antwort."

In die erstarrte Menge kam wieder einige Bewegung. Man schüttelte die Köpfe, zischelte, brummte unwillig oder zustimmend und schien gesonnen zu sein, in Berathung zu treten, das Urtheil zu fällen und jedenfalls Partei zu ergreifen.

Nun mischte sich auch Jurgis Endoms, der Brautvater, ein, der allerdings sehr stark getrunken hatte

und sich vor einer halben Stunde kaum noch auf den Füßen erhielt, jetzt aber schnell so weit ausgenüchtert war, daß er wenigstens ziemlich zusammenhängend sprechen konnte. „Mach keine dummen Geschichten, Peter," lallte er herantrottend und sich auf die breite Schulter des Seemanns stützend, „keine dummen Geschichten, rathe ich dir; du bist todt — ich habe ja doch selbst den Todtenschein vom Gericht gesehen mit dem königlichen Adler oben darauf, und das gilt. Es wäre am besten gewesen, wenn du geblieben wärest, wo du so lange gewesen bist, und der Annika nicht noch unnütz den Kopf warm gemacht hättest. Da dich aber nun doch einmal der Teufel, weiß Gott wie, aus dem Wasser herausgebracht hat, so störe uns nicht das Vergnügen, laß dir einen Krug Bier füllen, rathe ich dir, und sei vergnügt, daß die Annika jetzt einen Mann bekommen, gegen den du denn doch nur ein Bettler bist und der unsere ganze Familie auf die Beine bringen kann. — Sei also vernünftig, Peter, und mach hier keine dummen Geschichten."

Er wollte sich zu ihm niederbeugen und ihn küssen; aber der Matrose schüttelte ihn mit einem derben Ruck seiner Schulter von sich ab, daß er beinahe auf die Erde gefallen wäre, und entgegnete ihm unwillig: „Fort, Judas! Für ein Maß Schnaps verschachert er seine Kinder. Du hast schon gehofft, im Fett sitzen und von deinem reichen Schwiegersohn zehren zu können — der Teufel segne dir die Mahlzeit!"

Madame Hilgruber stampfte mit dem Fuße auf

die Diele. „Ich dulde diesen Unfug nicht länger," rief sie. „Herr Ortsvorsteher, brauchen Sie doch Ihr Ansehen und bringen Sie die Beiden auseinander."

Der Angeredete, ein dünnes Männchen mit glattem Gesichte und spärlichem Haar, das auf die halbe Stirn herabhing und ihm ein entschieden dummes Aussehen gab, zuckte bestürzt die Achsel und entschuldigte sich damit, daß er sein Amtsschild nicht mit habe und deshalb nicht als obrigkeitliche Person auftreten könne, richtete zugleich aber einige begütigende Worte an den Seemann, daß er sich jetzt den Umständen fügen und bei Gericht anfragen solle, ob er im Rechte sei oder nicht.

Er brauche kein Gericht, antwortete Peter Klars, und wolle Nichts, als mit seiner Frau und seinem Kinde unangefochten davongehen.

„Nun denn, so zwingt Ihr meinen Sohn, sein Hausrecht zu gebrauchen!" herrschte Madame Hilgruber, flammenroth vor Zorn, ihn an. „Wo sind unsere Knechte, werft den Unverschämten zur Thür hinaus!"

Ohne darauf ein Wort zu erwidern, griff der Matrose mit der freien Hand in die Tasche, holte ein großes Zuschlagmesser heraus, öffnete dasselbe mit Hülfe der Zähne und faßte es fest in die Faust. Seine Augen glühten wie feurige Kohlen; er hätte in diesem Augenblick den Ersten, der Hand an ihn legte, ohne Bedenken niedergestoßen.

Die Krügerin wich erschreckt zurück, und in der

Gesellschaft machten sich Aeußerungen des Unwillens und der Besorgniß laut.

„Ums Himmels willen, nur kein Blutvergießen!“ rief Konrad Hilgruber, seine Mutter zurückdrängend. „Ich werde nicht leiden, daß diesem Manne nur ein Haar gekrümmt wird, solange er unter meinem Dache ist. Peter Klars, wir waren Freunde und wollen das auch jetzt nicht vergessen. Gott weiß, daß ich dich nicht habe kränken wollen — wir mußten dich für todt halten. Wärst du an meiner Stelle gewesen, du hättest nicht anders gehandelt wie ich, wenn du deiner Liebe treu geblieben wärst, wie ich. Gestern hätt' ich mich mit blutendem Herzen von ihr losgerungen und gesagt: ‚Nimm sie zurück, Bruder, sie ist dein‘; aber heute kann ich von ihr nicht mehr scheiden. Ich werde nicht glücklich sein, und sie wird nicht glücklich sein, aber wir können's nicht ändern. Füge dich in das Unvermeidliche, wie ich mich einmal gefügt habe, als du sie zum Altar führtest.“

„Und du bildest dir wirklich ein, daß ich sie dir lassen werde?“ sagte Peter Klars mit dem Ausdruck größter Ueberraschung. „Soll ich sie dir wohl gar selbst in die Brautkammer führen? Noch hat sie dir nicht angehört, und deshalb darf ich sie nicht verstoßen. Hätt' ich sie entehrt gefunden, dieses Messer hätte ihrem Leben ein Ende gemacht, und dieses Messer wird deine Brust zu finden wissen, wenn du es wagen solltest, ihr jetzt noch Zwang anzuthun. Richte dich danach!“

Annika machte sich von ihm los und erhob sich

von der Erde. Sie war bleich wie die Wand und hielt sich nur mit Mühe aufrecht. „Ich habe zu entscheiden," sagte sie mit bebender Stimme. „Ich habe kein Recht, dir zu folgen, Peter Klars, denn ich bin treulos gegen dich gewesen und habe meinen Schwur vergessen. Dafür straft mich Gott. Aber auch bei dir kann ich nicht bleiben, Konrad, denn ich gab dir meine Hand nur, weil ich ihn todt glaubte; jetzt, da er lebt, kann ich dein Weib nicht sein. Für diese Nacht werde ich mit meinem Kinde ein Obdach hier im Dorfe finden, und morgen wird uns der Herr Pfarrer seinen guten Rath nicht versagen. Wer von den Frauen will mich bei sich aufnehmen?"

Es fanden sich sofort einige mitleidige Seelen, die sich zu allen nöthigen Diensten erboten. Jeder in der Gesellschaft fühlte, daß Annika das Richtige getroffen hätte, und auch die beiden Männer wagten keinen Widerspruch zu erheben. Der Seemann klappte sein Messer zu und sagte trotzig: „Morgen denn!" Konrad Hilgruber aber sprach Nichts, sondern kehrte sich ab und seufzte schwer. „Es ist zu Ende mit allen deinen Hoffnungen," dachte er.

Die Gesellschaft verzog sich still, ohne daß ein rechter Aufbruch bemerklich wurde. Die Nehrunger gingen zu ihren Kähnen, um noch bei der Nacht überzufahren, da sich ein leichter Wind erhoben hatte. Sie ließen das Klarssche Fahrzeug zurück. Im Dorfe stand man noch lange vor den Thüren und besprach den Vorfall von allen Seiten.

Annika ging nach einer Kammer, in der der kleine Peter in sanftem Schlafe lag, wickelte ihn in ihr Tuch und folgte der Frau, die sie beherbergen wollte. In der Hausthür stand Peter Klars und vertrat ihr den Weg. „Zeig mir das Kind nur einmal,“ bat er. Sie zog das Tuch ein wenig vom Gesicht fort. „Es schläft,“ sagte sie so ruhig, als ob Nichts ihren Frieden gestört hätte.

„Es ist unser Kind, Annika!“

„Unser Kind,“ wiederholte sie wehmüthig und ging.

Er begleitete sie von ferne, sah sie in das Haus eintreten, hörte den Riegel schließen und setzte sich auf die Schwelle, um Wache zu halten. Kein Schlaf kam über seine Augen.

Um Mitternacht jagte vom Krughofe her ein Wagen über die Dorfstraße an ihm vorüber. „Wohin?“ fragte er den Knecht. „Nach dem Doctor.“

---

## VIII.

Es waren wunderbare Fügungen des Schicksals gewesen, denen Peter Klars seine Rettung verdankte. Als bei jenem verderblichen Sturm das Schiff seine Masten verloren und ein Leck bekommen hatte, das sich nicht mehr stopfen lassen wollte, als die Pumpen den Dienst versagten und die Sturzwellen in immer rascherer Folge das Verdeck überflutheten, hatte sich

dumpfe Verzweiflung der Mannschaft bemächtigt. Selbst der Capitän hatte jede Hoffnung aufgegeben und seine Leute ermahnt, sich im Gebet zu Gott zu wenden, vor dessen Richterstuhl sie bald stehen würden. Nur Peter Klars konnte sich noch nicht an den Gedanken des Todes gewöhnen; immer sah er sein schönes junges Weib und seinen lieblichen Knaben vor Augen, und es war ihm, als ob sie ihn mit schmeichelnden Stimmen bäten, auszuharren und keinen Versuch der Rettung unbenutzt zu lassen. Diese Bilder seiner erregten Phantasie tanzten zuletzt auf allen Wellenkämmen, diese holden Flüsterstimmen übertönten das Gebrüll und Pfeifen des Sturmes, das Zischen der über das Verdeck schälenden Wogen. Er band sich fest an eine Leine, die beim Sturz des Mittelmastes oben abgerissen war, am Bord aber befestigt blieb, und bewirkte dadurch, daß er nicht vom Schiff gespült werden konnte, selbst wenn er sich von seinem Haltepunkte entfernte. Dann schnitt er mit seinem scharfen Taschenmesser eine andere starke Leine ab und suchte mit derselben den Ort zu erreichen, wo die Wasserfässer mit getheerten Gurten an den Deckbalken befestigt waren. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen gelang dies. Er verband nun zwei neben einander liegende Fässer sowohl an den Vorder- als an den Hinterreifen, die das Abgleiten verhindern konnten, mit der langen Leine und stellte zwischen diesen beiden Hauptverbindungen eine Art von Netz her, indem er die Leine mehrmals her und hin spannte. Nun öffnete er die Krähne, ließ

den Vorrath von Süßwasser auslaufen und schloß wieder sorgfältig die Oeffnungen. Dann band er sich selbst auf dem Netz fest und durchschnitt die Leine, die ihn mit dem Bord verband. Auch in den Gurten machte er tiefe Einschnitte, um die Fässer im entscheidenden Augenblick schneller flott zu bekommen. Endlich, als das Wrack, von einer gewaltigen Welle hoch gehoben, gleich darauf in die Tiefe gestürzt wurde, in allen Fugen krachte, sich bedenklich auf die Seite legte, mit dem Hinterdeck Wasser schöpfte und zu sinken begann, empfahl er Gott seinen Leib und seine Seele, trennte die Gurten ab und fühlte sich mit rasender Schnelligkeit von der nächsten Welle fortgerissen. Das Schiff versank unter ihm.

Einen Augenblick vergingen ihm die Sinne; über ihm und um ihn brodelten und zischten die Wasser, die beiden Fässer wurden unaufhörlich gegen einander getrieben und quetschten ihn ein, überschlugen sich auch wohl und brachten ihn eine Secunde gänzlich unter Wasser. Aber die Energie, die bisher alle Zweifel an der Möglichkeit einer Rettung überwunden hatte, verließ ihn auch jetzt nicht. Sobald die erste Betäubung gewichen war, brachte er sich in eine solche Lage, daß er, auf dem Netz balancirend, mit jeder Hand den Spund des Fasses rechts und links ergreifen und so das Fahrzeug einigermaßen lenken konnte. Freilich gehörte dazu eine Kraft und Ausdauer, wie sie nur die Todesangst und die Hoffnung, sich den Seinigen erhalten zu können, auf die Dauer zu gewähren vermochten.

So trieb er zwei Tage und zwei Nächte auf dem Ocean, ohne einen Bissen Brot, ohne einen Trunk Wasser, ohne eine Minute Schlaf. Zwar legte sich der Sturm schon nach etwa vierundzwanzig Stunden, aber die See ging noch immer hoch; mehrere Schiffe fuhren vorüber, ohne ihn zu bemerken. Halb verschmachtet vor Hunger und Durst, halb blödsinnig von Schlaflosigkeit und geistiger Ueberspannung, wurde er endlich am dritten Tage von einem Ostindienfahrer bei schon ruhigerem Wetter entdeckt und aufgenommen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, von der er erst nach Wochen unter dem Beistande des Schiffsarztes genas.

Eine Benachrichtigung seines Rheders oder seiner Frau war unmöglich; das Schiff legte nicht mehr an. Man passirte die Linie, kam vierzehn Tage lang wegen völliger Windstille nicht von der Stelle, hatte dann wieder mit Stürmen zu kämpfen, gelangte aber glücklich um das Cap und segelte wieder nordwärts über den ostindischen Ocean. Aus dem nächsten Hafen, den man anlief, schrieb Klars einen Brief nach Hause. Er erreichte seinen Bestimmungsort nicht, wahrscheinlich weil die Adresse „An die Fischersfrau Annika Klars auf der Nehrung“ den englischen Postbeamten unverständlich geblieben war.

Er konnte hoffen, in sechs bis acht Monaten wieder in der Heimath zu sein, da das Schiff nur Ladung einnehmen und dann direct zurückkehren wollte, und bemühte sich deshalb nicht um eine andere Gelegen-

heit, zumal der Capitän seine Brauchbarkeit erkannt und ihn für die ganze Reise geheuert hatte. Aber das Glück wollte ihm nun einmal durchaus nicht wohl, recht als ob er dafür bestraft werden sollte, daß er Frau und Kind verlassen habe. Das gelbe Fieber erfaßte ihn und brachte ihn wieder an den Rand des Grabes. Als er dann nach Monaten so weit gekräftigt war, um wieder Dienst nehmen zu können, hatte sein Schiff längst den Hafen verlassen. Er mußte zufrieden sein, ein Unterkommen auf einem anderen Ostindienfahrer zu finden, der lange Jahre als Kriegsschiff gedient hatte, dann ausrangirt, von der Compagnie angekauft und zu einem Lastschiff umgebaut war. Man wußte von seiner ersten Reise viel Bedenkliches zu erzählen; mehrere Matrosen waren abgesprungen, und es hielt schwer, andere an deren Stelle zu finden. Nur der vollständige Mangel an Subsistenzmitteln und der immer lebhafter gesteigerte Wunsch, so bald als möglich sein Vaterland wiederzusehen, ließen ihn jede Rücksicht hintansetzen. Die schlimmen Befürchtungen waren nicht umsonst gewesen; bei dem ersten größeren Sturme gehorchte das Schiff dem Steuer nicht mehr, trieb ab und wurde auf die afrikanische Küste geworfen. Der größte Theil der Besatzung rettete sich zwar ans Land, nur Wenige aber entgingen den Nachstellungen der grausamen Eingeborenen, welche das Wrack als gute Beute und dessen frühere Besitzer als ihre Feinde ansahen.

Zu diesen Wenigen gehörte auch Peter Klars, der

sich mit einigen Gefährten gleich in der Nacht des Schiffbruchs aufgemacht hatte und südwärts am Strande entlang gegangen war, in der freilich ganz trügerischen und lediglich ihrer mangelhaften geographischen Kenntniß zuzuschreibenden Hoffnung, so am leichtesten den nächsten Hafen zu finden.

So blieben sie mehrere Tage unbemerkt und wurden dann, als man sie entdeckte, nicht getödtet, sondern in Gefangenschaft nach dem Inneren des Landes geführt. Nach langem Aufenthalt und mancherlei vereitelten Fluchtversuchen gelang es ihm endlich, seinen Peinigern zu entgehen und in die Wüste zu entkommen, die das Capland begrenzt. Es war unter so vielen Wundern nicht das kleinste, daß er hier nicht elend verschmachtete; nur ein von fast unglaublichen Entbehrungen gestählter Körper und der Umstand, daß er nach einigen Tagen einer kleinen Karavane von Reisenden und Missionären begegnete, die ihn mit den nothdürftigsten Lebensmitteln versahen, halfen ihm die Ansiedelungen der Holländer und demnächst nach einem weiteren halben Jahr die Capstadt erreichen, wo er sich nach England einschiffte und diesmal ohne weitere Fährlichkeiten landete. Seinen nicht unerheblichen Arbeitsverdienst in der Capcolonie und die ersparte Heuer nahm er mit auf ein Holzschiff, das gerade die Reise in die Heimat antrat. Nahe dem Hafen wußte er bei dem herrlichen Sommerwetter, das jede Gefahr ausschloß, den Capitän zu vermögen, seinen Cours näher, als sonst gewöhnlich, an der Nehrung entlang

zu nehmen und ihn mit einem Boot auszusetzen.

Alle diese unsäglichen Leiden hatte der arme Mensch erduldet in treuem Angedenken an die Lieben zu Hause in der kleinen Fischerkathe. Hätte er nur für sich zu sorgen gehabt, das Leben wäre ihm diese Mühen nicht werth gewesen. Aber nun kam ihm das Bild seiner Annika und des schönen Knaben nicht aus den Augen; er sah es im Sturm über die Wogen auftauchen, oder aus den zerrissenen schwarzen Wolken hervorleuchten; er sah es in seinen Fieberphantasien und in der peinigenden Einsamkeit seiner Gefängnisse, in denen er schlechter, als ein Thier gehalten wurde; er sah es in der Wüste durch den heißen Sand vorauswandeln und ihm den Weg zeigen. „Du mußt sie wiedersehen!" war der einzige Gedanke, der ihn überall hin begleitete und kein Ermatten aufkommen ließ. „Du wirst sie wiedersehen!" war die tiefe Ueberzeugung, gegen die jede augenblickliche Verzagtheit machtlos blieb.

Und jetzt — hatte er sie wiedergesehen, sein Weib, sein Kind; aber wie ganz anders, als er sich's in seinen Träumen ausgemalt hatte. Daß sich in diesen Jahren zu Hause Etwas verändert haben könnte, war ihm gar nicht eingefallen. Kaum, daß er sich einmal vorstellte, daß der kleine Peter nun schon hübsch herangewachsen sein müßte. Erst als er auf dem Sandberge stand und nach dem Haffufer hinabschaute und nach der Hütte, die sein ganzes Glück bergen

sollte, überkam ihn ein Zittern vor dem Ungewissen. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters war der erste Schlag, und dann folgten die anderen mit Blitzesschnelle. Er für todt erklärt, Annika die Braut eines Anderen, das Kind — nein! Das Kind lebte; es war der einzige Trost in der schauerlichen Pein der Verzweiflung an Gott und an den Menschen.

In jener schlaflosen Nacht, die er vor der Thür des Bauernhauses zubrachte, bemühte er sich vergebens, sich die Dinge klar zu legen. Er war wie betäubt und taumelte in seinen Gedanken gerade wie ein Betrunkener in einem engen Raum umher, überall statt der Thür die Wand greifend. Für todt erklärt! Und lebte er denn auch wirklich? War er's selbst? Oder bleichten seine Gebeine längst auf dem Meeresgrund oder auf dem afrikanischen Wüstensande? Annika — seine Annika untreu! War das denn denkbarer, faßlicher? Und gar die Frau eines Anderen — Tollheit! Aber es mußte doch wahr sein, er hatte es ja selbst gehört, gesehen. Er faßte mit den Händen in sein Haar und schüttelte seinen Kopf und ächzte vor Schmerz. Ja, er lebte, und Annika war treulos.

Als der Morgen heraufdämmerte und die Landstraße belebter wurde, versteckte er sich im Graben unter der Brücke, von wo aus er die Thür beobachten konnte, aus der Annika treten mußte, wenn sie das Haus verließ. Es gingen Leute über ihn hinweg, und sie sprachen von Nichts, als von Peter Klars und Konrad Hilgruber und wem nun eigentlich die Frau

gehöre. Die Meisten bemitleideten ihn. Einige meinten aber auch, das habe er davon, daß er nicht im Lande geblieben sei und sich redlich genährt habe; es sei doch der Annika wahrhaftig nicht zu verdenken gewesen, daß sie ihr junges Leben nicht einsam habe vertrauern wollen; und auf Wunderdinge zu rechnen, habe kein Mensch die Verpflichtung. „Aber sie hatte mir doch versprochen, bis zum Tode treu zu sein," jammerte sein Herz, „ich habe sie doch mehr geliebt."

Er überlegte, ob sie werth sei, daß er sich ihretwegen so härme, und die Eifersucht fing an mitzusprechen. „Sie mag in Noth gewesen sein," sagte er immer und immer wieder, aber das entschuldigte sie nicht." Wenn sie kein Kind gehabt hätte! — Freilich, dafür kann sie gerade besorgt gewesen sein — der Hilgruber ist reich, und es fiel von seinem Ueberfluß auch Etwas für den Knaben ab. Wenn's nur nicht der Konrad wäre, der sie schon liebte, ehe sie mir ihr Wort gab. Ich hab' ihn immer zu fürchten gehabt. Und wenn sie ihn im Stillen doch wiedergeliebt hat und wenn sie bereut hat, mich geheirathet zu haben, und wenn sie jetzt mit Freuden zugegriffen hat, als er sich wieder einfand!" — Er knirschte mit den Zähnen vor Wuth und faßte wieder nach dem Messer in seiner Tasche.

Aber wie Nebel vor der Sonne zerrannen alle diese Gebilde seines Zornes, als sich nun die Thür öffnete und Annika heraustrat. Sie trug noch das Kleid von gestern, aber nicht mehr die Haube mit de

Blumen, sondern nach littauischer Art ein Tuch um den Kopf geschlagen und über der Stirn zu einem kleinen Dach vorgeschoben, wie man's bei Madonnen auf den alten Heiligenbildern sieht. Ihr Gesicht war bleich, und sie hielt die Augen traurig zur Erde gesenkt, als sie um das Haus ging und den Fußweg über Feld nach der Kirche einschlug. „Sie kann nicht falsch sein," sprach laut die Stimme des guten Engels in ihm. Er folgte ihr.

Auf der kleinen Wiese hinter dem Kornfelde trafen sie zusammen; Annika sah sich um und blieb stehen. „Es ist nicht gut, daß du mir nachgehst, Peter," sagte sie mit scheinbarer Ruhe, aber innerlich aufs Tiefste erregt, „das kann nichts Gutes geben."

„Hast du dich ganz von mir abgewendet, Annika?" fragte er in leidenschaftlichem Ton. „Sag's gerade heraus und mit einem Worte, woran ich bin. Ich will Gewißheit haben."

Sie sah ihn mit einem schmerzlich-mitleidigen Blick an. „Laß mich mit dem Pfarrer reden," antwortete sie.

„Was wird das helfen?" fuhr er fort. „Kein Mensch kann dir rathen, wie du fühlen sollst. Du selbst mußt wissen, wie du mit dir stehst, und kein Anderer, als du, kann entscheiden, was geschehen soll. Es ist nun einmal das Unglück, daß ich nicht ertrunken bin; ich stehe leibhaftig vor dir, und du mußt mit mir sein oder gegen mich. Ich habe zu fragen, Annika, ob du mich noch liebst?"

Sie zuckte zusammen und sah scheu zur Erde. „Wenn es sich nur darum handelte —!“ sagte sie lebhafter und brach plötzlich wieder ab. Schwere Thränen perlten ihr über die bleichen Wangen herab. Sie wendete das Gesicht fort und schluchzte leise.

„Es handelt sich darum, Annika,“ versicherte er, „darum allein. Wenn du mich noch liebst, so soll Alles vergessen sein. Dann bist du mein Weib, und ich will's mit der ganzen Welt aufnehmen, mein Recht zu vertheidigen.“

„Ich bin schlecht gewesen,“ klagte sie sich an, „so schlecht, daß ich mich selbst verachte. Selbst wenn du wirklich gestorben wärest, hätt' ich nicht so handeln sollen. Es ist mir auch immer gewesen, als ob ich eine Sünde beginge und schwer dafür würde büßen müssen; und doch hab' ich mich überreden lassen und den Leuten mehr geglaubt, als mir. Du solltest nicht freundlich zu mir sein, Peter! Was ich dir zu Leide gethan habe, kannst du gar nicht verzeihen, und ich selbst kann mir's nie verzeihen. Ich bin auch nicht mehr werth, das Kind zu behalten. Nimm's zu dir, Peter, es gehört dir, da wir's zusammen nicht mehr haben können. Es wird dann auch viel schneller mit mir zu Ende gehen, wenn mir das Kind fehlt, und das ist jetzt auf Erden mein einziger Wunsch — recht schnell zu Ende.“

„Sprich nicht so, Annika,“ bat er gerührt und legte seinen Arm um sie. „Ich sage dir ja, wenn du mich noch liebst, so ist Alles gut. Ich will dir

keinen Vorwurf machen, daß du schwach gewesen bist — wir sind alle nur schwache Menschen und sehen nicht weiter, als unsere Augen reichen. Es ist noch Nichts geschehen, was uns durchaus trennen muß; du bist noch rein und kannst zu mir zurückkehren. Komm, Annika, komm mit mir. Unser Boot liegt am Flusse; in zehn Minuten ist's segelfertig — wir tragen unseren Kaben hinein und fahren hinüber nach der Nehrung. Das Fischerhaus gehört uns noch, und ich bringe so viel Geld mit, daß wir das Geräth leicht wieder in den Stand setzen können. Wir wohnen dort, wie vorhin — wir trennen uns nicht mehr, Annika. Laß alle Bedenken, sei, was du doch bist, mein liebes, schönes Weib — komm, Annika!"

Ihre Brust wogte stürmisch, ihr Athem flog, sie zitterte am ganzen Leibe. Aber im nächsten Moment schon machte sie sich mit einer raschen Bewegung von ihm los. „Ich habe gestern einen Eid geleistet," sagte sie, „und den hat Gott gehört. Der Eid ist zwischen uns. Laß mich zum Pfarrer!"

Sie eilte fort. Peter Klars stand eine Weile wie eingewurzelt. „Also doch — also doch —" bebten seine Lippen. Er warf sich ins Gras, stützte den Kopf auf und grübelte vor sich hin. Es war immer derselbe kurze Kreislauf der Gedanken, nur hastiger und immer hastiger und deshalb um so schneller vollendet. Ganz unfähig, die Sache von irgend einer anderen Seite anzuschauen, suchte er nach gar keiner anderen möglichen Lösung. Wenn Annika ihm nicht

folgte, so war's doch richtig mit ihr und Konrad. Dann stand aber auch fest, daß sie ihre Untreue und Hinterlist nicht genießen sollten — es gab noch Mittel, sie für ewig zu trennen.

Wenn er in der Seele des unglücklichen Weibes hätte lesen können! Welche schreckliche Nacht lag hinter ihr, und mit welchem Grauen hatte sie die Morgensonne in's Fenster scheinen sehen! Wie eine Verbrecherin, deren Schuld plötzlich offenkundig wird, kam sie sich vor, denn sie hatte nie aufgehört, im Innersten daran zu zweifeln, daß sie Recht thue, und nur die abmahnende Stimme durch die freundlichen Zureden Konrads und der Nachbarn betäuben lassen. Nicht einmal im Rausch der Leidenschaft hatte sie gesündigt — sie liebte Konrad nicht. Nur weil er sie liebte, weil er für sie sein Leben in Gefahr gebracht, weil er ihrem Kinde eine sorgenlose Zukunft eröffnete, weil er ihr als ein achtenswerther Mann erschien, hatte sie sich allmählich in den Gedanken hineingewöhnt, seine Frau sein zu können, ohne tiefere Neigung. Ja, gerade in der Vergeblichkeit der Bemühung, eine solche tiefere Neigung zu gewinnen, hatte sie eine Art von Entschuldigung und deshalb auch Beruhigung gefunden. Sie gab Konrad nichts, meinte sie, was sie dem geliebten Todten entziehen müßte oder was derselbe auch nur mit ihm theilen sollte. Sie glaubte ihm auch so eine pflichttreue Gattin sein zu können, aber ihrer Jugendliebe nicht untreu werden zu dürfen. Ihre Erfahrung reichte weit genug, um sie zu überzeugen,

daß gerade in ihrem Stande die meisten Ehen lediglich aus äußeren Rücksichten abgeschlossen wurden; so hatte sie noch immer vor Vielen das Glück voraus, das schöne Andenken an ein innigeres, befriedigenderes Verhältniß bewahren zu können.

Jetzt freilich war allen diesen Klügeleien der Boden entzogen. Die Grenze zwischen der Neigung und der Pflicht, die vorhin der Tod so sicher abgesteckt zu haben schien, war plötzlich wieder verwischt worden und sie stand rathlos da, wenn sie an einen Ausgleich dachte. Auf welche Seite konnte sie sich stellen, ohne sich noch schwerer zu versündigen?

Der Vorfall von gestern Abend war auch im Pfarrhause bekannt geworden. Der Pfarrer, ein würdiger, in seinen religiösen Ansichten orthodoxer alter Herr, hatte Annika erwartet. Er nahm sie in seine kleine stille Studirstube, setzte sich auf den Lehnstuhl am Schreibtisch, über dem in schwarzem Rahmen ein schöner Christuskopf hing, ließ die Frau gegenüber demselben Platz nehmen und forderte sie auf, mit möglichster Ruhe den Fall vorzutragen.

„Vor den Menschen ist dein Thun gerechtfertigt, mein Kind,“ sagte er, nachdem sie unter reichlichen Thränenergüssen ihre Beichte geendet hatte. „Das Gesetz gestattet unter gewissen Umständen die Todeserklärung eines Menschen, und diese Umstände müssen hier wohl vorgelegen haben, da sonst der Richter seinen Spruch zurückgehalten hätte. Eine solche Todeserklärung hat aber die Wirkung, als ob der Tod wirklich eingetreten

wäre, und du bist deshalb auch wohlberechtigt gewesen, dich als Wittwe zu betrachten. Ob es einer christlichen Frau würdig ist, von diesem Mittel Gebrauch zu machen, um die zweite Ehe eingehen zu können, das will ich ununtersucht lassen. Du klagst dich ja selbst einer schweren Sünde vor Gott an und siehst in dem Unglück, das dich nun betroffen hat, seine strafende Hand. Nimm nun auch die Buße durch strengste Pflichterfüllung auf dich."

Annika küßte seine Hand. „Was ist meine Pflicht, hochwürdigster Herr?" fragte sie schüchtern.

„Ich weiß nicht genau, welche Folgen die bürgerlichen Gesetze der Rückkehr eines Fürtodterklärten geben," fuhr er gemessen fort. „Ohne Zweifel wird derselbe in alle seine früheren Rechte nach Möglichkeit wieder hergestellt —"

„So wäre ich noch seine Frau?" unterbrach sie ihn in freudiger Erregung und bedeckte mit heißen Küssen seine Hand.

Er entzog ihr dieselbe und gab ihr einen Wink, sich wieder zu setzen. „Ich sage, nach Möglichkeit!" erwiderte er nach einer Pause streng; „das heißt, soweit eine Herstellung erfolgen kann, ohne daß diejenigen geschädigt werden, welche im Vertrauen auf die Gültigkeit der Todeserklärung Rechte erlangt haben. Würdest du ledig geblieben sein, so wäre kein Zweifel, daß die frühere Ehe fortbestände, ohne daß es eines neuen kirchlichen Akts zur Wiedervereinigung bedürfte; aber dieser Fall liegt hier nicht vor, mein Kind. Du hast

über deine Person zum zweiten Male unter Mitwirkung der Kirche verfügt und dadurch die Rückkehr zum früheren Verhältniß unmöglich gemacht; deine zweite Ehe hat die erste aufgehoben."

„Ich wußte es ja —" hauchte sie leise und zitternd hin: „es ist vorbei mit uns, armer Peter Klars. — Und es muß vorbei sein," fuhr sie kräftiger fort; „ich bin deiner nicht mehr würdig."

„Du fühlst, daß du ihn noch liebst?" fragte der Geistliche.

Sie nickte zustimmend, ohne zu ihm aufzusehen „Ich habe nie aufgehört, ihn zu lieben," bestätigte sie mit aller Innigkeit.

„Und doch hast du einem Anderen deine Hand gereicht?"

Sie versuchte eine Erklärung.

„Dann ist dein Unrecht größer, als ich glaubte," sagte er kopfschüttelnd. „Du hast einen braven Mann hintergangen, der volle Aufrichtigkeit verdiente —"

„Ich hab's ihm ja gesagt," klagte sie, „aber er wollte nicht auf mich hören."

„Du bist einen Bund eingegangen, der nur geheiligt ist, wenn ihn die Herzen schließen. Entheilige ihn nun wenigstens nicht noch mehr, indem du jener früheren Neigung Raum läßt, die ihm gegenüber sträflich ist. Niemand kann zweien Herren dienen: dem Einen aber, dem wir angehören, sollen wir mit ganzer Seele angehören."

„Ich will mich zwingen, an ihn nicht mehr zu

denken,“ versprach sie und fügte leiser hinzu: „außer daß er doch der Vater meines Kindes ist — das darf ich doch nicht vergessen, hochwürdigster Herr? Aber ich will mir einreden, daß er wirklich todt sei, und daß wir uns erst drüben im Himmel wiederfinden können — denn da wird's ja wohl erlaubt sein. Aber nicht wahr, Herr Pfarrer, auch dieser Bund ist nun aufgehoben, da es ja feststeht, daß ich nicht Wittwe war? Sprechen Sie ein Wort des Trostes in meiner Seelenangst! Man zwingt mich doch nicht, Hilgrubers Frau zu sein?“

Sie war auf die Kniee gesunken und hatte bei diesen letzten Worten die gefalteten Hände zum Geistlichen, und dann, als sie in seinem halb verwunderten, halb streng verweisenden Blick keine Hoffnung las, zu dem mild lächelnden Christuskopf über ihm aufgehoben. Der Pfarrer legte die rechte Hand auf ihre Schulter, wies mit der linken zurück nach der Wand und sprach salbungsvoll: „In dessen Namen ist deine neue Ehe gestern eingesegnet; sorge, daß sie vor ihm bestehen kann.“

In ihrem Auge malte sich der volle Ausdruck des Schreckens, der sie erfaßt hatte. Alle Spannung schien aus ihren Muskeln, alles Blut aus ihren Adern gewichen; sie fiel mit dem Kopfe auf den Stuhl zurück, von dem sie herabgeglitten war, und lag so regungslos, bis der Geistliche sie aufrichtete.

Den alten Herrn verließ seine bisherige Ruhe. Er sagte einige Sprüche her, die paßten oder auch

nicht paßten, und redete ihr zu, gelassener im Schmerz zu sein und vernünftig zu überlegen, was sein und nicht sein könne.

„Was hast du dir denn eigentlich für Gedanken gemacht, mein Kind, als du zu mir kamst?" schloß er. „Wie kann ich aufheben, was ich vor Gott vereinigt habe? Nur eine gerichtliche Scheidung könnte dich wieder frei machen."

„Und wird das Gericht uns scheiden?" fragte sie mit angstbeklommener Stimme. „Ich kann ja nicht die Seine bleiben — lieber sterben!"

„Versündige dich nicht, mein Kind," rief er, durch diese letzte Aeußerung ihrer verzweifelten Stimmung wieder auf sicheres Gebiet gebracht. „Niemand soll allerdings am Leben übermäßig hängen, denn es ist nur die Vorbereitung zum Jenseits, aber Niemand soll auch nach dem Tode verlangen, da nur Gott weiß, wie lange seine Prüfungszeit dauern soll. Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet! Seid stark in eurer Pflicht, auch wenn sie euch schwer wird! Und wem könnte jetzt deine Pflicht gehören, als dem Manne, den du selbst dir gewählt hast?"

Ob Annika ihn hörte, war ungewiß; sie hatte die Augen geschlossen und, neben dem Stuhl knieend, das Gesicht auf die Arme gelegt. Nach einer Weile erhob sie sich und stützte sich auf die Lehne. „Und es giebt kein Mittel, uns zu scheiden?" fragte sie fast rauh.

Der Geistliche, der seinen geistlichen Zuspruch als verschwendet ansah, hob unwillig den Kopf, rieb

die Nase mit dem rothseidenen Taschentuch, rückte sein Sammetkäppchen zurecht und ging ein paar Mal in der Stube auf und ab. Er mochte doch überlegen, ob es zum Segen gereichen könne, für die Befestigung einer solchen Ehe zu sorgen; andererseits fühlte er sich augenblicklich zu sehr in seinem geistlichen Amte, um eine rein menschliche Rücksichtsnahme bei sich aufkommen zu lassen. So blieb er denn, nachdem er in Gedanken seine Antwort gehörig formulirt hatte, vor Annika stehen und sagte fest und bestimmt: „Es giebt kein Mittel, wenigstens keins, das mit Sitte und Religion bestehen kann, und das ich daher auch nur nennen darf. Geh zu deinem Manne und halte ihm, was du versprochen hast.“

Annika weinte nicht mehr, aber ihr Auge war glanzlos und ohne Leben. Sie küßte dem Pfarrer wieder die Hand, nicht in leidenschaftlicher Aufregung, wie vorhin, sondern förmlich und kühl. Dann ging sie leise hinaus, ohne noch ein Wort zu sagen.

Sie hatte nicht gefunden, was sie suchte, keinen Trost, keine Beruhigung, keinen guten Rath — nur schreckliche Gewißheit. Sie hatte gehofft, das Ihrige gethan zu haben, wenn sie Peter Klars entsagte; nun erfuhr sie aber, daß viel mehr von ihr gefordert werde. Aber zugleich fühlte sie auch in sich die Unmöglichkeit, dieser Forderung zu genügen. Als sie den Kirchensteg entlang ging, dachte sie darüber nach, was das für ein Mittel gegen Sitte und Religion wäre, das zum Ziele führen könnte.

Peter Klars lag noch auf derselben Stelle, auf der sie ihn verlassen hatte. „Nun, was meint der Pfaffe?" fragte er barsch.

„Daß ich Konrad Hilgrubers Frau bin!" antwortete sie mit trockenem Tone, dem eine Beimischung von Bitterkeit nicht fehlte.

Er maß sie mit einem Blick, der sie hätte in Schrecken setzen können, wenn sie überhaupt noch für Furcht empfänglich gewesen wäre. „Und das meinst du auch?" rief er.

Sie ließ sich neben ihm nieder, legte ihre Hand auf die seinige und sagte mild: „Sei ruhig und gut, Peter, und vertraue mir."

„Du liebst ihn," fuhr er wild auf, „sag's nur gerade heraus, du liebst ihn, und ich bin dir im Wege! Warum noch die Verstellung? O, daß ich dir einmal vertraut habe! Es war schon zu viel daran."

„Du hast Recht!" sagte sie traurig, „es war zu viel Vertrauen. Aber daß ich ihn liebe, darfst du nicht glauben, Peter! Der alte Pfarrer meint zwar, es sei noch eine Sünde mehr, aber ich will sie gern auf mich nehmen. Ich habe dir vorhin nicht ordentlich Rede gestanden, weil ich im Stillen doch noch hoffte, der gelehrte Mann würde einen Ausweg wissen, wie wir wieder zusammenkämen, und dir hinterher nicht das Herz noch schwerer machen wollte, wenn ich mich getäuscht hätte. Und ich habe mich getäuscht, denn es ist kein Ausweg — ich habe dich durch meine Schuld verloren. Laß mich zu Ende sprechen, ich bitte dich!

Es ist vielleicht das letzte Mal, daß ich so mit dir reden kann. Denn wir müssen uns trennen, das ist bei mir ganz sicher. Laß dir's nicht schwer werden, von mir zu scheiden, und denke immer daran, wie ich dich gekränkt habe, damit dir's leichter wird. Dann, wenn du wieder in der Fremde bist, wirst du mich vergessen."

„Oho!" rief er zornig, „du willst mich fortschicken, damit du hier ungestört die Frucht vom verbotenen Baum pflücken kannst! Daß ich ein Narr wäre! Wenn ich dich nicht haben kann — und ich sehe wohl, wie du mit mir stehst — er soll dich nicht besitzen!"

Ein schmerzliches Lächeln zog über ihre bleichen Wangen. „Ich sagte dir ja, daß ich ihn nicht liebe," erinnerte sie leise, „und jetzt scheue ich mich nicht mehr, dir's zu gestehen: ich liebe dich noch immer, gerade wie ich dich geliebt habe, und ich kann's nicht aus meinem Herzen bannen."

„Annika!"

„Und doch sind wir uns verloren; du mußt fest daran glauben, sonst werden wir noch unglücklicher sein als jetzt. Ich bin Konrads Frau, aber ich werde ihn anflehen, daß er mich freiwillig meiner Pflicht entlasse, daß er von mir nichts Unmenschliches verlange. Er ist ein edler Mensch und wird großherzig sein Dann will ich zurück in das kleine Haus auf der Nehrung gehen, und wenn du mir den Knaben lassen kannst, will ich dir's danken. Ich werde mir mit Spinnen und Netzestricken verdienen, soviel ich zur

Noth brauche, und will nie mehr über das Wasser kommen. Aber du mußt mir versprechen, mich nie dort aufzusuchen, und er soll mir dasselbe versprechen. Es soll euch sein, als ob ich auf der Nehrung unter dem Sande begraben bin, wie dein alter Vater. Dann könnt ihr wieder Freunde sein, und ich werde Ruhe haben in meinem Gewissen. Versprich mir's, Peter!"

Sie schüttelte seine Hand, da er schwieg und sich nicht regte. Dann stand sie auf. „Kann ich mich darauf verlassen, daß du mir nicht folgen willst?" fragte sie herzlich.

Auf seinem Gesicht spielten die Leidenschaften. „Ich weiß noch nicht, wie Konrad denkt," bemerkte er ausweichend.

Annika sann nach. „Gut! Ich will zu ihm und mit ihm sprechen."

„Du — zu ihm —?"

„Bist du noch mißtrauisch?"

„Nein, nein, aber —"

„Er wird nachgeben."

„Und wenn auch —! Er — was verliert er — ?"

„Es ist kein anderer Weg, Peter. Oder doch — ja —! Ins Wasser! Und eh' ich mein ewiges Seelenheil verliere —"

„Annika!"

„Bedenke dich also und leb wohl!"

Sie grüßte noch einmal zurück und ließ ihn allein.

Im Hause angelangt, erfuhr sie von der Bäuerin, daß ihr Mann, der Krüger, in der Nacht erkrankt sei

und Madame Hilgruber nach ihr geschickt habe. Sie empfahl ihr das Kind und ging nach dem Kruge.

---

## IX.

Die Krügerin hatte am Hochzeitsabend, als die Gäste sich entfernt hatten, noch eine Scene gemacht. Vorher durch das blanke Messer Peter Klars' doch eingeschüchtert, hatte sie ihrem Zorn freien Lauf gelassen, als er nicht mehr zu fürchten war.

„Wie kann der Lump es wagen, in unser Haus einzudringen, wie ein Bandit, mit dem Messer in der Hand?" hatte sie sich, mit den Armen herumfechtend, expectorirt, „war's morgen nicht Zeit genug mit dem Spectakel, wenn er sich schon nicht schämte, als Vagabund in die Heimath zurückzukehren, wo er Weib und Kind hat hungern lassen. Hat man sich dazu die großen Kosten gemacht und das halbe Dorf tractirt, daß man zuletzt noch froh sein muß, wenn man in seinem eigenen Hause nicht Prügel bekommt? Und da steht das feige Gesindel und sieht zu — zwanzig, dreißig Männer, und keiner hebt die Hand auf! Der Herr Ortsvorsteher — das ist der rechte; dem Herrn Landrath kann er aufspringen und vor dem Gendarm macht er einen tiefen Bückling, aber wenn ihn einmal Einer aus dem Dorfe braucht, dann hat er stets sein Amtsschild vergessen! Und du bist auch so eine Milch-

suppe, die Keinen satt macht, läßt dir auf der Nase spielen und kannst nicht einmal zu rechter Zeit den Mund aufthun! Das hätte mir Einer bieten sollen, wenn ich ein Mann wäre, die Flinte hätte ich genommen und ihm eine Kugel durch den Kopf gejagt, wie einem tollen Hunde. Erst ein großes Lamento gemacht, als ob du ohne die Annika nicht leben könntest, und deiner alten Mutter halb und halb die Thüre gewiesen — ich gratulire zu der jungen Frau, die ihrem Manne schon die erste Nacht wegläuft. Das kann sie sich ja auch wohl erlauben, sie kennt dich ja. Es ist ja bloße Gnade und Barmherzigkeit, daß sie dich überhaupt genommen hat — ich könnte rasend werden! Durchgreifen hättest du müssen, und gleich heute, dann wäre es ein- für allemal abgemacht gewesen. Aber natürlich darf sie kein schlimmes Wörtchen hören, die Zuckerpuppe, bei Leibe nicht!" —

Eine Magd, die mit dem Abräumen der Gläser beschäftigt war und in ihre Nähe kam, erhielt eine Ohrfeige, daß sie sich umdrehte, das Geschirr fallen ließ und heulend hinauslief. „Was hast du da zu gaffen, dumme Trine!" rief ihr zornig die Hausfrau nach und warf die Thür in die Angeln.

Konrad stand mit verschränkten Armen am Fenster und schien auf dieses tolle Treiben kaum zu achten. Erst als seine Mutter die tief herabgebrannten Lichter bis auf eins, welches sie in der Hand behielt, ausgelöscht hatte, und, durch sein beharrliches Schweigen nur noch mehr geärgert, mit den höhnischen Worten:

„Nun, willst du etwa auf dem Musikantenplatz dein Junggesellenlager aufschlagen?“ an ihn herantrat, erwachte er wie aus einem schweren Traume, rieb sich die Stirn und die Augen und sagte ganz verwirrt: „Ist es schon Zeit?“ Madame Hilgruber hielt ihm das Licht vor und erschrak über sein leidendes Aussehen, konnte sich aber in ihrer aufgeregten Stimmung nicht entschließen, ihm ein freundliches Wort zu sagen.

Er holte tief Athem und legte die Hand auf die Brust, als ob ihn Etwas schmerzte. „Mir ist so eigen,“ murmelte er vor sich hin. „Gute Nacht, Mutter.“

Er nahm das Licht und ging mit schnellen, aber nicht ganz sicheren Schritten zur Thür hinaus, die Treppe aufwärts nach dem kleinen Zimmer, das für ihn und Annika eingerichtet war. Er dachte wohl in diesem Augenblick nicht daran, es verändert zu finden.

Madame zog sich brummend in ihr Schlafzimmer zurück, und entkleidete sich.

Plötzlich hörte sie über sich einen schweren Fall, der die dünne Bretterdecke erschütterte. Dort oben war ihres Sohnes Stübchen — sollte ihm Etwas passirt sein? Das bleiche Gesicht mit den tiefliegenden, blaugerandeten Augen erschreckte sie wieder. Sie eilte hinauf.

Konrad lag am Boden, ohnmächtig oder todt.

Der gellende Schrei, den sie ausstieß, trieb die Mägde aus ihren Kammern, das ganze Haus kam wieder in Unruhe. Man hob den regungslosen Körper aufs Bett, das mit grünen Zweigen umsteckt war,

lief nach Wasser, nach Essig, riß das Fenster auf, um der kühlen Nachtluft den Zutritt zu gestatten, rief dem Knecht zu, eiligst den Wagen anzuspannen und nach dem Doctor zu jagen.

Madame Hilgruber jammerte und rang die Hände, rief unaufhörlich: „Helft doch, Kinder, helft doch!" und legte ihren Leuten, die sich wirklich die größte Mühe gaben, ihrem armen Herrn einen nützlichen Dienst zu erweisen, die zärtlichsten Schmeichelnamen bei. Das war so ihre Art in der Noth. Als der Arzt noch in der Nacht anlangte, war Konrad wieder bei Besinnung, aber noch sehr matt. Er röchelte beim Athmen und warf mitunter Blut aus. Das Sprechen wurde ihm schwer. Auf die Frage des Doctors, was ihm zugestoßen sei, winkte er ihn mit den Augen nahe an sich heran und flüsterte ihm ins Ohr, daß ihm im Herzen plötzlich Etwas gesprungen oder zerrissen sei. „Das ist Täuschung!" beruhigte ihn derselbe, „da springt und reißt Nichts!" untersuchte aber sorgfältig seine Brust, ordnete an, daß der Kranke sich ganz ruhig verhalten solle, und versprach, ein Tränkchen zu verschreiben, das der Knecht gleich aus der Apotheke mitbringen könne.

Madame Hilgruber begleitete ihn zum Wagen. „Ist Gefahr, mein liebster, bester Herr Doctor?" fragte sie, ihm unausgesetzt die Schulter und den Arm streichelnd. „Ach Gott, ich habe gewiß mit meiner Heftigkeit das ganze Unheil angerichtet."

Er hielt es für seine Pflicht, ihr zu sagen, daß

der Fall allerdings bedenklich sei; man könne noch nicht wissen, welchen inneren Schaden die Brust genommen habe. „Sie müssen ihn vor jeder Aufregung sorgfältig hüten," schloß er, „sonst kann er Ihnen leicht draufgehen. Er ist immer kein Held gewesen, hat seinen schwachen Körper gewissermaßen vom Vater geerbt, und die Geschichte im Winter auf dem Eise hat ihm den Dampf gegeben."

„Ja, ja," klagte sie, „da kommt das ganze Unglück her. Daß er sich auch in diese Person vergaffen mußte."

„Sie ist jetzt Ihre Schwiegertochter," unterbrach sie der Doctor, der durch den Knecht während des Fahrens ungefähr so viel erfahren hatte, als zu seiner Orientirung über die Sachlage nöthig war; „vergessen Sie das nicht, meine liebe Madame Hilgruber, am wenigsten in Gegenwart Ihres Sohnes. Sorgen Sie dafür, daß die unangenehme Angelegenheit, die diesen schmerzlichen Vorfall herbeigeführt hat, fürs Erste gar nicht zur Erörterung kommt. Bei der geringsten Aufregung könnte ein Blutsturz seinem Leben ein Ende machen. Ich spreche Nachmittags wieder an. Adieu!"

Der Wagen rollte fort.

Die Nacht über wurde am Bett des Kranken gewacht; gegen Morgen fiel er in tiefen Schlaf. Als er erwachte, fragte er nach Annika.

Madame Hilgruber schickte, sie holen zu lassen, und war die Liebenswürdigkeit selbst, als sie bald darauf kam. „Ich war beim Pfarrer," sagte Annika „und hatte auch noch mit meinem Manne zu sprechen —"

„Mit deinem Manne?“ fragte die Krügerin, eine saure Miene ziehend, aber doch nicht unfreundlich.

„Ich meine Peter Klars,“ ergänzte die Frau, die Augen senkend. „Ich erfuhr erst, als ich nach Hause kam — — es ist doch nicht gefährlich?“

„Sehr gefährlich, mein liebes, gutes Kind, sehr gefährlich,“ versicherte Madame Hilgruber und küßte sie wiederholt. „Du weißt ja, wie lieb er dich hat und über Alles hält, und nun gestern der schreckliche Mensch — ich wollte sagen, dein früherer Mann, mein Kindchen — es hat ihn schwer niedergeworfen. Du kannst nichts dafür, mein Engelchen, es hat dich selbst erschreckt und augenblicklich aus der Contenance gebracht, aber nun hast du dich sicher besonnen, wohin du gehörst, und wirst das Deinige dazu thun, daß dein lieber Mann bald wieder gesund und munter ist. Nicht wahr, darauf kann ich mich verlassen?“

„Ich wollte Konrad bitten, mich auf die Nehrung zurückgehen zu lassen,“ antwortete Annika zögernd; „ich kann unmöglich —“

„I mein Himmel, wo denkst du hin?“ unterbrach die Krügerin sie stirnrunzelnd und offenbar drauf und dran, ihre mühsam bewahrte Geduld zu verlieren; „das wäre ja nicht besser, als wenn du einen Mord begingest! Der Herr Doctor hat ausdrücklich gesagt, daß ihm jede Aufregung tödlich sein kann. Auf die Nehrung gehen — deinen Mann in der Krankheit verlassen! Das wäre ja abscheulich. Sieh ihn nur erst!“

„Ich will ihn sehen!“ äußerte sie entschlossen nach einigem Nachdenken und folgte der Alten in die Krankenstube.

Als sie das blasse, verkümmerte Gesicht Konrads erblickte, dachte sie freilich selbst nicht mehr an die Möglichkeit einer Auseinandersetzung über den gestrigen Vorfall. Er lächelte freundlich, als sie an sein Bett trat, und machte den Versuch, ihr die Hand zu reichen. Tiefes Mitleid überkam sie; sie streichelte ihm die eingefallene Wange und küßte ihn auf die Stirn. Es that ihm wohl. —

Nachmittags kam wieder der Doctor und brachte den Apotheker mit, der vor Begierde brannte, an Ort und Stelle nähere Erkundigungen über den Vorfall einzuziehen, der die ganze Umgegend in nicht geringe Aufregung versetzte. Er war gleichfalls zur Hochzeit eingeladen gewesen, hatte aber einer anderen Gesellschaft wegen abgesagt, was er nachträglich tief bedauerte, und wollte nun das Versäumte möglichst nachholen und sich vor allen Dingen einmal „den Todten“ ansehen. Das machte denn auch keine Schwierigkeit; Peter Klars war bald aufgefunden und überredet, seine wunderbaren Reiseabenteuer mitzutheilen. Der Apotheker war der Erste, der ihn danach fragte; den Uebrigen kam die Thatsache, daß er überhaupt wieder da war, von so überwiegender Wichtigkeit vor, daß sie sich mit dem Wie der Rettung kaum beschäftigten.

„Armer Kerl!“ sagte der Apotheker, als Peter Klars geschlossen hatte; „Euch ist’s wahrhaftig so

schlecht gegangen, daß Euch dieses Letzte hätte erspart werden können. Und was denkt Ihr jetzt zu beginnen?"

„Ich warte hier auf meine Frau."

„Auf Eure Frau?"

„Sie ist im Kruge. Ich litte es nicht, wenn er nicht krank wäre."

„Pah!"

Der Seemann streckte die Hände in die Taschen, sah den Apotheker forschend an, als ob er sich überzeugen wollte, wie weit man seinem Urtheil Glauben schenken könnte, und fragte dann nach einer Weile: „Halten Sie die Trauung von gestern für fest?"

„Gewiß."

„Auch wenn Annika nicht will?"

„Sie wird närrisch sein, nicht zu wollen! Ihr seid ein stattlicher Mann, Peter Klars, und ich will gern glauben, daß sie Euch recht gut gewesen ist, aber der Krüger bleibt doch immer der Krüger. Was will Eure Fischerkathe gegen den Krug sagen, das Land nicht einmal gerechnet! Und es bleibt doch eine schöne Sache, ein halb Dutzend Mägde commandiren und aus der vollen Speisekammer wirthschaften —"

Peter Klars maß ihn mit einem zornfunkelnden Blicke. „Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie in großem Irrthum sind, daß Annika von allen diesen Herrlichkeiten Nichts wissen will und nach der Nehrung zurückgehen wird —"

Der Apotheker drehte ein abgerissenes Blatt wie

eine Pille zwischen den Fingern und ließ das zierliche Kügelchen auf der flachen Hand hin und her laufen. „Pah!" rief er lächelnd, „guter Rath kommt über Nacht, lieber Freund, sie wird sich besinnen. Es wäre das Gescheidteste wenn Ihr die Sache vernünftig nehmen und Euch und der jungen Frau das Leben nicht unnütz schwer machen wolltet. Das Unglück ist nun einmal geschehen, und geschehene Dinge sind nicht zu ändern."

„Meinen Sie?"

„Laßt Euch ein gut Stück Geld vom Krüger geben, er wird damit nicht knausern. Die Welt ist weit, wie Ihr selbst am besten erfahren habt, und eine hübsche Frau ist auch noch anderwärts zu haben."

Der Matrose fuhr wild von seinem Platze auf. „Verflucht meine Hand, wenn sie auch nur einen Pfennig annimmt. Ich will Nichts als mein Weib."

Der Apotheker zuckte die Achseln. „Ja, dann hättet Ihr hübsch zu Hause bleiben und nicht in Afrika Entdeckungsreisen machen müssen. Es thut mir leid, daß Ihr gleich so aufbraust, wenn man Euch vernünftig zuredet; ich hätte gern für Euch vermittelt."

„Es läßt sich Nichts vermitteln. Entweder — oder!" Er zog die Augenbrauen finster zusammen und stampfte mit dem Fuß auf den Boden." Ich sage: entweder — oder!" rief er heftig. „Kehrt sie zu mir zurück — gut! Wo nicht, so bin ich entschlossen — —"

„Nun?"

„Lassen wir das!“ Nach einer Weile sagte er ruhiger: „Es wäre doch gut, wenn es nicht zum Aeußersten käme. Sie sagen, die Trauung ist fest, und der Pfarrer meint dasselbe. Aber wenn die Annika selbst nun los sein will — giebt's kein Mittel, als ihm ans Leben zu gehen?“

Der Apotheker rückte entsetzt einen Schritt weiter. „Pfui, Peter Klars!“ rief er, „Ihr werdet doch nicht —!“

Der Seemann schob den Hut aus der Stirn, auf der große Schweißtropfen perlten. „Ich frage nur so —“ beruhigte er. „man muß doch an Alles denken. Giebt's kein Mittel?“

„Ja nun, wenn die Annika wirklich durchaus will? Sie darf ja nur Grund zur Scheidung geben.“

„Hm! Zum Beispiel —“

„Wenn sie ihrem Mann fortläuft.“

„Sie will fortgehen, aber mit seiner Bewilligung.“

„Dann ist's Nichts.“

„Also etwas Anderes.“

„Ehebruch ist auch ein Scheidungsgrund.“

„Ehebruch!“

„Ihr meint ja, daß sie Euch noch liebt.“

„Also wenn sie mich liebt —“

„Seid nicht närrisch, ich spaße ja nur.“

„Aber ich spaße nicht. Also wenn sie mich liebt — mich, ihren Mann, das wäre genug?“

„Pah, liebt —!“

„Gut, ich verstehe, was Sie meinen. Es wäre,

denke ich, keine Sünde, wenn sie mir gewährt, was sie mir schuldig ist."

„War, alter Freund. Und schließlich wäre das immer nur ein Scheidungsgrund auf Seiten des Krügers."

„Er wird kein Hund sein und dergleichen ruhig hinnehmen."

Der Apotheker lachte. „Ein Mann, der seine Frau verführt — nicht übel!"

Der Matrose sprang auf, sagte kurz Adieu und lief die Dorfstraße abwärts dem Kruge zu. In der Nähe desselben kam ihm das Fuhrwerk des Doctors entgegen. Derselbe ließ halten und rief ihn heran. Er theilte ihm mit, daß die Annika im Kruge beim Kranken bleiben müsse, und fügte, als er die Aufregung bemerkte, in die ihn sofort diese Nachricht versetzte, ohne einen Wuthausbruch abzuwarten, hinzu, die Annika selbst lasse ihm sagen, er könne dieserhalb ganz ruhig sein, sie werde an ihrem früheren Entschluß unwandelbar festhalten. „Ihr könnt in der That ganz ruhig sein," sagte der Doctor; „Hilgruber ist Euch für jetzt nicht gefährlich." Dann fuhr er bis zu dem Hause, in welchem Annika die letzte Nacht zugebracht hatte, und gab Anordnung, daß der kleine Peter nach dem Kruge geschafft werden solle. Hier stieg auch der Apotheker auf, der sich von der Wirthsfrau den Vorfall von gestern Abend nochmals ausführlich hatte erzählen lassen.

Den Auftrag, den der Doctor an Klars aus-

richtete, hatte er von Annika wirklich erhalten. Auf Veranlassung der alten Krügerin hatte er mit ihr gesprochen und freilich keine besondere Mühe gehabt, sie zu überzeugen, daß sie den Kranken in seiner jetzigen Lage nicht verlassen dürfe, zugleich aber auch aus ihren ängstlichen Andeutungen ihre Sorge erkannt, wie Peter Klars ihr Bleiben aufnehmen würde. „Ich habe ihm versprochen, nach der Nehrung zu gehen," hatte sie zuletzt offen herausgesagt, „und wenn ich nun nicht gehe, wird er glauben, daß ich nicht Wort halte. Das muß er aber glauben, sonst geschieht sicher ein Unglück." Der Doctor hatte versprochen, ihn zu beruhigen, und sich zugleich erkundigt, ob er den kleinen Peter herüberschicken solle. „Ich weiß nicht, ob er's erlaubt," hatte sie traurig eingewendet, „er hat jetzt darüber zu verfügen. Aber wenn Sie ihn fragen möchten —" das hatte der Doctor nun allerdings nicht für erforderlich erachtet. —

Die folgenden Tage gingen ohne wesentliche Veränderung der Sachlage hin. Der Matrose hatte im Dorfe sein Quartier aufgeschlagen und beobachtete sorgfältig den Krug, wie ein Soldat auf Vorposten. Er scheute sich auch nicht hineinzugehen, sich gleich den Anderen an den eichenen Tisch zu setzen und sein Glas Bier zu fordern. Madame Hilgruber vermied es, ihn anzusehen, wenn sie die Krugstube passiren mußte, und ging so gravitätisch vorüber, als ob sie ein steifes Genick hätte; sie wollte ihrerseits Frieden halten, so schwer es ihr innerlich auch wurde, an sich zu halten.

Er wird wieder gesund werden," tröstete sie sich, „und dann ist's noch immer Zeit, einmal in der Krugstube aufzuräumen; vorläufig muß der Kranke geschont werden." Wenn Peter Klars aber hoffte, auch einmal mit Annika zusammenzustoßen, so täuschte er sich; die Krügerin wußte es schon so einzurichten, daß sie nicht nöthig hatte, die Krankenstube zu verlassen, am wenigsten, wenn so gefährliche Gesellschaft im Kruge war.

Aber daß der kleine Peter dem Vater durch seinen Frohsinn die schleichende Zeit kürzen half, konnte sie doch nicht hindern. Der Junge langweilte sich oben, wo Alles so ängstlich still war und der kranke bleiche Mann im Bett lag und seine Mutter, wenn Jener schlief, so oft weinte. Wie sich nur eine Gelegenheit ergab, entwischte er, spielte in der Krugstube mit den Hunden, die sich dort stets in großer Zahl zusammenfanden, oder machte auch eine Excursion auf den Hof, wo ihn die Knechte im Stall auf die Pferde setzten oder sonst amüsirten. Er hatte vor dem braunen bärtigen Gesicht des Matrosen anfangs einige Scheu, merkte aber bald den guten Freund in ihm und ließ sich Süßigkeiten zustecken, mit denen Klars sich aus dem großen, weißen Glase des Gewürzkrämers versorgt hatte, das zwischen Kalkpfeifen, Tabakspäckchen und Liqueurflaschen an dem kleinen Schaufenster seines Ladens stand und die heimliche Sehnsucht der gesammten Dorfjugend in sich concentrirte. Es ärgerte Klars wohl, wenn irgend ein Nachbar sagte: „Sieh, Peter, das ist dein Vater!" und der Junge den Kopf

schüttelte und zur Antwort gab: „Papa liegt oben im Bett und ist krank —“ aber er ließ sich gegen das Kind Nichts merken, sondern streichelte ihm das blonde Haar und meinte: „Er kann's ja nicht besser wissen, sie haben ihm das so eingeredet.“ Die ganze Liebe des Knaben gewann er sich aber, als er ihm aus Korkholz ein kleines Schiffchen schnitzte, von Schwefelhölzern Masten einsetzte und von Papier Segel darauf hing. Der Junge war ganz toll vor Freude darüber und lief sofort treppauf zur Mutter. „Wer hat dir das gegeben?“ fragte Annika. „Der fremde, gute Mann,“ sagte er und fügte nach einer Weile ganz ernst, indem er sich zu Konrad wendete, hinzu: „Du bist wohl mein Papa, aber der ist mein Vater.“ Dem Kranken fuhr's wie ein Stich durchs Herz, aber er lächelte freundlich, und Annika wandte sich gegen das Fenster und unterdrückte einen Seufzer.

Nun wollte der kleine Peter das Schiffchen auch schwimmen sehen und folgte gern dem Seemann vor das Hofthor hinaus an den Graben, in dem sich der Regen gesammelt hatte. Seitdem waren sie fast unzertrennlich. Nach und nach entstand vor den neugierigen Augen des Knaben eine ganze Flottille von kleineren und größeren Fahrzeugen, und das eine war immer schöner als das andere. Auch prächtige Geschichten wußte der gute Mann zu erzählen, und nie schieden sie, ohne daß er ihm auftrug, seine Mutter zu grüßen und ihr den herzlichen Kuß abzugeben, den er mit auf den Weg bekam. Annika hatte ihre Noth,

den Kleinen zu beschwichtigen, weil er erst schmeichelnd und zuletzt ungestüm bat, sie möchte doch nur ein einziges Mal mitkommen und die Schiffe schwimmen sehen.

„Der gute Mann wird dir auch gut sein," rief er dann weinend, „und es ist viel hübscher bei ihm, als hier in der Stube; komm, wir wollen Beide zu ihm gehen und immer bei ihm bleiben."

Annika schwieg; aber Konrad sagte mit leiser, beweglicher Stimme: „Wenn ich gesund sein werde, gehen wir zu ihm; hab ihn nur recht lieb und sag ihm, daß er uns auch lieb haben soll." Die junge Frau dankte ihm mit einem warmen Händedruck. Was er dabei empfand — —

Eine Woche verging und eine zweite. Mit Hülfe des geschickten Arztes, der fast täglich ansprach, und unter der treuen und sorgfältigen Pflege der jungen Frau besserte sich der Zustand des Kranken merklich. Er durfte einige Stunden, dann immer längere Zeit außer dem Bette zubringen, in der Stube auf und ab gehen, auch nicht mehr so ängstlich wie früher jedes Gespräch vermeiden. Nur blieb seine Gesichtsfarbe noch sehr ungesund und seine Stimme heiser. Annika erschien ihm wie ein Engel der Barmherzigkeit; auf jede erdenkliche Weise suchte er ihr das Krankenpflegeramt zu erleichtern oder wenigstens zu zeigen, wie wohl ihm jede freundliche Dienstleistung thue. Wer die näheren Verhältnisse nicht kannte, hätte sich kein zarteres und innigeres Verhältniß denken können.

Und doch waren ihre Herzen heimlich voll Unruhe, und diese Unruhe stieg von Tage zu Tage. Es lag noch Etwas unausgesprochen zwischen ihnen, und das mußte über kurz oder lang aus dem Wege. Mitunter, wenn er Annika in ihrer aufopfernden Werkthätigkeit beobachtete, gab er sich der stillen Hoffnung hin, daß noch Alles für ihn gut werden könne, daß inzwischen irgend ein ihm noch verschwiegener Umstand eingetreten sei, der die Schwierigkeiten der Lage zu seinen Gunsten gemindert haben möchte, und er hütete sich, nähere Auskunft zu erbitten, um sich wenigstens diese schöne Täuschung möglichst lange zu erhalten. „Wie glücklich hätten wir sein können," dachte er oft: „und warum sollten wir's nicht sein? Hat dieser Zufall wirklich Macht über uns? Er darf nicht!" Wenn sein überströmendes Gefühl sich dann aber in Zärtlichkeiten äußern wollte und Annika plötzlich dastand wie eine unnahbare Heilige, dann sank ihm wieder der Muth und eine melancholische Stimme flüsterte ihm zu: „Weit, weit vom Ziele, du wirst sterben und es nicht erreichen! — Ach, nur eine kurze Liebesseligkeit, dann mag's zu Ende sein!"

Je mehr die Besserung fortschritt, desto unsicherer fühlte Annika sich in ihrer Stellung. Es war ihre Pflicht gewesen, dem Kranken beizustehen: kein Bedenken konnte dagegen aufkommen. Aber nun er ihrer nicht mehr unbedingt bedurfte, war es ebenso ihre Pflicht, Peter Klars ihr Versprechen zu erfüllen. Schon wiederholt hatte derselbe ihr durch eine Magd sagen lassen,

daß er sie zu sprechen wünsche, und zuletzt war eine Drohung zugefügt, die sie in Schrecken setzte. Sie mußte erwarten, daß er sich im Krankenzimmer selbst eine Zusammenkunft erzwang, die bei seiner Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit für Konrad die traurigsten Folgen erwarten ließ. Er möchte noch einige Tage Geduld haben, hatte die Magd ihm antworten müssen; es werde sich dann entscheiden. Aber sie zitterte vor dem Gedanken, diese Entscheidung herbeizuführen.

Endlich war sie nicht länger hinauszuschieben. Schon in den ersten Tagen seiner Krankheit hatte Konrad Hilgruber den Wunsch ausgesprochen, sein Testament zu machen. „Es wird hoffentlich nicht zum Schlimmsten kommen, Annika," sagte er freundlich, „aber auf jeden Fall muß doch für dein Kind gesorgt werden." Der Arzt hatte damals die Berufung der Testamentsdeputation zu hindern gewußt, aber Konrad ließ deshalb den Gedanken doch nicht los. Es war ihm, als ob er Annika etwas besonderes Liebes für ihre treue Pflege beweisen müßte, und so setzte er's endlich bei seiner Mutter durch, daß sie ein Fuhrwerk nach der Stadt schickte, um den Richter abholen zu lassen.

Annika hatte vergeblich widersprochen. Es war ihr empfindlich, von Madame Hilgruber hören zu müssen: „Das kann dir gefallen, wenn mein Sohn jetzt, wo er wegen seiner Krankheit nicht recht zurechnungsfähig ist, einen dummen Streich macht und fremder Leute Kinder zu Erben einsetzt, als ob sein

Vater und seine Mutter dazu gespart hätten, damit du ihm nur ein freundliches Gesicht zeigst.“ Aber das hätte sie überwunden. Nur daß Konrad selbst getäuscht werden sollte, daß er in der irrigen Meinung, sie wolle ihm angehören, zu ihres Kindes Gunsten Etwas verfügen könnte, daß sie sich selbst, wenn sie dies zuließe, eine Verbindlichkeit auferlegte, für die sie keine entsprechende Gegenleistung zu gewähren im Stande sei — darüber kam sie nicht hinaus. So ängstlich ihr das Herz pochte, Konrad mußte aufgeklärt werden. —

Der Krüger fühlte sich heute so wohl, wie noch nie während seiner Krankheit; die Brust war ihm freier und der Husten schmerzte weniger. Es hatte ihn froh gemacht, daß seine Mutter seinem Wunsch willfahrt, denn er meinte nun Annika seine Liebe recht offenkundig beweisen zu können. Er wußte wohl, daß sie für sich selbst Nichts beanspruchte; deshalb sollte auch im Testamente nicht von ihr, nur von ihrem Kinde die Rede sein.

Konrad Hilgruber öffnete jetzt das Fenster, was er sonst nicht gethan hatte, und ließ die frische, warme Luft einströmen, legte sich wohl aufs Fensterbret und schaute auf den Hof hinaus, oder amüsirte sich über die Sperlinge, die auf den Zweigen der alten Linde hin und her hüpften und einen Lärm machten, als hätten sie die wichtigste Berathung vor. Er mußte über den Eifer lachen, mit dem sie in rastloser Beweglichkeit den Platz wechselten, einander anschrieen, sich die Federn zausten, zur Erde niederschossen und wieder

blitzschnell unter das Blätterdach hinaufhuschten. Besonders beschäftigte ihn ein Spatz, der einen Strohhalm erwischt hatte und die Beute gegen einen Angreifer zu sichern suchte. Hundertmal verlor er den Halm, hundertmal zauste er sich mit seinem Gegner herum, immer von ihm verfolgt; endlich kam ein feister Gevatter zu Hülfe, lenkte die Aufmerksamkeit des Störenfriedes auf sich und trieb ihn bald bis in die Spitze des Baumes hinauf. „Das närrische Volk," lachte Konrad, „der ganze Hof liegt voll Stroh, aber natürlich müssen sie sich gerade um den einen Halm streiten, den zufällig Einer schon in Besitz genommen hat."

„Machen's die Menschen denn viel anders?" meinte Annika.

Es war ihm heute Alles wie neu, der Hahn, der gravitätisch unter seinen Frauen einherstolzirte und sich den kleinen Wurm, den er eben mit Mühe ausgekratzt hatte, vor der Nase fortschnappen oder wo möglich vom Schnabel wegpicken ließ; die Tauben, die sich auf dem Dach des Stalles sonnten und so kokett ihre Bücklinge und Knixe machten, wenn der Täuber verliebt gurrend um sie herum scherwenzelte. Annika mußte oft vom Spinnrad aufsehen, um sich irgend eine neue Merkwürdigkeit zeigen zu lassen. Ihre Gedanken waren freilich nicht dabei, aber sie lächelte doch und ließ es wohl auch geschehen, daß er seine Hand auf die ihre legte, oder sich an ihre Schulter lehnte, wenn sie hinaussah, oder sich über sie beugte und mit seinen Lippen

ihr blondes Haar berührte. Sie hatte das Gefühl, als ob sie heute Alles vermeiden müsse, was wie Unfreundlichkeit aussehen könnte, da sie ihm ja noch eine so schwere Stunde bereiten wollte. Aber gerade diese Nachgiebigkeit erheiterte seine Stimmung noch mehr; er sprach davon, daß sie nächsten Sonntag zusammen zur Kirche gehen wollten, und daß er sich dann der Wirthschaft wieder ernstlich annehmen werde. Das Leben im Kruge werde ihnen freilich wenig behagen, aber er habe auch schon daran gedacht, das Geschäft ganz seiner Mutter zu überlassen und für sich ein neues Häuschen hinter dem Dorf auf den Krugländereien zu erbauen, dort wo der Fluß gerade auf seiner Seite ein so schönes, mit Laubholz bestandenes Ufer habe, das zum Garten gezogen werden könne. Er wollte sich dann nur mit der Landwirthschaft abgeben. Annika wurde immer ängstlicher, je lustiger und glänzender diese Seifenblasen aufstiegen; ihre Gutmüthigkeit sträubte sich dagegen, sie mit grausamer Hand zu zerstören. Und doch durfte sie seine Hoffnungen nicht noch mehr wachsen lassen; sie war in schlimmster Verlegenheit.

Endlich enthob sie ein Zufall der Nothwendigkeit, selbst eingreifen zu müssen. Konrad hatte sich wieder behaglich ins Fenster gelehnt und erzählt, mit wie verschiedenen Empfindungen er hier schon im Laufe der Jahre über das Haff hingeschaut habe, und daß die Linde in letzter Zeit tüchtig gewachsen sein müsse, da sie früher eine weitere Umschau gestattete, jetzt aber die Nehrung mehr und mehr verdecke. „Was kommt

es freilich darauf noch an," fügte er hinzu, „habe ich sie jetzt doch hier bei —" Er unterbrach sich plötzlich und zuckte schmerzlich zusammen. Es mußte auf dem Hofe irgend Etwas vorgegangen sein, was seine Empfindungen schroff ablenkte. Annika warf einen scheuen Blick durch das Fenster und bemerkte Peter Klars, der nach dem Kruge gegangen kam. Der kleine Peter lief ihm aus der Hausthür laut jubelnd entgegen und hing sich an seinen Arm.

Konrad richtete sich auf und trat einen Schritt zurück. Er war kreidebleich und offenbar einer Ohnmacht nahe. Ein heftiger Hustenanfall brachte ihn wieder zu sich; Annika stand auf, führte ihn auf seinen Lehnstuhl und schloß das Fenster. Sie sprach kein Wort dabei.

Auch er schwieg einige Minuten und sah verstört vor sich hin. Dann erhob er sich und machte einen Gang durchs Zimmer, vermied aber das Fenster. Annika bereitete sich still auf die Erörterung vor, die nun unvermeidlich schien.

„Ist Peter Klars — noch immer hier — im Dorfe?" zwang er sich endlich mühsam zum Sprechen.

„Er ist hier," antwortete sie leise und zaghaft.

„Und wie lange — gedenkt er noch zu bleiben —"

„So lange ich hier sein werde." —

Er stand still und blickte halb überrascht, halb erschreckt zu ihr hinüber. Das Wort schien ihm im Munde zu ersterben; er machte noch einige Schritte bis zum Lehnstuhl und ließ sich wieder darin nieder.

Annika trat zu ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Es greift dich zu sehr an,“ sagte sie mitleidig, „wir wollen heute lieber nicht darüber sprechen. Du mußt erst ganz gesund werden.“

Er wendete ein wenig den Kopf nach ihr und stützte ihn an ihren Arm. „Heute nicht — also morgen doch, oder übermorgen — wenn ich gesund bin — dann gewiß.“

Sie schwieg.

„Besser gleich jetzt!“ fuhr er nach einer Weile fort. „Die Marter wäre nicht zu ertragen. Ich bin gesund — ich fühle mich kräftig genug — ich kann hören, was ich einmal hören muß —“

Sie wischte ihm mit einem Tuche den kalten Schweiß von der Stirn, mit zitternder Hand, denn sie selbst war so erregt, daß sie sich nur mit Mühe aufrecht hielt. Da sie nicht Antwort gab, entschloß er sich zu einer Frage, die am nächsten zu liegen schien: „Was verlangt Peter Klars?“

„Frage nicht, was er verlangt,“ sagte sie mit erzwungener Ruhe. „Er ist sehr unglücklich, und die Unglücklichen haben wohl das Recht, nur an sich zu denken. Er hat eine Frau verloren, die er liebte.“

„Verloren —?“

„Verloren!“ antwortete sie mit großer Bestimmtheit.

„Und ich —?“ rief er, indem er sie leidenschaftlich an sich zog, „und ich, was habe ich dadurch ge-

wonnen? Ist meine Liebe Nichts? Du bist meine Frau geworden — willst du's nicht mehr sein?"

Sie machte sich sanft von ihm los, ohne sich ihm jedoch ganz zu entziehen. „Ich glaubte ja, daß er todt sei," sagte sie kaum vernehmbar.

„Aber jetzt lebt er — und du bereust —?"

„Tief — tief, daß ich ihm untreu war."

Er sank in die Lehne des Stuhls zurück und deckte die gefalteten Hände über die Augen. „Warum geht's jetzt nicht mit mir zu Ende," wimmerte er. Dann aber raffte er sich wieder auf, erhob sich und rief: „Aber nein! Ich lasse dich ihm nicht! Du bist mein, ob er lebt oder nicht — mein! Und ich will mein Recht vertreten, weil ich dich liebe. Er ist glücklich gewesen, ich will's auch sein! Warum ich nicht? Wir sind Mann und Weib. Annika — wer will uns scheiden, wenn nicht der Tod? Ja, der Tod kann's vielleicht bald, er klopft schon mit seiner Knochenhand an mein Herz; noch ein Griff und es steht still. Aber solange es noch schlägt, soll es für dich schlagen, Annika, und Niemand soll es hindern — Niemand! Keine Gewalt kann dich von mir reißen, wenn ich dich haben will. Und ich will — ich will —"

Er brach erschöpft zusammen. Nur sein brennendes Auge suchte das ihrige, aber sie hatte sich abgewandt und weinte.

„Wenn du mich liebtest, Annika —" hauchte er leise hin. „Kannst du mich nicht lieben?"

„Ich habe dir meine Hand gegeben," antwortete

sie ausweichend, „und du bist damit zufrieden gewesen; das hättest du nicht sollen, Konrad.“

„Ich hoffte — — und du wärest nicht kalt geblieben, ich weiß es, Annika, dein Herz sprach schon für mich.“

„Es spricht auch jetzt für dich,“ schluchzte sie, „lauter als du glaubst — es bedauert dich tief, es möchte zerspringen vor Schmerz, daß du nicht glücklicher sein konntest, denn du bist gut, Konrad. Aber ich kann dir kein Glück mehr bringen — wahrhaftig nicht! Nur daß ich meiner Pflicht gegen dich nicht untreu werden will, kann ich dir versprechen, wenn es deinen Verlust mindert. Ich werde deine Frau sein, solange du mich so nennen willst, ich werde keinem Anderen angehören — keinem! Aber verlange nicht, daß ich bei dir bleibe, es wäre mein — und dein Verderben. Laß mich zurückkehren auf die Nehrung in mein einsames Haus. Ich habe Peter Klars gesagt, daß er keine Hoffnung mehr habe; aber er wird sie nur aufgeben, wenn ich mich auch von dir trenne.“

Es war gesagt; ihr Gemüth wurde ruhiger. Auch seine Leidenschaft schien sich abzustillen. Wie er so mit geschlossenen Augen zurückgelehnt dasaß, nahmen seine Züge allmählich einen starren, frostigen Charakter an; er ähnelte mehr als je seiner Mutter. Annika erschrak, als sie, durch sein Schweigen besorgt gemacht, zur Seite blickte. Er mochte innerlich mit schweren Entschlüssen ringen; manchmal zuckten die Augenlider und die Lippen so eigen. Sie kniete neben dem Stuhl nieder und küßte seine welk herunterhängende Hand.

Er zog sie zurück. „Annika —!"

„Vergieb mir, Konrad!"

Er versuchte zu sprechen, aber der Ton versagte ihm.

„Du darfst auch nicht dein Testament machen," fuhr sie mit inständiger Bitte fort. „Ich kann Nichts von dir annehmen, da ich dir Nichts gebe, und mein Kind — das du lieb hast, ich weiß es wohl — mein Kind hat nun wieder seinen ersten Vater und wird nicht Noth leiden. Und du wirst diesen Schmerz überwinden und vielleicht nach einiger Zeit selbst wünschen, von mir frei zu sein; so sollst du dir nicht die Hände binden."

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Laß mich ziehen, Konrad!"

Es war ein schwerer Kampf. „Und wenn ich Nein sagte?" antwortete er rauh.

Sie sah mit ihren großen blauen Augen recht ernst zu ihm auf. „Dann muß ich auf Gottes Barmherzigkeit rechnen!"

„Du wolltest —"

Er las in ihrem Blick, daß sie zum Aeußersten entschlossen war.

Nach einer längeren Pause stillen Nachdenkens schob er den Stuhl zurück und stand wieder auf, indem er ihr zugleich die Hand reichte und sie von der Erde erhob. Er ließ sie zur Seite treten und durchmaß das Zimmer mit eiligen Schritten. Endlich blieb

er mit dem Rücken gegen Annika stehen und fragte: „Und wann wolltest du fort?“

„Morgen, Konrad — wenn du mich nicht mehr brauchst.“

„Eilt es so?“

„Es eilt.“ Sie dachte an Peter Klars Drohungen.

Er setzte seinen Gang fort, wohl mehrere Minuten lang; dann trat er vor sie hin und sagte augenscheinlich mit schmerzlicher Ueberwindung: „Du bist sehr aufrichtig gewesen, Annika, sei es auch jetzt. Liebst du Peter Klars noch jetzt?“

Das Blut schoß ihr in die Stirn. „Ich bin deine Frau,“ antwortete sie.

„Liebst du Peter Klars noch jetzt?“ wiederholte er eindringlicher.

„Beim allmächtigen Gott! Es ist nicht darum, Konrad.“

„Weiche mir nicht aus — sei aufrichtig. Bei deiner Seligkeit, nur jetzt keine Lüge: Du liebst ihn noch?“

Sie legte die Hand aufs Herz. „Weil du die Wahrheit hören willst — aber er soll es nie mehr erfahren,“ unterbrach sie sich lauter und lebhafter; „er mag glauben, daß ich ihm auch im Herzen untreu geworden bin, und das soll meine Buße sein.“

„Du liebst ihn.“

Sie schwieg und wagte nicht einmal die Augen zu ihm aufzuschlagen.

Er betrachtete sie lange, wie sie so vor ihm stand,

ganz ein Bild in Traurigkeit aufgelöster Resignation. Er grollte ihr und hätte ihr doch zu Füßen fallen und sie um Liebe bitten mögen, um einen heißen Abschiedskuß wenigstens, um eine Secunde Seligkeit für ewige Entsagung. Fort, ihr Träume! Er wendete sich ab und sagte kalt: „Es ist gut, Annika — du kannst gehen."

Sie wollte seine Hand ergreifen und an ihre Lippen ziehen; er ließ es nicht zu. „Geh, geh!" rief er, „ich will allein sein."

Annika fühlte, daß sie gehorchen müßte. Sie verließ langsam schweren Herzens das Zimmer.

---

## X.

Draußen vor der Thür blieb sie stehen und überlegte, was zu thun sei. Die Kisten und Kasten mit Betten, Wäsche und Hausgeräth, die sie am Hochzeitstage von der Nehrung mitgebracht hatte, standen noch ungeöffnet auf dem Boden. Die Kleidungsstücke, die sie aus einer verschließbaren blauen Lade genommen hatte, waren bald wieder verpackt. Bei der Nachbarin, in deren Hause sie die erste Nacht zubrachte, hoffte sie leicht ein paar starke Fischerknechte zu ermitteln, die ihr das Gepäck ans Wasser tragen könnten. Das kleine Boot, das zur Klarsschen Fischerkathe gehörte und am Hochzeitstage das Gepäck aufgenommen hatte,

mußte noch auf dem Haken liegen; sie konnte es nun zur Rückfahrt benutzen. Freilich erinnerte sie sich, damals gehört zu haben, daß sich in demselben wie in dem zurückgelassenen zweiten Boote ein Leck gezeigt habe; die schadhafte Stelle war aber vielleicht zu verstopfen, ohne daß es einer förmlichen Reparatur bedurfte. Jedenfalls war eine Besichtigung nöthig, und sie beschloß, dieselbe nicht zu verschieben.

Als sie in Gedanken vertieft den Hof verließ und die Dorfstraße nach dem Flusse zu einschlug, saß Peter Klars an der Ecke der Scheune auf dem Grabenrande und sah seinem Knaben zu, wie er ein Korkschiffchen auf dem flachen Wasser am Faden hin und her zog. Sie bemerkte die Beiden nicht, aber den munteren Augen des kleinen Peter entging nicht leicht Etwas, das sich in der Nähe regte und bewegte. „Die Mutter!“ rief er überrascht und wollte ihr mit einem Freudengeschrei nacheilen, als sein Vater ihn schnell beim Arme faßte, zwischen seine Kniee zog und ihn bedeutete, zu schweigen. „Ich will ihr mein Schiffchen zeigen,“ meinte er kleinlaut, „wie es im Wasser schwimmen kann.“ Der Matrose stand auf, nahm ihn bei der Hand und führte ihn nach dem Hofe. „Geh jetzt in den Stall zu den Pferden,“ sagte er, „ich will die Mutter rufen gehen.“ Der Junge war damit zufrieden.

Peter Klars folgte Annika in einiger Entfernung.

Sie bog, immer eilig vorwärts schreitend, von der Dorfstraße ab nach dem Treidelstege, der am Fluß

entlang nach dem Haken führte, in dessen Ausbuchtung wirklich das Boot, halb aufs Land hinaufgezogen, lag. Sie versuchte, es ganz aufs Trockene zu bringen, aber ihre Kraft reichte dazu nicht aus. In dem tieferen Theil, der vom Fluß bespült wurde, hatte sich Wasser angesammelt, auf welchem der hölzerne Ausschöpfer schwamm. Sie stieg hinein und machte sich an die Arbeit, es zu entfernen.

Erst jetzt, da er ganz nahe an sie herantrat, bemerkte sie den Matrosen. Sie richtete sich erschreckt auf und sah ihn mit ängstlichen Blicken an. „Warum bist du mir gefolgt?" fragte sie nach einer Weile ernst.

Er lächelte unheimlich. „Weil ich dich schon längst zu sprechen hatte," antwortete er scharf. „Die Alte hütet dich vor mir, wie ein Drache seinen Schatz — und es mag dir auch wohl gefallen beim Krüger. Wie?"

„Er ist krank," sagte sie, „du weißt es."

„Und lag doch heute schon im offenen Fenster und plauderte ganz munter — bis ich ihn fortscheuchte. War's nicht so?"

Sie nickte schwermüthig. „Darum bin ich hier," erwiderte sie leise.

Er sah sie fragend an. „Was soll geschehen, Annika?"

Sie schwieg.

„Besinnst du dich, wie wir auf dieser Stelle zum ersten Mal als Brautleute zusammentrafen?"

fing er nach einer Weile wieder an. „Es war, wie ich dir gesagt hatte, daß ich dich zum Weibe haben wolle, und wie du mir die Hand gegeben hattest, daß Nichts in der Welt uns trennen solle. Da liegen noch die Steine, auf denen wir saßen, als die Sonne schon untergegangen war, und wir meinten's gewiß damals Beide treu, und wer uns gesagt hätte, daß wir uns so einmal wieder hier treffen sollten —"

Seine Stimme bebte; er kehrte sich mit einer raschen Wendung ab und zog den Hut tief über die Stirn.

„Ich weiß Alles," versicherte sie schmerzlich.

Peter Klars wendete sich wieder zu ihr und ergriff ihre Hand. „Geh nicht mehr zurück zu Konrad," sprach er halb bittend, halb drohend. „Ich ertrag's nicht."

Annika entzog sich ihm nicht. „Ich halte, was ich versprochen habe," sagte sie freundlich. „Morgen fahre ich nach der Nehrung."

Er horchte auf. „Morgen — und allein?"

„Allein — wenn du mir das Kind nicht mitgeben willst, Peter."

Er fuhr wild auf. „Soll ich mich auch von ihm trennen? Nimmermehr!"

Annika senkte demüthig den Kopf. „Wie du willst — ich muß zufrieden sein."

„Du kannst dich trennen von dem Kinde?" rief er. „Annika! Hast du kein Herz in der Brust? Von dem Kinde trennen! Und wem zu Liebe? Dem Krüger,

der dich überlistet hat, daß du mir untreu wurdest. Soll er nun auch noch Mutter und Kind scheiden? Nein, Annika! Wir gehören zu einander — mag er's wissen! Es ist kein Vergleich möglich zwischen uns. Sei mein, Annika, wieder ganz mein — und er wird die Hoffnung aufgeben, dich doch noch gewinnen zu können; er wird selbst das unselige Band lösen, das dann nur eine lästige Fessel für ihn ist. Aber du mußt den Muth haben, deinem Herzen zu folgen, und auf den Pfaffen nicht hören, der nur der reichen Krügerin zum Mund spricht. Was die Leute sagen, was kümmert uns das? Wir brauchen sie nicht. Und die Meisten werden auf unserer Seite sein. Muth, Annika! Es kann noch Alles gut werden."

Sie schüttelte den Kopf. „Es kann nicht gut werden — so nicht, Peter."

Er ließ sich auf den Bord des Kahns nieder und suchte sie an sich zu ziehen. „Verstoße mich nicht," bat er leidenschaftlich, „verstoße das Kind nicht wegen einer so kalten Pflicht, von der das Herz Nichts weiß. Nimm uns mit dir, Annika! Ich hole den Knaben — ich setze das Boot in Stand. Wir fahren zusammen hinüber nach der Nehrung, kehren in unser kleines Haus zurück, in das Stübchen, das all unser Glück gesehen hat. Und dann mögen sie kommen, uns zu trennen! Ich werde mein Weib und Kind zu schützen wissen. Und jenseits ist die weite See! Wenn sie doch Macht über uns haben, dort sind wir frei. Wir steigen auf ein Schiff und wandern aus — die Welt ist groß,

Annika, und überall, wo wir zusammen sind, ist unser Glück und unsere Heimath."

Ihre Brust wogte stürmisch; sie athmete schwer und hastig. „Und können doch nicht wieder sein, was wir gewesen sind," preßte sie mühsam heraus. „Du vielleicht, aber ich nicht. Ich habe gesündigt, als ich dir treulos ward, und eine Sünde nimmt die andere nicht von mir. Laß mich allein hinüber!"

Sein Gesicht verzerrte sich. „Es geht nicht," sagte er unwillig, „ich kann's nicht überwinden."

Sie setzte sich auf die Ruderbank hinter ihn und legte die Hand auf seine Schulter: „Vielleicht, wenn wir Geduld haben, Peter —"

„Worauf sollen wir warten? Wir haben schon Jahre verloren."

„Ich darf's seinetwegen nicht wünschen — aber Konrad ist krank —"

Er wendete schnell den Kopf seitwärts und prüfte sie mit einem Blick, der ihr blitzartig durch und durch ging. „Hast du auch schon daran gedacht?" zischelte er nah ihrem Ohr.

„Still — still!" bat sie ängstlich. Sie errieth ihn nicht, und doch war sein ganzes Wesen so unheimlich, daß sie irgend ein Unheil befürchtete.

Der Matrose rückte noch näher an sie heran, indem er ihr Handgelenk mit seinen Fingern wie mit einem Eisenringe umspannt hielt. „Höre —," flüsterte er noch leiser. „Er ist krank — sehr krank — es ist kein Wunder, wenn kranke Menschen sterben; hat

man mich doch bei gesundem Leibe für todt erklärt. Was kann es ihm nützen, daß er sich mit siechem Körper und gebrochenem Herzen noch ein paar Jahre quält —? Wenn du wolltest —"

Sie stieß ihn mit Gewalt zurück, daß er vom Bord des Kahns forttaumelte. „Peter —" rief sie entsetzt; „denk an dein Seelenheil! Noch ein solches Wort, und wir sind auch im Herzen geschieden!"

Der Seemann schöpfte eine Hand voll Wasser und goß sich dasselbe über das Gesicht. „Es macht mich wahnsinnig," lallte er. „Er oder ich!"

Annika war aus dem Boot gesprungen und machte sich nun eilig auf den Weg nach dem Dorfe zu. Klars folgte ihr einige Schritte; bald aber sah er ein, daß er sie nicht mehr einholen könne. „Tollheit, ihr's zu verrathen!" grinste er. „Das ist Nichts für Weiber. Wenn sie mich freilich liebte, wie ich sie — aber das ist vorbei."

Er lehnte sich wieder aufs Boot, nahm die kurze hölzerne Schaufel auf, die ihrer Hand entfallen war, und setzte mechanisch ihre Arbeit fort. Das Wasser war bald ausgeschöpft, zog sich aber, wenn auch langsam, wieder hinein. „Das Boot hat ein Leck," sprach er vor sich hin, „sie darf darauf morgen nicht fahren. Es wird ihr auch nicht so eilig sein." Er nahm sich vor, nächsten Vormittag den Schaden auszubessern, und kehrte langsam nach dem Dorfe zurück.

Es war ihm recht schlecht zu Muth, er wußte sich vor Unbehaglichkeit kaum zu lassen. Er hatte sich

erschöpft in Liebe und Haß und fühlte nun in seinem Inneren eine Leere, die er sich vergebens bemühte durch irgend eine befriedigende Empfindung auszufüllen. Annika war nicht gewonnen — sie war so gar nicht zu gewinnen. Was er aber bei ihr verloren, indem er voreilig seine schlimmsten Gedanken preisgab, machte ihn noch unruhiger. „Man denkt's wohl," murmelte er unwillig vor sich hin, „aber man thut's deshalb noch nicht, und wenn ich ihr's sagte, so war's doch nur, als ob ich zu mir selbst sprach. Verdammt! Innen sieht's hell aus, wie ein Leuchtfeuer, das den Hafen anzeigt, und wenn das Wort über die Lippen geht, ist's schwarz und häßlich zum Grauen. Freilich — wer kann für sich gut stehen? Wenn sie drüben ist auf der Nehrung — so nah, nur diese Wasserrinne trennt uns, und ich darf doch nicht hinüber — seinetwegen —! Und da steht er im Wege morgen und übermorgen und alle Tage — wer weiß, was geschieht? — Nein, es ist Nichts für mich mit den Heimlichkeiten. Grad heraus soll er mir Rede stehen, und dann wird sich's entscheiden zwischen uns!"

Er hoffte im Kruge oder im Dorfe nochmals mit Annika zusammenzutreffen und sie beruhigen zu können. Aber auf dem Hofe erfuhr er, daß sie den kleinen Peter abgeholt habe und mit ihm fortgegangen sei. Von den Nachbarn hatte Niemand sie bemerkt.

Annika hatte den Kleinen auf den Arm genommen und ihn durch das Pförtchen neben der Scheune hinausgetragen auf die Wiese, wo die vielen schönen

Blumen wuchsen, von denen er ihr täglich einen Strauß ins Krankenzimmer hinaufgebracht hatte. „Im Wald ist's noch viel schöner," hatte sie ihm gesagt, als er verweilen wollte; „du kennst den Wald noch gar nicht." Sie faßte ihn bei der Hand und führte ihn durch die Kornfelder und die Wiesenraine um das Dorf herum nach dem Birkenwäldchen, das sich so anmuthig am Flußufer hinabzog. Dort war sie ganz ungestört. Sie wollte ja Nichts mehr, als sich noch einmal ihres Kindes erfreuen und von ihm Abschied nehmen. Auf dem eiligen Gange vom Haken nach dem Kruge hatte sie ganz eigene Gedanken gehabt; so plötzlich sie ihr gekommen waren, so sicher fühlte sie sich doch darin. Sie sagte sich, daß sie doch allein die Schuld an allem Unheil trage, weil sie nicht fest den Weg gegangen sei, den ihr das Herz gewiesen, und daß nun noch mehr Unheil folgen werde, wenn der Streit der beiden Männer um ihren Besitz sich fortspinnen dürfe. Konrad werde sich in Geduld fügen, aber in Sehnsucht hinkranken und auf seine geheimen Wünsche doch nicht verzichten. Und Peter Klars — er fügte sich nicht; jetzt war es gewiß. Wohin war es schon mit ihm gekommen? Sie hatte gehofft, beide Männer zum Verzicht zu vermögen, aber schon war kein Zweifel, daß sie sich arg täuschte. Wenn ihnen keine Hoffnung mehr blieb, einander abzuringen, was Keiner dem Anderen gönnen wollte, dann reichten sie vielleicht einander die Hand zur Versöhnung und gedächten auch ihrer in Frieden.

Es war ihr nicht anzumerken, was in ihr vorging. Mit heiterem Gesicht spielte und scherzte sie mit dem Knaben, suchte ihm Blumen oder kleine bunte Steinchen, sang ihm Lieder, erzählte ihm Märchen, half ihm die schlanken Birkenstämme hinaufklettern, oder versteckte sich hinter dem dichten Wachholderstrauch und ließ sich suchen. Der kleine Peter hatte keine Ahnung, daß geschieden sein sollte. Erst als er nach einigen Stunden müde wurde und auf ihrem Schoße einschlief, wehrte sie den Thränen nicht und bat Gott laut und inbrünstig, daß er sich des Kindes gütig annehmen und es vor so schwerem Kummer bewahren möchte wie der ihre.

Und dann, als die Sonne untergegangen war und der Wald dunkelte, schlug sie ihr Tuch um den Knaben und trug ihn nach Hause. Sie brachte ihn sorgsam zu Bette, ohne die Magd, in deren Kammer er gewöhnlich schlief, aus der Ruhe zn stören, küßte ihn noch einmal herzlich und ging hinaus.

Auf dem Hofe nahm sie von dem dortigen Vorrath eine Stange und machte sich mit derselben auf den Weg nach dem Haken hinaus. Sie begegnete unterwegs Niemand. Dann schob sie mit Aufbietung aller Kräfte das Boot in die Fluth, stieg ein und stieß es mit der Stange vom Ufer ab. Sie stand mit den Füßen im Wasser, aber sie achtete nicht darauf. Die Stange immer wieder auf den flachen Grund setzend und sich weiter fortschiebend, brachte sie das kleine Fahrzeug bald auf das offene Haff hinaus, über dem

ein dichter Nebel lag. Nach wenigen Minuten war nur noch eine dunkle Masse bemerkbar, die mehr und mehr verblaßte und hinter der Nebelwand verschwand.

Ueber Konrad Hilgruber kam in dieser Nacht kein Schlaf. Er hatte gehofft, Annika würde sich doch noch einmal einfinden und sich gütlich zusprechen lassen; da sie aber nicht kam, mußte er's für gewiß halten, daß sie schon den letzten Abschied genommen hatte und sich von ihm nicht mehr sehen lassen wolle. „Sie wird zur Nachbarin gegangen sein," dachte er, „wo sie schon die erste Nacht zubrachte; ich war unfreundlich gegen sie, und sie hat Grund, mich zu meiden." Er legte sich hin, aber der Husten quälte ihn und trieb ihn wieder auf. Wie wird das Leben sein ohne sie —? überlegte er tausendmal; wenn Klars billig wäre, es gäbe vielleicht doch einen Ausgleich.

Früh am nächsten Morgen verließ er sein Zimmer und den Krug, um den Matrosen aufzusuchen. Es war sein erster Ausgang. Er erfuhr, daß Klars mit Handwerkszeug, Holz und Nägeln nach dem Haken hinausgegangen sei, um das Boot in Stand zu setzen, auf dem Annika hinüberfahren wollte. Konrad entschloß sich, ihm zu folgen.

Schon eine Strecke vor dem Haken kam Klars ihm entgegen, offenbar sehr eilig und aufgeregt. Er stutzte, als er Konrad auf sich zuschreiten sah, und blieb stehen. „Wo ist Annika?" rief er ihm entgegen.

„Ich weiß es nicht," antwortete Konrad, mühsam athmend, „sie war die letzte Nacht nicht im Kruge."

„Nicht im Kruge —! Aber wo sonst?“

„Wahrscheinlich im Nachbarhause. Sie wollte heute nach der Nehrung übersetzen.“

„Ganz recht, das wollte sie. Aber das Boot ist fort.“

„So wird sie schon gefahren sein und ihre Sachen nachkommen lassen.“

„So früh? Und ihre Sachen sind noch im Kruge?“

„Ich glaube wohl.“

„Und das Kind?“

„Es schläft noch. Die Magd besorgte sein Frühstück, als ich ging.“

Klars sah finster grübelnd zur Erde. „Sonderbar — so früh — und ohne Abschied — und ohne das Kind —? Das Boot war leck.“

„Die Fischer werden es untersucht haben,“ meinte Konrad. „Vielleicht ist's auch auf dem Fluß nach dem Dorf gebracht zur Ausbesserung vor der Fahrt — und Annika noch daheim.“

„Vielleicht.“ — Er ging einige Schritte zögernd weiter und machte dann wieder Halt. „Und was willst du hier?“

„Ich suchte dich.“

Peter Klars sah mißtrauisch zu ihm auf. „Mich? — Du hast Grund, mir aus dem Wege zu gehen.“

Der Krüger trat näher. „Ich habe dich nicht kränken wollen,“ sagte er mild. „Wir waren ja auch Freunde.“

„Waren —“

„Und könnten noch jetzt freundschaftlich gegen einander handeln und uns das Mißgeschick erleichtern, das uns betroffen hat — uns und ihr —!“

Der Matrose wendete sich trotzig ab. „Was willst du von mir?“

„Mit dir vernünftig wegen Annika sprechen, Peter.“

„Pah — vernünftig! Was heißt das? Ich **kann** nicht nachgeben.“

„Wenn du Mitleid mit mir haben wolltest —“

Es lag Etwas in dem Tone, mit welchem diese Bitte sich äußerte, das Peter Klars nicht ungerührt ließ. Er zog die Augenbrauen finster zusammen und blickte sich abwendend zur Erde, ohne zu antworten.

Konrad glaubte, daß er sich entfernen wollte, und streckte ihm die Hand entgegen. „Bleibe noch,“ bat er. „Es ist bald gesagt, was ich zu sagen habe. — Annika ist nun einmal meine Frau.“

Klars krampfte die Hand zusammen. „Nein!“

„Sie ist es. Darüber ist keine Täuschung möglich. Aber sie wird es nicht lange sein — gewiß nicht lange. Ich bin krank, und es geht bald mit mir zu Ende.“

„Konrad!“

„Ich kenne meinen Zustand, und wenn der Arzt ehrlich sein wollte — — sprich mit ihm. Wenn du mir nur die kurze Zeit, die mir noch bleibt, das Glück lassen wolltest —“

Klars schüttelte schweigend den Kopf.

„Höre mich an! Ich will sie betrachten wie deine Frau — ich schwöre dir's zu. Sie würde auch sonst gar nicht zu bewegen sein, wieder in mein Haus zu kommen. Aber wenn unser Verhältniß auf solche Art sicher gestellt ist, wird sie gern die Pflichten einer treuen Pflegerin erfüllen und mir dieses armselige Restchen Leben erheitern. Du wirst mein Freund sein — und ihr Freund, bis sie dir mehr sein kann. Willst du?"

Peter Klars war bewegt. Konrad meinte es offenbar ehrlich. Die alte Neigung brach noch einmal durch und verscheuchte die finsteren Schatten, die sein Gemüth umnachteten. Er reichte Konrad die Hand und sagte ohne Groll: „Ich kann's nicht! Wahrhaftig, ich kann's nicht — ich liebe Annika!"

Sie standen eine Minute Hand in Hand. Der Krüger blickte mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes vor sich hin.

„Nicht einmal das gönnst du mir!" klagte er leise.

Peter Klars fiel ihm leidenschaftlich um den Hals. „Sei großmüthig!" rief er, „gieb sie frei — wir können so nicht mit einander leben! Ich nicht — sie nicht — auch du nicht, Konrad! Gieb sie frei, und ich will unsere Freundschaft segnen."

„Es ist mein Tod," sagte er finster.

Vom Fluß her wurden Ruderschläge vernehmbar. Die beiden Männer traten von einander und sahen unwillkürlich nach jener Richtung, von der das Geräusch kam. Es war ein Nehrunger Fischerboot, das

mit Netzen und Fischen beladen einfuhr. Es schleppte Etwas im Wasser hinter sich her, das sich nicht sogleich erkennen ließ, da es nur wenig über die Oberfläche hinausragte. Erst als das Fahrzeug ihnen gegenüber kam, bemerkte Klars hinten angebunden einen Kahn, der fast ganz voll Wasser geschöpft war, und wurde aufmerksamer. Der Fischer, als er den Krüger und den Matrosen erkannte, hielt mit Rudern inne und ließ die Spitze auf den Sand laufen. „So früh auf?" rief er den Männern zu.

Der Krüger nickte traurig; Klars trat näher der Schälung.

„Was bringt Ihr da?" fragte er. „Habt Ihr mit Eurem Handkahn Unglück gehabt?"

Der Fischer lachte. „Ich brauche keinen Handkahn. Mein Boot ist flach genug für den Fluß bis zum Marktort. Ich habe das Ding so auf dem Haff gefunden; es war zum Sinken voll Wasser. Ich wollt's neben dem Krug aufs Land bringen, da findet sich der Eigenthümer am leichtesten."

Klars fuhr erschreckt zusammen. „Auf dem Haff —?" rief er, „und diese Nacht?" Eine schwere Ahnung überkam ihn. Er watete durch den Fluß, faßte den Bord des versunkenen Kahns und hob ihn aus dem Wasser hinaus. „Mein Kahn!" schrie er auf und taumelte nach dem Lande zurück.

Der Krüger begriff nicht sogleich, um was es sich handelte. Erst als er aus den abgerissenen Reden des Matrosen entnahm, daß von dem Fahrzeug ge-

sprochen wurde, das gestern noch auf dem Haken gelegen, das leck gewesen sei und mit dem Annika habe überfahren wollen, begriff er die ganze Gefahr. Selbst auf's Aeußerste besorgt, suchte er doch Klars zu beruhigen, der wie unsinnig am Ufer auf und ab lief und die Hände rang. „Das Boot kann sich vom Sande losgemacht haben und hinausgetrieben sein,“ sagte er; „wir dürfen nicht gleich ans Schlimmste denken.“

„Es ist keine Hoffnung,“ jammerte der Matrose. Er sprach es nicht aus, aber es war bei ihm gewiß, daß sie den Tod gesucht habe.

Man zog das Boot auf's Land, schöpfte es aus und untersuchte es genau, ohne einen Gegenstand darin zu finden, der auf Annika deutete. Man eilte nach dem Dorf zurück, brachte alle seine Bewohner in Bewegung, fragte in jedem Hause nach — Niemand wußte von ihr. Nur der kleine Peter konnte erzählen, daß sie im Walde mit ihm gespielt. Wer irgend über ein Boot verfügte, machte dasselbe ruder- und segelfertig und folgte Klars aufs Haff hinaus, um nach der Vermißten zu suchen. Vergebens! Erst am dritten Tage kam Nachricht, daß die Leiche der Fischersfrau eine Meile oberhalb des Dorfes angespült sei.

Es war ein Begräbniß, das den zahlreich Betheiligten noch lange im Gedächtniß blieb. Der Sarg war mit den schönsten Blumen geschmückt, und Blumen wurden vor ihm hin auf den Weg gestreut bis zum Kirchhof, von dem die grünen Birken freundlich

winkten. Hinter dem Sarge gingen Peter Klars und der Krüger, und sie hatten den kleinen Peter zwischen sich angefaßt, als ob er Beiden gehörte. Und Jeder sah auf sie, und nickte ihnen einen traurigen Gruß zu und dachte bei sich: „Es war doch so das Beste." Als sie aber den Sarg hinabgesenkt und Blumen darüber ausgestreut und Erde daraufgeworfen und ein stilles Vaterunser unter Thränen gesprochen hatten, wandten sie sich zu einander und umarmten sich schweigend und standen lange so. Dann schüttelten sie einander die Hand und küßten das Kind. Sie brauchten Nichts zu sprechen. — —

Konrad Hilgruber machte bald darauf sein Testament und setzte den Sohn der geliebten Frau zum Erben ein. Klars erfuhr Nichts davon, bis nach einigen Jahren der Krüger seinem Brustleiden erlag, und nun sein letzter Wille bei Gericht eröffnet wurde. Er hatte nun Mittel vollauf, seinen Sohn auf's Beste erziehen zu lassen. Da der Knabe gute Fähigkeiten zeigte, brachte er ihn nach der Stadt auf das Gymnasium und ließ ihn dann studiren. Peter wollte zuerst durchaus Seemann werden, wie sein Vater. Als derselbe sich aber nach schwerem Kampfe entschloß, ihn in seinige traurigen Erlebnisse einzuweihen, wandte sich sein Sinn und er beschloß, ein Geistlicher zu werden, womit sein Vater einverstanden war. Nachdem er sich würdig vorbereitet, nahm er eine jener wenig beneideten Pfarrstellen auf der Nehrung an und war durch kein Anerbieten einer Verbesserung zu bewegen, sich von

derselben zu trennen. Die reiche Erbschaft seines Stiefvaters sah er als ein Vermächtniß zum gemeinen Besten an und verwendete sie so, indem er, unbeirrt durch das wiederholte Fehlschlagen der ersten Versuche, planmäßig den Sand der Dünen hinter den Ansiedelungen durch Anpflanzungen von Gräsern, Sträuchern und Bäumen festzulegen bemüht war. Er hatte nach einigen Jahren die Freude, ein kleines Wäldchen aufwachsen zu sehen, das sich bald nach rechts und links erweiterte und in dessen Schutz der frühere dürre Boden Früchte trug.

Eine solche Anlage auf der Nehrung ist eine Stiftung, deren Zinsen den Enkeln und Enkelkindern zu gut kommen. Das Andenken der Wohlthäter grünt in ihr fort, und man segnet sie, wenn man den Sturm von der See her heranrasen hört und sein Haus geschützt weiß, oder wenn man vor dem Sonnenbrand des Sommers ein schattiges Ruheplätzchen unter den grünen Birken findet.

# Inhalt.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig.